[Mysing]

Überreif.

Moderner Roman

von

Otto Mora.

[= Mysing, Oskar]

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

I.

„Ich mache mir nichts aus den Reizen der Natur, wie Du Dich ausdrückst, lieber Freund! Das Bild der Großstadt ist für mich schöner, als alle Landschaften!“

Der Sprecher deutete mit dem ganzen Ungestüm seiner 21 Jahre auf die im letzten Rotgold des Sonnenuntergangs flammende Stadt — die zierlichen Obelisken des Museums, die Riesensäulen des prächtigen Theaters leuchteten noch einmal auf, der große Platz zu seinen Füßen schien erleichtert aufzuatmen von der Last der Tausende, die hier aus dem Centrum der großen Stadt hinausströmten in die entlegenen Vorstädte. Eine graue, dunstige Wolke zog langsam zu der scheidenden Sonne hinauf, als wollte sie all' den Lärm und das Brausen mitnehmen in die stille Abendluft. Die Stadt lag erschöpft da von ihrer Arbeit, wie eine ungeheure Maschine, die nicht mehr geheizt wird, die aber jeden Augenblick wieder in Funktion treten kann.

Der junge Mann blickte noch einmal über den prachtvollen Augustusplatz, auf dem schon die Laternen das Halbdunkel des Sommerabends zu erhellen begannen, und seine lebhaften, blauen Augen blitzten auf, als er halblaut ausrief:

„Ach, wie fühlt man hier das wahre Leben! Wie berauschend schön ist es zu sein und zu schaffen!“

Die Dame, die hinter ihm am Nebentische saß, wandte sich auf einmal halb um und richtete einen langen Blick auf den Sprechenden. Ihr Antlitz war zur Hälfte

von einem weißen Schleier bedeckt, aber man sah trotzdem, wie ihr blasses und müdes Gesicht von dem Gehörten erregt war.

Der junge Mann bemerkte sie indessen nicht. Er war jung, und in seinem Gesicht war der ganze fantastische Egoismus der Jugend, und ihre rücksichtslose Hoffnungsfähigkeit deutlich zu lesen.

Seine beiden Genossen sahen ziemlich gleichgiltig in das Menschengewimmel hinab.

„Sie haben es sehr gut getroffen, Herr Rothauser, daß Sie dies Semester hierher gekommen sind“ meinte der Eine mit einer dünnen, quiekenden Stimme, indem er seine Brille zurechtschob: „Ihre Kollegien sind ausgezeichnet in diesem Sommer.“

„Na, hör mal, Fuchs, Du wirst Dich doch im ersten Semester nicht um Kollegien kümmern — auf solch eine Idee kann auch nur Knautmüller kommen,“ rief sein Begleiter dröhnend, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

Rothauser wandte sich lebhaft um.

„Warum nicht?“ fragte er schroff, in einer Weise, die zu seinem frischen rotblonden Gesicht sehr gut paßte: „wenn ich die Kollegien brauchen kann, werde ich sie hören, Sievers.“

Sievers, dessen Kouleurmütze seinem stumpfen, eindrucklosen Gesicht vergebens einen würdigen Anstrich geben sollte, schob unruhig sein Bierglas vor sich hin.

„Weiß, weiß schon — ein Philister bist Du nicht, aber Du hast Dich immer mit einer Menge Zeugs abgegeben — es ist das ja ganz schön, aber schließlich —“

Er stockte, weil er nichts weiter wußte.

„Schließlich muß man doch immer wieder auf seine eigene Wissenschaft zurückkommen,“ fiel Knautmüller ein, und sein enges, trockenes Gesicht schien ordentlich aufzuatmen bei seinen eigenen, dozentenhaften, wohlstylisierten Sätzen. „Nur ja nicht zersplittern! Das ist heute das Gefährlichste! Und dann lernt man ja nur in der Wissenschaft Welt und Leben wirklich kennen.“

„Welt und Leben," wiederholte Rothauser. „Um diese kennen zu lernen sind wir ja hier! Und ich will sie sehen, diese Frau Welt, vor der einen die mittelalterlichen Dichter nicht genug warnen können, die aber im 19. Jahrhundert wieder die Hauptrolle spielt! Frau Welt! Das Wort wird uns wohl noch ganz andere Rätsel aufgeben, als Schule und Universität."

„Seltsamer Mensch!" flüsterte die Dame am Nebentisch ihrem Begleiter zu, der neben ihr saß, einem noch jungen Mann mit blassen, scharfen Gesichtszügen. Sie hatten beide das ganze Gespräch verfolgt. Er lächelte verächtlich.

„Die unverwüstliche Jugend! Er ärgert mich eigentlich mit seiner Frische und Naivetät. — Wir können ja gleich einmal sehen, ob er sich in der Welt so gut zurechtfinden wird."

Die Dame sah ihn forschend an.

„Was haben Sie vor?"

„Bah, was unter Studenten allgemein üblich ist. — Wie Sie sich vielleicht erinnern werden, bin ich auch Student."

Auf der Terrasse des Cafés, auf der dies Gespräch stattfand, wurden die Lichter angesteckt. Der ganze weite Augustusplatz flammte bald in dem scharfen, hellen Glanze der hohen Straßenlaternen auf. Von unten drang ein leises, unbestimmtes Wogen, das noch nicht erstorbene Leben der Großstadt, empor — man unterschied noch das monotone Rollen der Pferdebahnwagen, das fast geräuschlose Dahingleiten der eleganten Coupés mit Gummirädern und das träge Traben der minder eleganten Droschken — aber alles gedämpft, gleichsam ermüdet von der Sisyphusarbeit des Tages.

Rothauser blickte schweigend auf die im Dunkel der Nacht liegende Stadt, die er heute zum ersten Mal betreten hatte — er mochte sich wohl fragen, ob sie ihm alle die Zukunftsträume verwirklichen würde, die er so sicher und selbstbewußt von ihr forderte. Seine Begleiter standen auf und riefen den Kellner.

In diesem Moment erhob sich der junge Mann am Nebentisch, und im Vorbeischreiten nach der Thür riß er Rothausers Hut und Mantel, die auf einem Stuhl lagen, zu Boden. Einen Augenblick sah er sich um, machte aber keine Miene sich zu entschuldigen.

Sievers fuhr auf und stieß Rothauser an: „Du, das war —“

Dieser wandte sich und musterte den Veranlasser dieses unerwarteten Zwischenfalles. Er war rot geworden, und man sah ihm an, daß er nicht gleich wußte, wie er sich benehmen sollte. Schließlich trat er auf den jungen Mann zu und sprach mit erregtzitternder Stimme: „Mein Herr, Sie werden wohl die Güte haben sich zu entschuldigen?“

Der andere sah ihn von oben bis unten an und erwiderte in trockenem und brüskem Tone: „Sie hätten Ihre Garderobe auch anderswo hinlegen können!“

Rothauser wollte aufbrausen — er hielt an sich und rief halblaut: „Ihre Karte, wenn ich bitten darf.“

Er hatte von Sievers gehört, daß man das so machen müsse.

Sein Gegner lächelte flüchtig. Er zog ein elegantes Visitenkartenetui heraus und bemerkte auf einer Karte seine Adresse, die er Rothauser übergab. Dann grüßte er mit leichtem Hutabziehen und entfernte sich.

Während der ganzen Scene hatte die Dame keinen Blick von dem jungen Studenten verwandt. Ihre Augen leuchteten in einem neugierig-grausamen Glanze, als sie den Austausch der Karten gewahrte. „Es steckt gute Race in ihm“ sprach sie leise vor sich hin — sie fand sein Benehmen für einen Anfänger gar nicht übel.

Aber auch Rothauser hatte sie bemerkt. Und während seine Freunde sich eifrig über die Visitenkarte hermachten, und Sievers erstaunt ausrief: „Ah, den kenne ich ja — v. Delitzsch, alter Herr von den Neo-Saxonen! Du, hör' mal, da bist Du aber an einen tüchtigen Schläger gekommen!“ während sie beide über diesen Zufall einer Kontrahage gleich am ersten Tage lachten, dachte der

junge Mann noch immer über den merkwürdigen Blick nach, den ihm die Dame beim Verlassen der Terrasse zusandte, und der ihn trotz des dichten Schleiers förmlich fasciniert hatte.

Sie war schön — ohne Frage; wenigstens war sie elegant gekleidet. Ein seltsamer, berauschender Duft, eine Ahnung von Frauenschönheit und Anmutszauber, von einer Welt, die er noch nicht kannte, stieg ihm zu Kopf. Sollte das —? Seine unerfahrene Phantasie machte sich allerlei Gedanken über die Damen der großen Stadt. Dies Leipzig hieß nicht umsonst: Klein-Paris.

Und auf seine Lippen drängte sich noch einmal das Wort, das er vor etlichen Tagen in den Liedern Walters von der Vogelweide gelesen hatte, und das der müde, weltkluge Dichter mit lächelnder Verachtung ausspricht; er blickte der Dame nach, die im Schatten der Paulinerkirche verschwand, und murmelte träumerisch vor sich hin: „Frau Welt!"

II.

Die Klingel hatte schon zum dritten Mal durch alle Räume des Theaters ihren schrillen Ruf dringen lassen — das Zuklappen der Logenthüren, das verworrene Gespräch im Parket, der hastige Schritt verspäteter Zuhörer verstummte immer mehr; der ganze riesige Raum sank in seine gewohnte Ruhe zurück, die Vorstellung auf der Bühne begann von neuem.

Rothauser ging noch immer mit unruhigen Schritten im Foyer auf und nieder. Er wollte sich erholen von den unaufhörlichen Tonfluten des Musikdramas, daß er heute zum ersten Mal sah. Als echter Student trug er ein riesiges Opernglas an einem Riemen befestigt und ließ seinen Theaterzettel nicht aus der Hand, während

er von Zeit zu Zeit nach seiner Garderobennummer sah, ob er sie nicht verloren habe. Er suchte sich genau und umständlich Rechenschaft zu geben von dem Kunstgenuß, den der „Siegfried“ ihm bereite, ohne natürlich einer so komplizierten Erscheinung wie Richard Wagner gegenüber anders als zu ganz verworrenen Eindrücken zu kommen. Er hatte gleich mit diesem ganz Modernen anfangen wollen, und auf Knautmüllers Rat diesen ins Theater begleitet.

Es überkam ihn ein seltsames Gefühl in diesen weiten, prächtigen Räumen, die ganz verlassen waren — das bunte Flimmern von Rot und Gold, von glitzernden Krystallen, die im Glanze der großen Kronleuchter schimmerten, diese ganze luxuriöse Folie für eine reiche, selbstbewußte und kunstliebende Gesellschaft — das alles zog ihn mächtig an. Das war nicht das kleine, dunkle Theater, das er von seiner Vaterstadt Lübeck her kannte — das war überhaupt eine andere Welt, in die er geraten war, und in der er zunächst nichts fühlte als seine Unbedeutendheit.

Er dachte an seine Mensur, die er in der nächsten Zeit ausfechten mußte — mit einem Gefühl von Aufregung und Unbehagen, wie es jeder fühlt, der sich 2 Schritt vor einer blanken Degenspitze weiß. Es war das Ungewohnte der Sache, denn Rothauser galt bei seinen Kommilitonen für sehr mutig, und alle waren überzeugt, daß er gut „stehen“ würde.

Da hörte er Schritte von der Ausgangsthür her — von der Treppe zum ersten Rang her kam jemand herab. Ein Herr und eine Dame traten in den prächtigen Saal des Foyers, ohne ihn zu sehen, denn er stand zwischen den zwei Säulen des Eingangs. Er hörte sie sprechen, langsam und müde — und er glaubte die Stimme zu kennen.

„Sie haben brillant gespielt gestern, Helene!“

„Man kann nur gut spielen, was man erlebt hat,“ erwiderte die Dame träumerisch.

Ihr Begleiter neigte leise den Kopf — Rothauser erkannte seinen Gegner, Hans von Delitzsch.

„Wohl wahr“ sprach er, aber man spielt ja schließlich das ganze Leben!“

„Man weiß das, aber man sagt das nicht — andere dürfen das nicht wissen, lieber Freund,“ antwortete sie mit einem Lächeln.

„Und doch verachten wir die Anderen hinlänglich, um unser Leben nach eigenem Gutdünken einzurichten — aber das ist es ja, dies Leben genügt uns nicht — wir brauchen die Andern, und wäre es auch nur, um uns zu weihräuchern.“

Er lachte leise und verächtlich.

Die Dame legte ihren Arm auf den seinen.

„Was wollen Sie — man verachtet auch das Leben immer, wenn man es versteht, und doch lebt man weiter. Es ist doch oft so thöricht, konsequent zu sein!“

Sie schwiegen beide und gingen nach rechts in den Speisesaal des Foyers.

Rothauser blickte ihnen noch lange betroffen nach. Dies ganze seltsame Gespräch, das er kaum verstand, die schöne Frau, die Beziehungen, die Delitzsch ohne Zweifel zu ihr hatte — das alles schwirrte ihm durch den Kopf. Es war dieselbe Begleiterin aus dem Café français, er erkannte sie deutlich wieder an ihrem langsamen und nachlässigen Gange.

Wer war nur diese Frau?

Da kam sie wieder zurück — diesmal allein. Eine schlanke, ebenmäßige Gestalt, ein blasses Gesicht mit wunderbaren, dunklen Augen — sie sah doch noch sehr jung aus, aber niemand hätte sie für ein junges Mädchen gehalten. Ihr Kleid war einfach, dunkelblau, um den Kopf trug sie ein weißes Spitzentuch und darunter quoll das üppige Blondhaar hervor — ein Haar, an dessen Blond sich Poeten berauscht hätten, und das den jungen Studenten noch mehr verzauberte wie diese müden, geheimnisvollen Augen.

Aber er kannte dies Gesicht doch — er erinnerte sich —

Als sie auf den Eingang zuschritt, sah sie Rothauser.

Ein leises Lächeln der Überraschung bewegte ihr Gesicht — ein echt-frauenhafter Einfall durchfuhr ihren Kopf. An ihm vorbeischreitend ließ sie ihren Fächer fallen, und während er mit plumper Hast darnach griff und ihn ihr mit einer sehr linkischen, sehr ungeschickten Verbeugung überreichte, sprach sie leise und flüsternd: „Ich danke Ihnen, Herr Rothauser!"

Er machte ein sehr betroffenes Gesicht. Aber schon stieg sie die Treppe hinab und entschwand ihm wie ein verrauschtes Märchen, von dem nichts bleibt als der Duft der Erinnerung.

Und jetzt entsann er sich auch! In wieviel Photographieläden der Stadt hatte er dies Gesicht nicht schon gesehen! — Sievers hatte sie ihm zuerst gezeigt; es war Fräulein Felsegg, die zweite Soubrette des Stadttheaters, ein Liebling des Leipziger Publikums, eine echt großstädtische Erscheinung, von der man sich viel, sehr viel erzählte.

Also eine Dame vom Theater! Und sie wußte seinen Namen, sie hatte ohne Zweifel von Delitzsch gehört — Rothauser machte es wie alle jungen Leute, wenn ihnen der Gedanke an eine Frau durch den Kopf fährt: er sah heimlich in den Spiegel. Und in seiner eigenen Achtung gewann er in diesem Moment ungeheuer, weil die schöne Frau einen Moment hatte ihren Blick auf ihm ruhen lassen. —

Er blieb sinnend stehen.

Da hörte er vom Saale her den bis ins Gigantische anschwellenden Tonsturm des Finale, dann eine momentane Stille, ein endloses, brausendes Beifallklatschen — und jetzt wurden hastige Schritte vernehmbar, Thüren aufgerissen, die Logenschließer und Garderobièren flüchteten an ihre Plätze — das Stück war aus. Wie eine riesige Welle durchströmte das Publikum alle Räume des Theaters; man sah schwitzende, rufende, diskutierende Gesichter, Frauen, die von der Anstrengung dieses 5-stündigen Schauspiels beinahe erschöpft waren, Studenten, junge Mädchen, die sich versicherten: „der Sieg-

fried sei doch reizend," amerikanische Wagnerenthusiasten — kurz, das gewöhnliche Publikum dieser Stadt, die sich rühmen durfte, eine der ersten Kunststädte Deutschlands zu sein.

Rothauser hatte unten im Vestibul seinen Bekannten Knautmüller getroffen, und beide verabredeten sich, noch eine beliebte Studentenkneipe, die „Drachenhöhle" aufzusuchen, in der man Sievers treffen sollte.

„Du, da geht ja dein Gegenpaukant, Delitzsch."

In der That, der Genannte kam eben die Treppe hinunter — das blasse, gleichgiltige Gesicht hochmütig auf die Menschenströme rings umher gerichtet — er trug einen hellen, kurzen Sommerpaletot, und sein ganzer Anzug war von der gewähltesten Eleganz.

Es war eine auffallende Erscheinung, und Rothauser hatte schon allerlei Seltsames über ihn gehört.

Er sah Rothauser einen Augenblick flüchtig an, ohne eine Miene zu verziehen — nach studentischem Komment durften sie sich nicht kennen oder grüßen.

Knautmüller fand ihn etwas „fatzkenhaft", wie der damalige Kunstausdruck lautete. „Du, komm, wir müssen gehen."

Sie brachen sich mit Mühe Bahn durch das Menschengewühl und traten auf den Augustusplatz hinaus. Es war eine sternhelle warme Sommernacht. Der junge Mann hatte den Kopf noch voll von den glänzenden Bildern, die er hinter sich hatte, von der Pracht der Oper, von dem Anblick dieser eleganten Gesellschaft, von dem Lächeln der schönen Frau . . . .

Sein Begleiter wußte nichts von alledem. Er sprach kein Wort über das Stück, das er eben gesehen hatte. Seine Gedanken waren auf das Bier koncentriert, das er als Student jeden Abend in der bestimmten Kneipe trinken mußte, nachdem er den Tag bei Kollegien und Büchern zugebracht hatte. Zwischen diesen beiden Polen rollte sein Dasein gleichmäßig hin und her — ohne Gedanken und ohne Leidenschaft. Sein Gehirn war eingetrocknet wie sein Gesicht, und vor seiner Seele

stand nur ein blendendes Ziel, an das er mit einem Anflug von Begeisterung dachte: das Examen.

Von der noch sehr belebten Grimmaischen Straße sich nach links wendend, kamen sie in jenen winkeligen, engen und dunklen Teil des alten Leipzigs, der sich um die Universität gruppierte. Hier ist alles clair-obscur, verräuchert und veraltet, hier sind die Studentenkneipen und die Häuser der Freude, die akademische Weisheit und die derbste Lebenslust dicht nebeneinander — ein Symbol des uralten, unveränderlichen und unverwüstlichen deutschen Studententums.

Die Drachenhöhle war ihres Namens vollkommen würdig. Spätere Kulturhistoriker werden solche Kneipen eher für Troplodytennester als für Restaurants vom Schluß des 19. Jahrhunderts halten. Sie lag in einer winkeligen Quergasse, und man trat von der Straße aus eine Stufe hinab in den Flur. Mehrere kleine niedrige Zimmer rechts davon bildeten die Kneipe. Die Wände waren mit phantastischen und zum Teil unerklärlichen Gemälden geschmückt, welche allerlei tropische Landschaften darstellen sollten; einer Säule, die das größere Hinterzimmer in der Mitte stützte, hatte man sogar die Form eines Palmbaumes gegeben. Auf den Dielen des Fußbodens war Sand gestreut, der unter den Füßen knirschte, und unter der Decke verbreiteten etliche Gaslampen die notdürftige Helle.

Rothauser und sein Begleiter traten ein. Die seltsame und abstoßende Atmosphäre dieses Ortes, diese Wolken von Tabaksrauch, der Lärm der Gäste — denn die Kneipe war schon ganz gefüllt mit Studenten — diese dicke, gleichsam mit Bier gesättigte Luft, das wirkte unangenehm auf den jungen Studenten. Er verglich das mit der Sphäre, die er eben verlassen hatte. Sein Gefährte schien hier erst ordentlich aufzuatmen.

Sievers saß schon an einem Tische unter mehreren Kommilitonen und begrüßte ihn laut und lärmend.

„Du, Fuchs — ich komm' Dir die Blume! Hohe Zeit, daß Du endlich kommst — Gestatten die

Herrn, daß ich Sie einander vorstelle: Herr u. s. w. u. s. w.“

Von allen Seiten schnarrte man „angenehm“, machte eine Verbeugung, deren Gelenkigkeit einer Spiralfeder Ehre gemacht hätte, wobei man mit den Füßen scharrte — und die Vorstellung war beendet. Rothauser sah sich um — in diesen jugendlichen Gesichtern hatten das Bier oder die Waffe fast überall ihre Spuren zurückgelassen. Er kam sich sehr unerfahren vor.

Einer war ihm aufgefallen unter diesen Leuten; ein magerer Mensch mit einem kleinen, blonden Schnurrbart und scharfem, intelligentem Gesicht — er erkundigte sich leise bei Sievers nach dessen Namen, er war ein Herr Weinlich, von Profession Jurist.

„Elsa — schnell einen Pschorr! Das Mädel läßt einen doch wahrhaftig hier verdursten!“

„Ein reizender Käfer! Du, Elsa, sag' mal, hast Du nun endlich den langen Mediziner abgeschafft, der immer Deine Photographie mit sich herum schleppte?“

„Elsa, ich liebe Dich,“ krächzte ein Dritter im tiefsten Baß. Die hübsche Kellnerin mit ihrem schwarzlockigen, auf der Stirn kurz abgeschnittenem Haar wußte mit der ganzen lärmenden Gesellschaft auszukommen. Sie hatte auf alles eine Antwort, auf jeden schlechten Witz, auf jede Zweideutigkeit, auf jedes Quantum, das man ihr „vorkam“ — und es war noch ziemlich früh, man sah ihr noch nicht an, daß sie müde war. Sie paßte hierher, ihr volles, kräftiges Gesicht, ihre üppigen Arme, ihre tiefrote, von einem Ledergürtel zusammengehaltene Taille — das kam alles sehr zur Geltung in dem trüben Licht dieser Kneipe und in der ausgelassenen Gesellschaft.

Im Mittelzimmer befand sich ein Klavier, das sofort laut aufschrie, wenn man seine Tasten berührte, und dem ein langhaariges Individuum den Fledermauswalzer zu entlocken suchte.

Elsa summte fortwährend die Melodie leise vor sich hin.

„Du, der Sievers hat neulich behauptet, Du wollest ihn heiraten?“ frug einer der Studenten, namens Hoffmann, und faßte sie zärtlich um die Taille.

Alle fingen laut an zu lachen.

„Du, Du hast wohl —“ rief die Kellnerin burschikos und schlug Sievers auf die Stirn. Am Nebentisch raisonnierte ein durstiger Gast, sie eilte fort.

„Famoses Mädel, beinahe tadellos“ schnarrte Hoffmann und setzte herablassend sein Lorgnon vors Auge. Dieser Hoffmann war wegen seiner „corpsmäßigen“ Manieren bekannt, und Sievers, der einer anderen studentischen Richtung angehörte, sah ihn öfters mitleidig an.

„Scheint aber etwas emancipiert“ wagte Rothauser zu bemerken. Er warf das mit nachlässiger Miene hin, um sich das Air eines Eingeweihten zu geben. Aber der Ausdruck „emancipiert“ war viel zu buchmäßig, um hier nicht aufzufallen.

Hoffmann blickte zu ihm hinüber: „Wie meinten —? Ach — ach so, emancipiert! Ja, ja, schadet aber nichts — im Gegenteil, steht ihr vorzüglich; äh — ganz vorzüglich!“

Weinlich und Knautmüller unterhielten sich über ihre Kollegien.

„Ich habe heute den Professor Seehaus über Erbrecht gehört,“ sagte der erstere geringschätzig: „ich höre von Zeit zu Zeit solche Sachen, um mich von dem Unsinn der ganzen officiellen Staats- und Rechtsmacherei zu überzeugen — die Art und Weise, wie das Erbrecht, das an sich den krassesten Eigennutz repräsentiert, historisch begründet werden soll, ist völlig lächerlich.“

„Aber erlauben Sie, erlauben Sie“ meinte der andere ganz aufgeregt: „das sind ja ganz socialistische Ansichten.“

Seinlich sah ihn scharf an und erwiderte dann kühl und schroff: „Ich bin auch Socialist.“

Rothauser musterte ihn aufmerksam und wollte eben etwas erwiedern, da rief Elsa über den Schenktisch zu ihm hinüber: „Sie, blonder Herr, prosit, ich komme Ihnen ein Stück!“

Sie hatte ihn noch nicht gesehen hier, und der hübsche Junge war ihr aufgefallen — außerdem mußte sie die neuankommenden Gäste animieren.

Rothauser fuhr herum. Er sah in ihr lächelndes, hübsches Gesicht.

Kaum, daß er die übliche Formel hervorbrachte: „Prosit, Fräulein, ich ziehe gleich mit."

Und hastig stürzte er sein Glas hinunter.

„Ach was, Fräulein —" rief Sievers. „Komm, Elsa, Du mußt Brüderschaft mit ihm trinken — er gehört zu uns und ist ein netter Kerl, muß schon nächste Woche „antreten".

Halb lachend, halb ernsthaft stand die Kellnerin auf und stieß mit dem jungen Mann auf Brüderschaft an. Er war etwas rot geworden, ohne recht zu wissen weshalb. Sie sah ihm tief in die Augen dabei.

„Also eine Mensur, schon nächste Woche? Das ist ja schrecklich. Das muß ich wissen!"

Sie hatte sich neben ihn gesetzt, den Kopf in die Hand gestützt und sah ihn an. Rothauser fühlte sich erst seltsam betroffen von dieser vertraulichen Ungeniertheit. Der norddeutsche Aristokrat regte sich in ihm.

Aber er war jung und hatte Gelegenheit vor diesem hübschen Mädchen zu renommieren. Er erzählte seine Affaire mit Delitzsch — den sie übrigens zu kennen schien. Während er sprach, legte sie wie unabsichtlich den Arm auf seine Schulter und blieb so, in einem fort trinkend und sprechend. Auch wenn sie aufspringen und bedienen mußte, kam sie stets zu ihm zurück.

Rothauser sah ihren weißen, starken Hals, der sich beinahe an seinen anlegte, ihre wirklich schönen, modern frisierten Haare — er fühlte das ganze Gewicht dieses üppigen, kräftig atmenden Körpers, der sich immer mehr an ihn anschmiegte, je ausgelassener die Stimmung wurde. Wie ein glühender Nebel stieg ihm die Sinnlichkeit zu Kopfe. Er wagte es den Arm um ihre Taille zu legen — es war ein seltsames Gefühl, dies Weib im Arme zu halten. Er hörte noch halb die

Musik, die einen prickelnden Walzer spielte, er sah seine Kameraden lachen, jubeln und trinken, er trank selbst ein Glas nach dem anderen — der Rausch der Sinne bemächtigte sich seiner.

Er war 21 Jahre alt, und er war sehr streng erzogen. Er hatte nie ein Weib näher bei sich gehabt, als die höchst decenten Patriciertöchter seiner Heimat in den höchst decenten Ballsälen derselben. In ihm regte sich etwas, das man lange unterdrückt hatte. Auch war er schon vom Trinken erregt.

Er hatte jetzt vollständig vergessen, was ihm beim Eintritt so abgestoßen hatte: die entsetzliche Luft in diesem Lokale, die verkommenen Gesichter der Trinker, das laute Lärmen und Sprechen. Die Atmosphäre ihrer brutalen Lebensfreude hatte auch ihn durchseucht. Er bemerkte in einer Ecke des Lokals einen der bekanntesten Sänger der Oper, der mit Elsa's Kollegin lachte und schäkerte — er war natürlich nicht wenig erstaunt und machte Sievers darauf aufmerksam.

„Der ist alle Abende hier — gleich nach dem Theater," erwiderte dieser flüchtig, „eigentlich der Elsa wegen, aber — Sagen Sie, Herr Hoffmann" wandte er sich zu diesem hinüber, „wie war doch Ihre Geschichte neulich abgelaufen mit den Hermunduren?"

Hoffmann lächelte selbstgefällig.

„13 Nadeln hat er gekriegt auf einen einzigen Hieb, den ich ihm beibrachte! Ich sage Ihnen, der Kerl blutete! Aber nachher erst beim Flicken —! Wissen Sie, so eine ungenügende Terz, die ich parierte, und auf die ich ihm eine Tiefquart nachschlug, die sofort Abfuhr nach sich zog!"

„Ja, ja," meinte Sievers tiefsinnig, „wenn man da gehörig abwinkeln kann, ist der Mann fertig!"

Dabei war der Kerl länger als ich," fuhr Hoffmann eifrig fort, „versuchte immer Terzen zu rollen — ich paßte aber zu gut auf. Wirklich pyramidal. — Einen von uns hatte er noch eine halbe Stunde vorher abgestochen!"

„Neulich — das war eine brillante Geschichte,“ warf ein Dritter dazwischen, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „ist bei den Gothonen in Halle passiert — da hat ein Fuchs zwei alte Schläger von den Silesen und schließlich noch seinen eigenen Sekundanten abgestochen.“

Das letzte erregte allgemeines Gelächter. Nachdem man nun einmal auf dies Thema gekommen war, ging man nicht mehr davon ab. Nadeln, Paukzeug, Mensuren, siegreiche oder unglückliche Gefechte gegen fremde Verbindungen blieben an der Tagesordnung. Die Schmisse jedes Einzelnen wurden mikroskopisch untersucht und erläutert — immer derber, roher und lärmender ward die Ausdrucksweise, in der man davon sprach. Es war die Stimmung der römischen Gladiatoren, die fortwährend in einer Sphäre von Blut und Waffen leben.

Rothauser hörte mit Interesse zu. Er focht gern, und er konnte hier für seine Mensur lernen. Er wußte, daß Delitzsch sehr gut schlug, und daß er sich daher in Acht nehmen mußte. Dies Geklirr von Waffen, das man aus den Rodomantaden seiner Kommilitionen heraus hörte, zog ihn an. Seine Augen leuchteten . . . .

Die hübsche Elsa zankte sich mit Weinlich herum, den sie überhaupt fortwährend sehr nachlässig behandelte.

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch, Sie!“

„Blamier Dich nicht, mein schönes Kind! Wissen Sie nämlich“ wandte er sich an Rothauser: „daß sie behauptet, mich neulich im Theater gesehen zu haben, mich, der ich nie ins Theater gehe?“

„Sie gehen nie ins Theater?!“

„Nie — ich interessiere mich nicht für all’ diese Sachen, für — für Kunst und Poesie u. s. w.“

Rothauser sah ihn groß an. Weinlich rauchte kaltblütig an seiner wahrhaft infernalischen Cigarre weiter und fuhr fort: „In meinen Augen ist eine neue Maschine oder eine Abhandlung über eine Reform der Familie von zehnmal höherem Wert als dieser ganze ästhetische Kram.“

„Aber gestatten Sie —“

In diesem Moment wurde der total betrunkene Pianist von dem Wirt unter Beihilfe mehrer Gäste hinausgeworfen, und es entstand ein wahrhafter Höllenlärm. Die Studenten jubelten, die Philister blickten erschrocken von ihren Zeitungen auf, und der Opernsänger lächelte herablassend. Die Gesellschaft, welche jenen hinausbeförderte, stieß auf einen Trupp neuer Ankömmling, der bereits in sehr bedenklichem Zustande war — alle schrien durcheinander. Das ganze Lokal machte den Eindruck, als ob kein Mensch mehr nüchtern wäre. Man sah nichts wie erhitzte Gesichter, heftig gestikulierende Arme und verschobene Hüte. Die sächsische Gemütlichkeit zeigte sich von ihr polternden Seite. Einer der Neu-Angekommenen behauptete fest, es sei hier ein Krokodil ausgestellt, und das solle man ihm zeigen — als dem nicht Folge geleistet wurde, begann er das Reptil überall zu suchen. Die Studenten, die das hörten, brachen in ein tobendes Gelächter aus und stimmten das damals berühmte Lied von dem „Krokodil in Singapure“ an — es entstand ein allgemeines Charivari. Der Wirt bat vergebens um Ruhe.

Rothauser beschäftigte sich immer noch mit Elsa, als seine Kameraden aufbrachen, um noch anderswohin „Bierreisen“ zu unternehmen. Es war dreiviertel 1 Uhr. Man trat hinaus, und in der warmen Aprilnacht merkte man erst, welche Atmosphäre man verlassen hatte. Der junge Student wußte nicht recht, warum Weinlich ihn beim Abschied mit einer etwas spöttischen Miene angesehen hatte. Er dachte auch nicht viel weiter drüber nach; denn er war noch nicht der Herr seiner Eindrücke. Seine Gedanken verweilten bei der hübschen Kellnerin, die ihn entschieden interessierte. Übrigens war er von dieser ganzen ungewohnten Lebensweise auch viel zu sehr ermüdet, um sich noch lange an den Streifzügen seiner Kameraden zu beteiligen, und er trennte sich bald von ihnen.

III.

Fritz Rothauser gehörte einer der ältesten Familien der ehrwürdigen Hansestadt Lübeck an. Seine Vorfahren hatten, nachdem sie wahrscheinlich genug Seeraub getrieben hatten, sich an der Trave niedergelassen und nahmen bald im großen Rat eine hervorragende Stellung ein. Verschiedene waren bei irgendwelchen demokratischen Revolutionen geköpft worden, andere plünderten während der Reformation Klöster und wurden ebenfalls gehängt oder geköpft. Auf so etwas ist man selbst im Jahre 1888 noch stolz. Das aristokratische Wesen der alten Reichsstädte prägte sich bei dem jungen Mann deutlich aus — er war Norddeutscher durch und durch, blond, groß, von sehr weißer Gesichtsfarbe, mit großen roten Händen und sehr scharfen Augen von einem beinahe impertinenten Hellblau. Sein Körper und seine ganze Haltung zeugte von der energischen Kraftaufspeicherung der norddeutschen Race — in seinem Gesicht las man eine gewisse Schärfe des Wesens und jene egoistische Zurückgezogenheit, die diesen Leuten eigentümlich ist; in seinen Zügen war keine einzige feine oder weiche Linie. Alles in allem hatte er „Qualifikation zum Lieutenant“ wie sein Vetter, der in Coblenz stand, einmal äußerte, und Rothauser war niemals glücklicher als an dem Tage, wo man ihm dies hinterbrachte. Dafür war er der Sohn seiner Zeit.

Ausdauernd, hartnäckig in seinen Absichten und von großer Arbeitskraft, schien der junge Mann alle Anlagen zu haben, um die würdige Reihe seiner Vorfahren in seiner Vaterstadt weiter fortzusetzen. Die Familie beschloß ihn zum Juristen zu machen, damit er später Senator werden könnte. Er hatte nichts gegen dies Votum einzuwenden, aber er hatte im Geheimen ganz andere Pläne.

Es war etwas von der alten Wickings-Natur seiner Vorfahren in ihm geblieben, etwas von dem angeborenen, thatendurstigen Weltlichkeitssinn der nordgermanischen

Racen, der freilich im Laufe der Jahrhunderte durch Christenthum, Ästhetik und Bildung gehörig verwässert ist. Fritz Rothauser wäre im 15. Jahrhundert Condottiere geworden und im 18. Abenteurer. Im Jahre 1888 beschloß er Journalist, Schriftsteller oder irgend etwas Ähnliches zu werden — er dachte sich darunter eine freie, unabhängige und gefürchtete Stellung, die ihm gestattete, alle Genüsse und Vorteile dieser Welt auszubeuten. Von irgendwelchen ästhetischen Ideen, von einem dichterischen Drange keine Spur — weil er etwas höher veranlagt war als die gewöhnlichen, rein praktischen Köpfe, wußte er ganz gut, daß die Beamten- oder kaufmännische Carrière ihn nur bis zu einem bestimmten Punkte bringen konnte, an dem er dann bis zum Rest seines Lebens festsaß. Zudem hatte er gegen Kaufleute eine gewisse Abneigung, — es kam das nicht zum geringsten von seinem Vetter, dem Lieutenant, her. Er versprach sich von seinen eigenen Plänen eine große, glänzende und sichere Zukunft — er hatte so etwas von den Landhäusern Scribes u. Zolas und von den glänzenden Honoraren Stindes und Wolffs gelesen, das zog ihn mächtig an.

Übrigens hatte er auch zu wenig gesehen und erfahren, um sich über Kunst und Poesie eigene Ansichten zu bilden und seine Pläne danach zu würdigen. Er interessierte sich so weit dafür, als seine frische, jugendliche und unverbrauchte Sinnlichkeit in Frage kam — ein Makartsches Gemälde konnte seinen Ideengang sehr in Fluß bringen, während man ihm niemals ein Schillersches Gedicht oder die Carrièresche Aesthetik hätte verständlich machen können. Ohne Begriff davon, welche Misère der Beruf des Schriftstellers in sich birgt, und wie gefährlich die Civilisation ist, wollte er sie ausnutzen für seine eigene Größe.

Seine litterarischen Pläne waren übrigens nicht ganz ohne praktische Basis — er schrieb sehr gewandt, und seine Aufsätze waren von allen seinen Freunden bewundert worden. Auch hatte er etliche Novellen ver-

brochen, in denen es sehr anständig zuging, die aber sonst ganz gut waren.

Aber er fühlte, daß das alles nur Schüleraufgaben, Stümpereien waren. Er brauchte die Welt, diese rastlose, glänzende und fieberhaft bewegte, moderne Welt, um seine Individualität auszubilden. Das fühlte er, und darum hatte er sich, nachdem der Gedanke an Berlin aufgegeben war, nach Leipzig begeben, das ihn zudem als Mittelpunkt der Litteratur anzog. Er sah, wie der ausziehende Parzival die Welt vor sich im Schimmer einer rosigen eigentümlich modernen Romantik, einer Romantik ohne alle Ideale, aber voll Kraftbewußtsein und Selbstvertrauen.

Es machte ihm nicht viel Mühe sich in der studentischen Atmosphäre zurechtzufinden, die ihn zunächst umgab. Es gab so viel Neues für ihn zu sehen, zu lernen, zu beobachten, daß sein Geist immer in Spannung blieb.

Den Fechtboden hatte er natürlich eifrig cultiviert. Er hatte sich leidlich „eingepaukt“ und war auf seine Fertigkeiten nicht wenig stolz, obgleich sein Fechtlehrer zuweilen darüber die Achseln zuckte. Indessen war sein Gegner kleiner wie er, und darauf kommt bei einer Mensur auf Schläger viel an.

Endlich war der große Tag erschienen.

Sievers holte ihn früh morgens ab. Es war, obgleich Mai, ein nebelgrauer, regenfeuchter Tag, der sich aber in den Vormittagsstunden bedeutend aufklärte. Die Welt sah trübselig aus, und Rothauser hätte aus einem unbestimmten Gefühl lieber gesehen, wenn die Sonne geschienen hätte. Er war aufgeregt, und man sah ihm das an. Die beiden Studenten packten etwas frische Wäsche und Garderobe ein (was in solchen Fällen nötig ist) und machten sich auf.

„Versuche ihm mit Deinen Terzen beizukommen“, instruierte ihn Siervers auf dem Wege zum Bahnhof „die sind ganz leidlich — außerdem schlägt er selbst eine brillante Tiefquart, da kannst Du gar nicht gegen

— paß also auf, daß Du parierst und dann nachschlägst.“

In Leipzig wurden keine Mensuren geschlagen; man mußte sich zu diesem Zwecke stets nach dem nahegelegenen Halle begeben. Auf dem Magdeburger Bahnhof traf man noch mehrere von Sievers' Verbindung — natürlich nur zu Zweien oder Dreien; die Meisten waren schon vorsichtshalber ganz früh weggefahren. Alle sahen ernst und reserviert aus. Einer, der eine Säbelmensur auszufechten hatte, kaute nervös an seiner längst erloschenen Cigarre und sah alle 5 Minuten nach der Uhr.

Das alles sah doch etwas anders aus, als sich Rothauser gedacht hatte. Er blieb indessen in guter Stimmung, zumal da er ausgiebig gefrühstückt hatte, und die Spannung seiner Nerven legte sich während der Eisenbahnfahrt.

Als man in Halle ankam, regnete es noch. Ein dunstiger, grauer Schleier lagerte über der alten Stadt, über den phantastisch verschnörkelten Giebeln und den alten Türmen und Mauern, die hier noch überall in die moderne Zeit hineinragten. Die Studenten zerstreuten sich nach allen Seiten — sie mußten natürlich vermeiden, daß man auf ihr Vorhaben aufmerksam wurde. Indessen wußte jeder Vorübergehende, wohin sie gingen. Noch eine halbe Stunde ging es so weiter durch die sehr uneben gebaute Stadt, durch enge Gassen und altertümliche Stadtteile — man sah hier noch bedeutend mehr Studenten wie in Leipzig; es wehte hier schon etwas von der akademischen Luft der kleinen Städte. Durch eine enge Querstraße gelangte man an das Ufer der Saale.

Auf einmal brach die Sonne durch das Gewölk und goß wie aus einem Füllhorn die ganze Pracht des Frühlingsmorgens über die noch vom Regen dampfende Gegend. Die alte Burg, der Giebichenstein, mit ihren zerfallenen Mauern und ihrem braunen zerbröckelten Gestein verfehlte nicht den Zauber ihrer unverwüstlichen Romantik auf Rothauser geltend zu machen. Die in frischem Grün glänzenden waldigen Abhänge an den Ufern

der Saale, die buntbewimpelten Holzkähne, die immer zahlreicher auftauchenden Studenten mit ihren farbigen Mützen — alles das berührte ihn wie uralte Poesie, von der er schon längst gehört hatte, wie die verkörperte, farbenprächtige Romantik des echt deutschen Liedes: „An der Saale hellem Strande". Das war etwas anderes als die moderne Großstadt, die er eben verlassen hatte.

Er vergaß beinahe, warum er hier war. Aber Sievers mahnte ihn zur Eile.

Die Stunde, in der Rothauser antreten mußte, war nahe; man sah schon den Ort des Rendez-vous von weitem — es standen natürlich Posten da, welche die Ankommenden musterten und die etwa herannahende Obrigkeit signalisieren sollten.

Beide traten in einen weiten, niedrigen Saal, wo die Mensuren „ausgepaukt" wurden. Man sah etwa 80—100 Studenten in allen möglichen Farben und Mützen an den Wänden umherstehen. Alle blickten mit ernsten und interessierten Mienen auf zwei Kämpfende, die auf einem alten, zerrissenen Teppich mitten im Saale standen. Es herrschte eine allgemeine Stille, und man hörte nur den klappernden Ton der aufeinander treffenden Waffen, das schnaubende Keuchen der schon ganz erschöpften Paukanten und die scharfen Kommandorufe der Sekundanten. Die Gesichter der Kämpfer verschwanden fast vollständig unter dem Blut, das sie bedeckte; Blut tropfte von den breiten Klingen auf den Boden herab und spritzte bis an die geweißten Wände; die Bandagen und Kleider der beiden Gegner, der Teppich auf dem Fußboden — alles war mit Blut durchtränkt.

An der Thür standen etliche „Philister", Bauern aus der Umgegend, die mit offenem Mund und Augen das für sie unerhörte Schauspiel anglotzten. Man kümmerte sich nicht um sie. Fortwährend kamen und gingen Studenten; man trank, rauchte und machte Bekanntschaften — die drei Universitäten Jena, Halle und Leipzig gaben sich hier ein permanentes Rendez-vous. An den Tischen, die im Saale standen, wurde Skat

gespielt, und man huldigte dieser zeitgenössischen Leidenschaft selbst während des Essens und Trinkens — darin verleugneten sich die Deutschen des 19. Jahrhunderts nicht.

Rothauser hatte beim Eintritt in diese bewegte Szene eine sonderbare Empfindung. Die ganze Romantik war weg, in einem Nu fortgeblasen. Was er vor sich sah, erschien ihm als das, was es war — eine der brutalen Notwendigkeiten des Lebens: zu schlagen, um nicht geschlagen zu werden. Der Geruch des Blutes und der Anblick der Waffen fascienierten ihn förmlich — er merkte, wie alle diese anerzogenen Dekorationsstücke: Bildung, Kenntnisse, Aesthetik, Stück für Stück von uns abfallen, wenn man einen Menschen vor sich hat, den man zerfleischen muß; um nicht dasselbe zu erfahren.

„Du, Hans — kommst du nachher zum Essen ins Café Austria?“ fragte ein junger, sehr elegant gekleideter Mann in dem hellen „Stürmer“ der Neo-Saxonen sein Gegenüber.

„Wahrscheinlich — habe allerdings vorher noch eine kleine Sache auszupauken, werde aber wohl kommen. Ihr braucht das Kouvert nicht abzubestellen.“

Der Sprecher lächelte etwas zerstreut — die jungen Füchse bewunderten diese gleichgiltige Bravour. Rothauser hatte seinen Gegner Delitzsch erkannt — derselbe sprach von der Mensur so gleichgiltig, daß er nicht einmal das Diner deswegen aufschob! Eine Art von ärgerlichem und jugendlichem Trotz bemächtigte sich seiner. Und dabei fühlte er, daß er selbst Herzklopfen bekam — die Szene regte ihn auf.

In diesem Moment rief ihn ein Angehöriger der „Soraven“, bei denen er belegt hatte, aus dem Saal. Er sollte einbandagiert werden — in 10 Minuten mußte er antreten. Es war gerade eine Pause eingetreten, und als nächstes Paar würden er und Delitzsch sich gegenüberstehen. Es waren heute ca. 12 Paare zu erledigen, eine Zahl, die unter der gewöhnlichen blieb.

In einem kleinen, niedrigen Nebenzimmer, das einen entsetzlichen Geruch von Carbol und Jodoform ausströmte, wurde der Paukant in die üblichen Bandagen gepackt, welche die gefährlichsten Stellen des Körpers schützten: eine hohe und steife Halsbinde, die eiserne Paukbrille, das Herzleder und die seidenen Bandagen am rechten Arm, welche keinen Hieb durchdringen lassen. Die großen Adern an Hals und Arm, und die Augen waren damit geschützt — der ganze Kopf blieb frei. Alle diese Inventarstücke waren natürlich schon alt, gebraucht und beschädigt.

Moralisch war der Moment des Bandagierens für den Anfänger der schwerste, weil er unmittelbar vor der Mensur und von ziemlich langer Dauer war. Auch fühlte sich Rothauser nach Beendigung der Rüstung so beengt und eingeschnürt, daß er kaum atmen konnte. Sievers stand ihm ermutigend zur Seite und gab ihm selbst den „Speer“, die breite, wie ein Rasiermesser scharf geschliffene Waffe in die Hand. „Nur feststehen — niemals mit dem Kopf zurück — alles übrige ist Nebensache“ raunte er ihm zu, während er ihn in den Pauksaal zurückführte.

Bei ihrem Eintritt richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf die beiden Kämpfer; jeder sah nach ihrem Gesicht.

Delitzsch sah gleichgiltig und selbstbewußt aus wie immer — Rothauser fühlte sich wie unbeweglich in den steifen Bandagen. Man hörte nichts wie die leisen Anordnungen der Sekundanten, welche die Klingen banden und dann mit lauter Stimme schrieen: „Gebunden sind. Los!“

Auf dies Signal kreuzten sich die Waffen — der Kampf begann.

Nach kaum 7 Minuten hatte Delitzsch seinen Gegner abgestochen, indem er ihm eine tüchtige Horizontalquart über das Gesicht zog, er hatte ihm schon mehrere Terzen vorher beigebracht. Er selbst blutete nur aus einem kleinen Risse über der Stirn. Rothauser ward in das „Flickzimmer“ geführt, um dort verbunden zu werden.

Er fühlte sich mehr erleichtert als enttäuscht über diesen schnellen Ausgang der Sache, den ihm freilich jeder hätte voraussagen können, denn Delitzsch focht nicht nur sehr elegant, sondern hatte auch viel Uebung. Indessen hatte er selber ganz gut gestanden, wie ihm seine Freunde von den Soraven gleich eifrig versicherten. Auch hatte er die Genugthuung, das Blut seiners Gegners fließen zu sehen.

Von Fechten war natürlich nicht viel die Rede bei ihm gewesen. Er hatte kaum parieren können — Delitzsch schlug viel schneller wie er; das machte sich alles in Wirklichkeit doch etwas anders wie auf dem Fechtboden.

Rothauser ertrug mit Heldenmut die Folter, die beim Flicken über ihn verhängt wurde, dies Herumreißen in Adern, Fleisch und Knochen, das schlimmer ist als die Mensur selbst, bei der man von den Hieben wenig spürt — er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Sievers hielt ihm die Hände fest, um ihn nicht in der Aufregung des Schmerzes zu Excessen zu veranlassen.

Indessen überstand er bei seiner guten Konstitution die Procedur ganz gut — bis aufs äußerste abgespannt, trat er in den Saal zurück. Er verlangte zunächst am Buffet einen Cognac, um sich zu stärken.

Auf einmal trat Delitzsch, der ihn von fern mit einem humoristischen Lächeln betrachtet hatte, heran und bat um ein Glas Rotwein.

„Sie haben Ihre Terz zu früh angeschlagen, Herr Rothauser," wandte er sich in aller Ruhe an seinen Gegner: „sonst nicht übel — aber sie war nicht durchgezogen."

„Sie — meinen?!" fragte Rothauser, der so verblüfft war, daß er sonst wirklich nichts zu erwidern wußte.

„Gewiß" sprach Delitzsch lächelnd, was seinem blassen, scharfen Gesicht einen ganz eigenen Ausdruck gab. „Sie haben infolgedessen mit dem Kopfe parieren müssen — was immer eine fatale Sache ist."

Und dabei drehte er seinen kleinen, schwarzen Schnurr-

bart und sah auf die Spitzen seiner eleganten Stiefel — zwei Bewegungen, die zu seinen Gewohnheiten gehörten.

Rothauser antwortete ihm, und nach einer Viertelstunde war ein lebhaftes Gespräch im Gange, bei dem die beiden vollständig vergessen zu haben schienen, daß sie sich eben mit der Waffe gegenübergestanden. Sievers sah ihnen von fern mit Erstaunen zu.

Der junge Student wußte nicht, was er von dem Verfahren seines Gegners halten sollte. Erst hatte er ihn so brüskiert, und dann behandelte er ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit! Das war doch eigentlich —

Delitzsch wußte ihn in der That sehr gut zu unterhalten. Er hatte eine eigene Manier über alles zu sprechen und ein gewisses gleichgiltiges Achselzucken, welches Rothauser ungemein imponierte. Als dieser einmal von der Poesie des Studentenlebens sprach, bemerkte Delitzsch:

„Ja, ja, nicht übel — nur etwas naturalistisch. Sehen Sie sich einmal den Saal an, Sie sind jetzt nach der Mensur gerade in der richtigen Stimmung, um alles schärfer anzusehen."

Es trat in diesem Augenblick gerade das nächste Paar ab, das ausgepaukt hatte, 25 Minuten lang, und demzufolge natürlich sehr übel zugerichtet war. Rothauser sah sein eigenes Gesicht im Spiegel — es war ganz blaß infolge des Blutverlustes, der Kopf mit Tüchern umwickelt, bei denen stellenweise noch Blut durchdrang, die Wange mit Jodoform überpinselt, nein, das sah nicht sehr poetisch aus. Und er machte noch einen leidlichen Eindruck. Er sah aber Gesichter, die infolge der Arzneistoffe total gelb oder grün aussahen, und die einen penetranten Geruch ausströmten — das Carbol überwog hier überhaupt alles, es war der eigentliche Mensurgeruch, ein odor academicus, der im dichtesten Gedränge der Großstadt den Studenten verrät. Das verschüttete Bier auf den Tischen, die überall umherliegenden Zigarrenreste, die schmutzigen Skatkarten —

das alles trug dazu bei, den unangenehmen Eindruck der Szene zu verstärken.

„Sie haben recht," murmelte Rothauser. Das „frische, fröhliche Burschenleben" begann ihm doch etwas sonderbar vorzukommen.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als ein Teil von Siever's Kameraden aufbrach, um nach Leipzig zurückzukehren. Rothauser mußte mit ihnen, um ungefährdet und ohne Aufsehen in seine Wohnung zu gelangen, da die Leipziger Polizei bisweilen scharf aufpaßte.

Der häßliche Tag klärte sich noch zu einem sehr schönen Abend auf, und die Saale, der Giebichenstein und das romantische Häusergewirr von Halle boten im Glanze der Sonne einen wundervollen Anblick. Die Studenten zogen in einzelnen Trupps ab — das Schlachtfest, wie es in ihrem Jargon hieß, war vorbei. Auch Delitzsch ging, nachdem er sich in sehr liebenswürdiger Weise von seinem Gegner verabschiedet hatte, fort, um in Halle zu speisen.

Rothauser sah der schlanken, eleganten Figur noch lange nach und sprach nachdenklich vor sich hin:

„Das ist doch aber eigentlich ein ganz netter Mensch!"

Wenn Delitzsch dies Lob noch gehört hätte — er hätte gewiß gelächelt.

IV.

„Die Sonne berauscht — wie alles Schöne. Lassen Sie uns hier etwas ausruhen; ich bin müde geworden."

Die schöne Frau ließ sich mit einem müden Lächeln auf der alten Steinbank nieder, die ganz im Schatten der riesigen Platane verschwand. Ihr Begleiter blieb

stehen und musterte ihr Gesicht mit aufmerksamen Blicken.

Es war traumhaft still im Parke. Die ganze Welt war versunken im Banne der glühenden Mittagsschwüle; wie ein zitternder, goldner Schleier lag die Sommersonne über Feld und Wiesen, die man durch die hohen Gitter des Parks überblickte. In der großen Platanenallee, an deren Ende der zierliche Rokoko-Pavillon herüberschimmerte, war es dunkel und still — wie gemacht für träumerische Spaziergänger bildete diese dämmernde Einsamkeit eine erquickende Oase in der drückenden Schwüle. Auf den entfernten Rasenflächen und zwischen den hohen Stämmen der Buchen spielten die Sonnenlichter ihr seltsames, hin- und herflutendes Spiel, und trafen selbst die breiten Blätter der Wasserlilien in dem kleinen Teiche, die dort ein idyllisches Stillleben führten.

Die schöne Frau blickte träumerisch auf die Wasserlilien hinab und sprach leise: „Wer auch so ruhig leben könnte, wie sie!"

Gleich darauf lachte sie laut auf, und den großen, weißen Sommerhut absetzend, rief sie übermütig: „Es wäre sehr langweilig, glaub ich. Und lange würde ich's doch nicht aushalten — meinen Sie nicht auch?"

Der junge Mann lächelte etwas spöttisch.

„Sie haben sich ja neulich in dem neuen Ballet zu einer Wasserlilie hergeben müssen — ich kann Ihnen versichern, Helene, dies Genre paßt Ihnen nicht — Sie sind zu unruhig dazu."

„Das ist nicht wahr — Sie verkennen mich, wie gewöhnlich."

Delitzsch lächelte fein.

„Soll ich etwa den neuen Kapellmeister fragen?"

Sie sah ihn einen Moment an und murmelte wegwerfend durch die Zähne: „Den Narren!"

Und ihn mit dem rotseidenen Sonnenschirm leicht berührend, rief sie lebhaft: „Aber erzählen Sie mir lieber von Ihrem neuen Freunde, von diesem Studenten, mit

dem Sie sich erst geschlagen haben — wie heißt er doch? Rothauser?!"

Delitzsch ließ sich auf die Bank neben sie nieder.

„Soll ich Ihnen seinen Charakter skizzieren? Was wollen Sie wissen? Positive Seele, gut beanlagt, hat das Abiturientenexamen mit Glanz bestanden, fürchtet sich nicht vor Gott und Teufel — glaubt übrigens auch nicht an beide — hat ein geheimes Verlangen nach Excessen, die ihn ruinieren werden — im Ganzen viel Kraft und Race. Übrigens spielt er ausgezeichnet Klavier und trägt geschmackvolle Kravatten — man kann sich mit ihm sehen lassen."

Helene Felsegg schwieg noch immer und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf der Erde. Delitzsch sah sie aufmerksam an.

„Soll ich Ihnen den jungen Mann vorstellen?"

Sie zögerte mit der Antwort.

„Warum? Sie wissen, ich habe nicht gern mit so jungen Leuten zu thun. — Übrigens, vielleicht, bei Gelegenheit —"

„Wenigstens hat er schon Zeit gefunden, sich in Sie zu verlieben. Er sah Sie neulich als Adele in der Fledermaus — nun Sie wissen ja, bei der Gelegenheit bringen Sie den hartgesottensten Schopenhauerianer zum Wanken."

Sie lächelte flüchtig.

„Sich in mich verlieben! Das Recht hat Jeder, der 3 Mark für ein Parquetbillet bezahlt."

„Das Recht — sagen wir, die Pflicht."

Helene stand mit einer halb ungeduldigen Bewegung auf.

„Sie sind nicht übel heute, mein Freund! Sie machen mir Komplimente, als ob Sie noch in mich verliebt wären wie vor 6 Jahren!"

„Ich werde das auch nicht vergessen, wie ich Sie damals geliebt habe," murmelte Delitzsch, ihr mit einem glühenden Blicke in die Augen sehend.

Die Schauspielerin lächelte bitter.

„Ich auch nicht,“ sprach sie mit seltsamer Betonung.

Beide musterten sich schweigend einen Augenblick. In ihren Augen lag noch etwas von dem Feuer eines erloschenen Vulkans, von jenem Feuer, das unerschöpflich scheint, so lange es brennt. In dieser glühenden Mittagsschwüle, in der die Nerven sich spannen und das Blut anfängt zu sieden, empfanden sie noch etwas von jener wilden Leidenschaft, die sie einst beseeligt hatte. Aber sie wußten wohl — das Feuer war erloschen.

Und dann, es lag noch etwas anderes in den Blick Helenens; es war der Blick der Sklavin, die vor ihrem Gebieter zittert. Zwischen ihnen war etwas vorgefallen, woran die Frau nur mit Schrecken zurückdenkt, und worüber der Mann gleichgiltig die Achseln zuckt.

Sie schritten schweigend die dämmernde Allee hinab. Nach einer Weile fuhr Delitzsch gleichgiltig fort: „Indessen ist Rothauser ohne Zweifel eine höher entwickelte Natur — etwas Aristokrat, gute Race; Sie wissen ja, er will auch Schriftsteller werden.“

„Helfen Sie ihm doch!“

„Hm — ich kann ihn vielleicht Steinberger vorstellen. Im übrigen ist unser Verhältnis ja erst in der Entwicklung; wir verstehen uns ganz gut und unterhalten uns erträglich mit einander, aber er ist noch etwas sehr naiv — ganz unerfahren.“

„Nun, dem werden Sie schon abhelfen!“

Helene warf ihm dabei einen etwas ironischen Seitenblick zu.

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Wie lebt er denn?“

„Bah — einstweilen noch wie ein richtiger Student. Von Eleganz hat er nicht viel Ahnung, aber er ist sehr empfänglich dafür. Seine Bildung ist die gewöhnliche, doch treibt er viel Sport.“

„Im Ganzen muß er Ihnen passen danach.“

„Ich erziehe ihn.“

„Das heißt, Sie ruinieren ihn.“

Sie waren beide am Ende der Allee angekommen. Es standen sich dort zwei alte, verwitterte Steinfiguren

gegenüber, ein Satir und ein Faun — beide künstlerisch sehr vollendet und außerordentlich lebendig dargestellt, beide mit einem wollüstig üppigen Lächeln in dem strotzenden, muskulösen Gesicht. Die Sonnenstrahlen spielten auf ihren Zügen und schienen sie zu beleben — man glaubte, sie würden von ihren Postamenten herabsteigen, um den stillen Park mit ihrer altheidnisch wilden Lebenslust zu beleben.

Helene blieb stehen und sah sie aufmerksam an. Ihre Gedanken beim Hineinleben in diese seltsamen, toten und doch so lebendigen Gesichter erschreckten sie.

„Es ist doch seltsam“ murmelte sie: „wenn die Sonne scheint, lebt alles. Das ist beinahe erschreckend, diese Wirkung der Mittagsglut. Ich würde mich nicht wundern hier Nymphen und Oreaden zu sehen — die Götter sind nicht tot, wie man behauptet.“

„Für die, die sie sehen, nein. Wenn man Phantast ist, wie Sie, Helene —“

Sie strich langsam das schimmernde, blonde Haar aus der Stirn. Ihr blasses Gesicht hatte sich rosig erhitzt unter dem Einfluß der Sonne — sie glich einer der Frauen, wie Grenze sie malt, aber ihre Augen hatten nichts von der strahlenden Lebensfreude des Rokoko — es lag in ihnen die trotzige Melancholie des 19. Jahrhunderts — diese Augen verrieten zu viel Lebenskenntnis.

„Ich glaube, dieser Rothauser ist sehr widerstandsfähig“ sprach sie langsam.

„Das glaube ich nicht. Die Civilisation wird ihn ebenso unfehlbar ruinieren, wie sie uns ruiniert hat.“

„Uns — ja; aber er ist aus anderem Stoffe. Ich glaube, Sie täuschen sich.“

„Wollen Sie mit mir eine Wette eingehen? Ich werde mit ihm machen, was ich will — ich will ihn mit allen Herrlichkeiten der Kultur vergiften, und Sie sollen sehen — er unterliegt.“

Jetzt lächelte Helene — von dieser seltsamen Idee erfaßt.

„Das ist doch schon mehr eine Mephistopheles-Wette.

Aber es sei: hier haben Sie meine Hand." Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich gebe Ihnen zwei Jahre Zeit."

„Es fragt sich nur, welche Rolle Sie selbst bei dem Proceß spielen wollen" fragte Delitzsch langsam.

Sie sah ihn aufmerksam an.

„Nun, das kann Ihnen doch gleichgiltig sein!"

„O, im Gegenteil. Ich werde Ihnen gegenüber stets vorsichtig sein."

„Das heißt, Sie trauen mir nicht!" Und sie lachte hell auf.

„Seien Sie mir doch dankbar," fuhr Delitzsch hochmütig fort: „es beweist doch, welche Achtung ich vor Ihrem Geiste habe —"

„Nun, gut denn" rief sie, am Gitterthor des Parkes angelangt: „machen Sie mit diesem Rothauser, was Sie wollen — und was Sie können, ich sage Ihnen, Sie werden Ihren Zweck nicht erreichen."

Er lächelte verächtlich.

„Ein Student und ein Litterat zugleich — in diesem sybaritischen Leipzig, wo er sich schon jetzt so wohl fühlt? Kehren Sie auf den Boden der Wirklichkeit zurück, Helene; denken Sie, wie es Ihnen ergangen ist und mir und uns allen — ah bah! es ist ja immer dieselbe Geschichte."

Langsam und nachlässig zog er seine hellen Handschuhe an, die er bisher in der Hand getragen hatte, und trat aus dem Park hinaus auf die staubige Landstraße.

Die schöne Frau an seiner Seite senkte gedankenvoll den Kopf — es lag ihr schwer im Sinne, wie müde und zerfahren dies alberne Leben eigentlich sei, wie widerlich dumm dieser ewige tägliche Kreislauf — und doch mußte sie sich zusammennehmen; sie mußte spielen heute Abend, den jungen Pagen in der Operette „Don Cesar", wo sie stets ganz Leipzig durch ihre Heiterkeit und ihre strahlende Frische entzückte.

Voltaire wußte, was er sagte, als er jenen Ausspruch that: Die Kunst ist allmächtig, denn sie lügt.

V.

Rothauser hatte sich bald von seinen geringfügigen Wunden erholt. Er mußte etliche Tage im „Korbe" liegen, zu Hause bleiben und sich pflegen lassen, was er mit dem ganzen Selbstgefühl eines verwundeten Duellanten that. Die Schmisse, die er täglich wohl zwanzig Mal im Spiegel musterte, erwiesen sich indessen zu seiner großen Enttäuschung als viel zu geringfügig, um irgendwelchen bedeutenden martialischen Eindruck zu machen. Sievers, der ihn täglich besuchte, riet ihm zwar, sie mit „Bier aufzusaufen", um sie stärker hervortreten zu lassen, aber gegen dies Verfahren sträubte sich Rothausers Ästhetik. Er lehnte es ab.

Etwa 8 Tage nach der Mensur wurde er eines Nachmittags nicht wenig überrascht, als Delitzsch in sein Zimmer trat. Sie hatten sich ein Paar Mal im Theatercafé getroffen und einmal zusammen diniert — aber es gehörte durchaus nicht zu den Gewohnheiten des jungen Elegants, mit seinen Besuchen sehr entgegenkommend zu sein.

„Ich störe Sie doch nicht?" fragte er mit seiner gewöhnlichen nonchalanten Liebenswürdigkeit „wenn nicht, dann machen Sie einen kleinen Bummel mit mir — ich langweile mich sträflich."

Rothauser war mit Eifer bereit; es schmeichelte ihm, daß Delitzsch ihn so sehr bevorzugte.

„Wie gehts denn Ihrem Freunde Sievers?" begann Delitzsch, als sie langsam durch die Straßen gingen und nach dem Augustusplatz zu schlenderten.

„Danke — er ist heute wieder auf Mensur. Ich glaube, er opfert sich riesig auf für seine Verbindung, diese Mensur hat er freiwillig übernommen."

„So, so — Sagen Sie, haben Sie nie Lust gehabt aktiv zu werden? Seien Sie unbesorgt" fügte er lachend hinzu, als er Rothausers betroffene Miene gewahrte

„ich will Sie nicht „keilen". Ich meinte nur — wenn man von Hause kommt, hat man doch gewöhnlich seine Ideen darüber."

„Ja" sprach Rothauser zögernd, „mir scheint das Kouleurleben doch zu zeitraubend, und dann glaube ich, es ist viel Renommisterei dabei — aber es hat doch auch viel Anziehendes und Vorteile!"

Delitzsch lächelte.

„Sie haben gewiß schon als Primaner oder beim Abiturientenkommers unter Ihren Landsleuten und Bekannten jene alten Studenten angetroffen, die Ihnen mit Begeisterung die Herrlichkeit des Kouleurlebens anpriesen," sprach er „nicht wahr? Schon beim Mulus werden da Keilversuche gemacht, damit der Betreffende sich unwiderruflich an eine Sache bindet, die er nicht kennt und vielleicht Jahre lang bereut!"

„Ja wohl" gestand Rothauser „wir hatten zu Hause auch solche Exemplare — ich habe mich aber immer sehr kühl dagegen verhalten."

„Und sind immer heil davon abgekommen?! Gratuliere — Hier kann man im Anfang des Semesters diese Posse immer sehr gut beobachten. Die jungen Leute springen ja jetzt viel weniger ein wie früher, daher muß der Fuchsfang energisch betrieben werden — alte Herren und Burschen, die gut zu keilen verstehen, werden daher auch hoch geschätzt in den Verbindungen und bekommen sozusagen eine moralische Prämie für jeden eingelieferten Kopf. Erst werden die schüchternen Ankömmlinge nur auf die Kneipe geladen. „Sie brauchen sich ja die Sache nur anzusehen, das verpflichtet Sie ja zu nichts —" man behandelt sie mit äußerster Höflichkeit, so daß sie ganz perplex werden — sind sie ein paarmal auf der Kneipe gewesen und springen nicht ein,dann erhalten sie eine Forderung — und sind sie erst aktiv — aha, das Blättlein wendet sich — die Liebenswürdigkeit und die Freiheit sind zum Teufel, jetzt heißt's Ordre parieren — Zeit, Geld und Kräfte opfern, und das Ganze nennt man freies Studentenleben!"

Rothauser lachte, die Sache kam ihm nicht so unrichtig vor — bei seinem Egoismus stand er überhaupt jedem Vereins- und Verbindungsleben antipatisch gegenüber.

Sie waren mittlerweile beide beim Café français angekommen und nahmen an einem der kleinen Tische in der Veranda Platz.

Es war um die Stunde, wo an dieser Ecke, der Mündung der Grimmaischen Straße auf den Augustusplatz, ungefähr ganz Leipzig vorbeiflutete, wo sich hier in den engen Straßen ein ungeheurer Verkehr aufstaute. Darum war dies Café auch in allen Kreisen der Bevölkerung so beliebt — man sah hier alles und wurde von allen gesehen. Studenten in bunten Mützen, langsam einherschlendernde Offiziere, polnische Juden in langen Röcken, elegante halbe und ganze Welt — alles passierte hier, musterte flüchtig das Publikum unter der von eisernen Säulen getragenen Veranda, sah auf die Annoncensäule, die an der anderen Seite der Straße stand, oder trat an die Selterswasserbude, welche sich beim Café erhob — ein unaufhörliches Grüßen, Nachsehen, Ansprechen und Hinweisen — und inmitten dieses Trubels das Sinnbild der Ordnung, der Schutzmann, dessen moralische Autorität in Wahrheit noch größer war, als seine selbstgefällige Amtsmiene erkennen läßt.

Oben auf dem Balkon, der bei schöner Witterung selten einen freien Platz bot, hatte man eine vorzügliche Aussicht über die Prachtgebäude des Augustusplatzes und über den ganzen Verkehr da unten. Kurzum, diese Ecke hatte etwas so durchaus großstädtisches, daß sie jedem Beobachter das fesselndste Schauspiel bieten mußte, und das empfand Rothauser auch — er vertiefte sich mit lebhaften Blicken in das abwechslungsreiche Kaleidoskop, das da vor seinen Augen vorbeizog.

„Sehen famos aus, die Leute,“ meinte er mit einer gewissen Bewunderung auf eine stattliche Schar junger Leute hinweisend, die in roten Mützen vorbeizog.

Delitzsch sah flüchtig hin.

„Ah, die Moldovia! Sie sagen ganz richtig: sehen aus!“ Er lächelte bei diesen Worten. „Wenn Sie wüßten, wie diese Leute mitunter essen, leben und wohnen! Aber nach außen: patentes Auftreten, stilvolle Scheitel, selbstbewußte Miene — alles nur außen!“

„Sie übertreiben. — Man wird da doch auch gewiß gut erzogen in diesen Verbindungen?“

„Erzogen! Wie denken Sie sich denn das? Ach so, Sie meinen die statutenmäßige Bildung des Charakters, wie die Kouleurs sich ausdrücken!“

„Ja, ja!“ Rothauser sagte das schon etwas verlegen.

„Dazu haben die Verbindungen ja gar keine Zeit. Sie müssen ja Frühschoppen machen, Skat spielen, kneipen und allenfalls – was noch das Beste ist — auf dem Fechtboden liegen.“

„Aber man profitiert doch mancherlei, im Verkehr, an Bildung und auch gewiß an Kenntnissen!“

„Bildung und Kenntnisse! Ich sage Ihnen ja, bei dem Äußerlichkeitswesen der heutigen Verbindungen ist dazu keine Zeit. Kontrollieren Sie doch einmal die Lebensweise Ihres Freundes Sievers, ob der auch nur eine Stunde des Tages für seine sogenannte Bildung frei hat. Er steht ja immerfort unter der schärfsten Disciplin. Selbst wenn die Leute wollten, könnten sie sich all diesen Verpflichtungen nicht entziehen.“

Rothauser schwieg bedenklich. Es war ihm schon aufgefallen, daß er Kouleurstudenten unter sich fast immer nur von Nadeln, Mensuren, und Bierreisen hatte erzählen hören.

„Allerdings haben die Herren ein bedeutsames geistiges Gebiet in Pacht genommen,“ fuhr Delitzsch lächelnd fort; „sie simpeln Politik — wenigstens hier. Der Antisemitismus steht dabei in erster Linie.“

„Aber sie müssen doch arbeiten — sie haben doch ihre Fachstudien und nachher die Examina!“

„Hm — die letzten zwei Semester wird ja in der Regel auch gebüffelt, da paukt man sich zum Examen

ein. Weiter geht der Gesichtskreis der Leute ja fast nie — darin liegt der Zug der Zeit, es sind alle weiteren Gesichtspunkte verloren gegangen. Wenn ich in den Zeitungen von den idealen Gesinnungen der studierenden Jugend lese, muß ich immer lachen."

„Nun — es wird doch wenigstens gearbeitet!"

Delitzsch legte seine Cigarette weg und steckte gelassen die feine Meerschaumspitze ein.

„Wissen Sie, wer an den deutschen Universitäten am fleißigsten ist?" fuhr er fort. „Lassen Sie es uns offen heraussagen: die Juden und die Ausländer!"

„Aber die Kouleurs nützen doch wenigstens in der Beziehung — ich meine, sie kommen für einen ordentlichen Lebenswandel ihrer Mitglieder auf — in sittlicher Hinsicht," wandte Rothauser ein.

Delitzsch konnte sich nicht enthalten zu lachen.

„Meinen Sie? Ich will Ihnen sagen — keine von den hiesigen Verbindungen wagt es, auch nur programmäßig Keuschheit als Prinzip anzunehmen; — sie wissen sehr gut, das geht nicht. Da könnten sie sich gleich alle in Perpetuum suspendieren. Die großstädtischen Weiberverhältnisse und die Studenten — das ist ein schönes Kapitel. Wie es an den kleinen Universitäten ist, weiß ich nicht — aber hier und auch in Berlin — na, ich danke!"

„Aber das muß doch schließlich eine nette Wirtschaft im Gefolge haben," rief Rothauser mit einer Art Entrüstung, „was sind das für Zustände!"

Delitzsch sah ihn an.

„Und was sollen die jungen Leute denn machen?" sprach er ganz kaltblütig, „bei den heutigen Verhältnissen ist an ein Heiraten vor dem 28. oder 30. Jahre garnicht zu denken — inzwischen fordert die Natur ihr Recht — lassen Sie die prüde und heuchlerische Gesellschaft darüber raisonieren, wie sie will, die Thatsache ist da, es ist ein physischer Zwang, den uns die Natur auferlegt. — Die Heuchelei der sogenannten gebildeten

Gesellschaft ist eben in diesem Punkte darum so nichtswürdig, weil sie auf allerlei Abwege führt."

Rothauser verstummte.

„Ich habe mir die studentischen Verhältnisse allerdings ganz anders gedacht," begann er nach einer Pause kleinlaut, „in der Politik werden aber wohl immer noch vielfach liberale und demokratische Ideen verhandelt — die Universitäten waren ja doch früher bekannt dafür!?"

„Tempi passati," erwiderte der andere lachend, „die heutige Jugend will nicht viel mehr wissen vom Liberalismus — das hat längst aufgehört. Ah — wer heute noch am Liberalismus festhält auf den Universitäten, das sind die Juden — und die haben ihre Gründe dazu! Aber die Anderen sehen ja doch blos auf ihre Karrière und pflegen konservative Ansichten — falls sie sich überhaupt den Luxus des Nachdenkens gestatten."

Rothauser zuckte die Achseln.

„Aus alledem resultiert keine erbauliche Bilanz," sprach er mit einer Art Seufzer. „Ah, da geht ja Ihr Bekannter Hofmann! Er hat ja eine Dame am Arm!"

Beide grüßten. Rothauser machte dabei ein betroffen neugieriges Gesicht.

„Na, warum nicht? Es ist sein Verhältnis, eine Konfektioneuse von der Petersstraße. — Wundert Sie das?"

„Hm — und damit geht er so öffentlich —"

Jener sah ihn humoristisch an.

„Aber ich bitte Sie — es hat doch fast jeder von uns sein Verhältnis in der einen oder der anderen Form — d. h. wenn man diese Damen bezahlen kann. Und es liegt mehr Poesie in dieser Art Liebschaften, als Sie vielleicht glauben."

Rothauser lächelte unendlich geringschätzig.

„Poesie! Verhältnisse mit solchen Weibern —"

„Ich finde mehr Poesie in diesem Leben," entgegnete Delitzsch trocken, „als in der Manier, wie heutzutage die meisten Ehen in der guten Gesellschaft geschlossen werden — wo Mutter und Tochter den zukünftigen Mann nur

als ein Versorgungsinstitut betrachten, und wo um diese geschäftsmäßige Nüchternheit soviel herumgelogen wird."

Rothauser schwieg. Wie so viele junge Leute, wagte er nicht auf diese Dinge näher einzugehen.

„Sie würden also heute niemandem raten, aktiv zu werden," begann er, auf das frühere Thema zurückkommend.

„Das kommt auf den Einzelnen an. — Da läßt sich im allgemeinen nichts sagen. Mancher braucht das Kouleurleben, schon um sich unterhalten zu können. Für Sie, glaub' ich, würde es nicht passen — Sie würden sich nicht fügen wollen.

Rothauser nickte.

„Und dann, sehen Sie," fuhr der Andere fort, „bietet dies Leben auch der Eitelkeit nicht mehr die Befriedigung wie früher. Ehemals spielten die Studenten eine Rolle im öffentlichen Leben, und manche bilden sich das auch jetzt noch ein — während das doch garnicht mehr der Fall ist. Alle diese Kouleurs, mögen sie sich nennen, wie sie wollen, sind nur noch Schalen ohne Kern — die Ideen von früher sind heraus, die Schlagworte von der Freiheit u. s. w. haben keinen Sinn mehr."

„Wissen die Leute das denn selbst nicht?" fragte Rothauser nicht ohne Ironie.

„Hm — manche ahnen's wohl, aber sie dürfen's nicht sagen. Man muß ja seine offiziellen Ansichten haben. Wir haben ja überall unsere offiziellen Ansichten — in der Armee, in der Justiz, unter den Beamten, in den Kouleurverbindungen. Aber wie viele glauben noch dran — pah!"

„Ja," erklärte Rothauser mit Überzeugung, „ich habe eigentlich auch niemals Lust gehabt, aktiv zu werden — sich immer unterordnen zu müssen."

Delitzsch hörte aufmerksam zu. Aus den Worten des anderen merkte er jenen echt modernen, genußsüchtigen Egoismus aufsteigen, der keine Fesseln und Schranken mehr dulden will.

„Hm — ja," bemerkte er dem jungen Studenten gleichmütig, „und doch ist es zehnmal besser Kouleurstudent zu sein, als dies alleinstehende Versimpeln in Skat und Politik oder dies Herumsumpfen in den wissenschaftlichen Fachvereinen, die heute so sehr Mode sind! Dies widerwärtige Strebertum, das in den letzteren groß gezogen wird, ist ebenfalls echt modern — und da ist mir die abgeblaßte Romantik der Kouleurs immer noch lieber."

„Aber das beste ist doch auf sich selbst zu stehen, allein, seine Freiheit zu behalten."

„Meinen Sie? Herr Rothauser, die Civilisation ist gefährlich. — Sie lächeln? Warten Sie ab. – Was ich sagen wollte, die ganze Geschichte der heutigen studentischen Verhältnisse ist eben auch ein Zersetzungsprozeß, wie so vieles in unserer Gesellschaft — das alte ist ruiniert, und etwas neues haben wir nicht. Aber man trifft immer noch unter den Kouleurs die anständigsten Charaktere, und ewig Schade wäre es, wenn unsere alten Kouleuren von den Universitäten verschwänden; darum verkehre ich mit Kouleurstudenten immer noch am liebsten — die Leute haben in der konfusen Welt von heute doch wenigstens noch ein Prinzip, das gar nicht genug hoch zu schätzen ist, das Prinzip der Waffe, der unbedingten Satisfaktion; die scharfe Zucht bei den Mensuren ist vortrefflich."

Rothauser nickte – die Empfindung Delitzsch's, die in dessen letzten Worten lag, teilte er voll und ganz.

Das Gedränge mehrte sich. Es war um die Stunde, wo die Geschäfte in der Grimmaischen- und Petersstraße geschlossen wurden, wo das Theater begann, und Cafés und Restaurants sich füllten. Die Arbeit hörte auf, der Genuß trat in seine Rechte. In der grellen Beleuchtung des nervös zitternden, elektrischen Lichtes sah man graziöse Frauengestalten mit blassen, anziehenden Gesichtern, kokett gekleidet, im Gedränge ihren Weg suchen — die verführerischen Nachtfalter der großen Stadt, Grazien, die so überaus modern scheinen, und die doch in Wahrheit

so alt sind wie die Welt — man sah als lehrreichen Gegensatz dazu die Professoren von der nahegelegenen Universität herabkommen, Leute mit vorsündflutlichen Kragen und unmöglichen Frisuren, aber mit Ideen, welche die Gesamtheit der Welten begreifen, teilnamslose Denker, welche die Welt im Innersten erkennen wollen und einen widerspänstigen Kragenknopf nicht zu bändigen vermögen — man sah jene für Leipzig so charakteristischen Figuren, blasse und schmächtige junge Leute mit langem Haar und großem, schwarzem Rundhut, die entweder Musiker oder Theologen sind, Leute, die ganz aus Enthusiasmus zu bestehen scheinen, und die ihren letzten Groschen für die Generalproben im Gewandhaus opfern würden.

Fata Morgana! Wie ein buntes, farbiges Traumbild flutete die Welt vorbei — Jeder mit seiner Maske und Jeder mit seinen Enttäuschungen, alle Betrüger und alle betrogen.

Diese beiden jungen Leute, die mit ihrer kühlen Sicherheit in dies Treiben hineinsahen, ahnten das — und doch schlummerte auf dem Grunde ihrer Seele der unsterbliche Dämon Eitelkeit, der beständig ausruft: „Ihr anderen, ihr seid nichts — nur ich bin etwas!“

Rothauser senkte nachdenklich den Kopf — alles, was sein neuer Freund ihm sagte, wirkte seltsam beängstigend auf ihn.

„Ah, da geht die Felsegg!“

Sie grüßten beide — der junge Student wurde über und über rot. „Sie muß ins Theater!“ murmelte Delitzsch. „Was ist denn heute? Ah so, die sieben Schwaben! Da — sehen Sie den jungen Mann dort in der Pferdebahn, das blasse Gesicht mit dem etwas schäbigen Rock!“

„Was ists mit dem?“

„Das ist ein sehr talentvoller Schriftsteller — ich habe ihn noch gekannt, als er hier studierte. Er gab damals sein Studium auf, stürzte sich in seinem Enthusiasmus für die Poesie gleich auf Litteratur, schrieb

Romane und Novellen — führt jetzt natürlich eine ziemliche miserable Existenz — leben kann man ja davon nicht — und da er Antisemit ist, hat er sich viele jüdische Zeitungen verfeindet — gehört auch zu dem perduta gente!"

„Ist das möglich!" Rothausers Neugier war aufs lebhafteste erregt. „Aber ich dachte, gerade in der großen Stadt könne ein Schriftsteller am ersten aufkommen der Austausch der Ideen ist doch ein so lebhafter — ich meine, man hat da doch auch ein Publikum, das viel liest!"

Delitzsch winkte abwehrend mit der Hand.

„Ach, ach, die Litteratur! Ein Übermaß von Angebot und so wenig Nachfrage — Verleger, die nur Geschäfte machen wollen, und ein Publikum, das beinahe principiell keine ernsten Sachen liest. Wer heute sich mit Idealen an die Litteratur macht, geht fast immer unter."

In diesem Moment kamen zwei Damen aus dem Café und gingen durch die Vorhalle — prachtvolle Figuren in koketten, dunklen Jackets, einen Stehkragen mit weißer Kravatte um den Hals — die Eine, eine reizende Blondine, nickte Delitzsch mit einem vertraulichen Lächeln zu, worauf er ebenfalls lächelnd den Hut zog.

„Was war denn das?" Rothauser war ganz besonders konsterniert über den Stehkragen — solche Damen hatte er wahrhaftig noch nie gesehen!

„Ah, das war — die Kleine habe ich früher einmal gekannt, die Blondine. Das ist auch ein hübsches Kapitel! Sie sehen ja, sie hat eine vorzügliche Gestalt und ein ganz leidliches Gesicht, außerdem viel Temperament — sie wollte ans Theater, irgend ein provinzialer Verwandter hatte ihr das eingeredet. Sie stammt nämlich aus einem kleinen Neste in Thüringen. Als sie sich nun hier meldet — diese jungen Mädchen verfallen den Großstädten wie die Motten, die ums Licht flattern — da sagt man ihr, man würde sie sehr gern engagieren, zunächst als Choristin, 15 Mark Gehalt, monatlich."

„Was? 15 Mark!"

„Jawohl — sie war natürlich konsterniert. Man

fragt, ob sie bei ihren Eltern lebe? Nein. „Ja haben Sie denn nicht irgend ein Verhältnis?“ Das wird als selbstverständlich angenommen — wovon soll sie denn sonst auch leben? Sie war beim ersten Male außer sich über diese Frage – aber mit der Zeit gewöhnt man sich an alles – und sie fand auch teilnehmende Freunde!“

„Und jetzt?“

„O jetzt geht es ihr recht gut — sie hat einen sehr reichen Liebhaber!“ Delitzsch sagte das mit einem Ernste, der Rothauser beinahe als Naivetät erschien.

Er sah den beiden Damen nach, die langsam über den Augustusplatz gingen nach der Post zu – ihr Benehmen und ihre Toilette waren durchaus nicht auffällig, aber alles elegant, Chic, von einem undefinierbaren und doch unfehlbaren Reiz — Fritz Rothauser hatte sich über solche „Damen“ ganz andere Vorstellungen gebildet!

„Haben Sie übrigens die Schwester gesehen?“ fuhr Delitzsch nachlässig fort, „auch nicht übel — und beinahe dieselbe Geschichte. Sie wurde von ihrem Bräutigam, einem kleinen Handwerker, verführt (die Lüderlichkeit ist in diesen Kreisen eben so groß, wie in der höheren Bourgeoisie), löste später das Verhältnis mit ihm und suchte hier eine Stelle. Sie fand auch etwas passendes in einem der größten Konfektionsgeschäfte — ich glaube 50 Mark monatlich – das ist auch eine miserable Gage. Aber immerhin, sie nahm an, weil sie mußte. Beim Abschluß sagt ihr der sehr liebenswürdige Disponent oder Chef (ich weiß nicht mehr genau) „nicht wahr, Fräulein, ich darf Sie einladen heute abend mit mir zu soupieren?“ Als sie ablehnt, erklärt er ihr ganz unumwunden: „Bedaure, die Stelle ist nicht mehr frei!“ Was sagen Sie dazu? Als sie das ein Paar mal durchprobiert hatte, nahm sie eine Stelle als Kellnerin an — dabei kam sie schließlich auch zu Falle — und jetzt — ich glaube, sie ist jetzt wieder im Geschäft irgendwo.“

„Aber ist denn das überall dieselbe Gemeinheit?“ fragte Rothauser mit wirklich unverhohlenem Erstaunen.

Delitzsch fuhr langsam mit der Hand durch die weißlichen Rauchwolken seiner Cigarette.

„Bah, das sind ja Geschichten, die alle Tage vorkommen! Weibliche Arbeitskräfte in der Großstadt — das wird immer ausgebeutet!“

Rothauser schwieg. Es war ganz finster geworden mittlerweile. Wie ein dunkler, verschwimmender Nebel lag die Nacht über den prächtigen Gebäuden, den luxuriösen Bauten der Großstadt. Man hörte ihr Leben noch brausen und wogen in abgerissenen, allmählig ersterbenden Lauten, in dem immer noch lebhaften Treiben der Straßen und in manchen charakteristischen Erscheinungen, für die der Tag jetzt erst beginnt.

Der junge Mann sah nachdenklich vor sich hin. Er ahnte die große Tragödie, die von dieser Menge Tag für Tag unter höflichem Lächeln, verbindlichen Grüßen und liebenswürdigen Worten aufgeführt wird, die Tragödie des Kampfes um das Dasein.

„Ah, guten Abend!“

Rothauser und Delitzsch begrüßten zwei bekannte Gestalten, die ins Café traten, es waren Weinlich und Knautmüller. Man setzte sich zusammen, nicht ohne ein gewisses ironisches Lächeln Weinlich's, als Delitzsch seine hellen Handschuhe von einem Stuhle nahm, um ihm Platz zu machen. Er hatte für solche „Modenarrheiten“ durchaus keinen Sinn!

„Sie waren ja heute nicht im Kolleg bei Hofbrunn,“ begann Knautmüller zu Rothauser, „es war sehr interessant — er ist jetzt beim Rationalismus und geht besonders auf die Grenzlinien von Philosophie und Religion ein.“

„Aha, fangen Sie auch schon an zu schwänzen?!“ Delitzsch lächelte, während er das sagte.

„Ja, offen gestanden,“ sprach Rothauser mit einer gewissen, wissenschaftlichen Unsicherheit, „ich habe mich darin getäuscht — von dem Kolleg hatte ich etwas ganz anderes erwartet, es hieß doch Ziel und Aufgabe der Philosophie.“

„Und da hatten Sie gehofft, gleich Aufklärung über

die wichtigsten Fragen, Unsterblichkeit, Menschheitszweck u. s. w. zu finden, nicht wahr?“ fragte Delitzsch ironisch.

„Hm!“ Rothauser wagte nicht zu sagen, daß er das in der That erwartet hatte.

„Ein kleiner Irrtum, Herr Rothauser — in solchen Kollegien bekommen Sie nur eine Revue über die bisherigen Irrtümer.“

„Ja, mir scheint auch, ich weiß nicht — der Mann geht offenbar darauf aus, die Philosophie mit der herrschenden Religion zu verschmelzen — wenn das der ganze Zweck der Forschung ist.“ —

Er zuckte die Achseln. Delitzsch lachte, Weinlich ebenfalls. Knautmüller machte ein unbehagliches Gesicht.

„Ich begreife überhaupt diese Manier nicht,“ fuhr Rothauser fort: „dieser Docent zählt ganz mechanisch eine Ansicht nach der anderen auf, citiert alle möglichen Bücher, spricht fortwährend in Bildern, Gleichnissen — dabei erfährt man von der Sache garnichts!“

„Aber Sie haben doch die Bibliographie,“ sprach Knautmüller fast feierlich. „Sie müssen auf das Einzelne eingehen – Gott, diese allgemeinen Gesichtspunkte sind ja nichts wert!“

„Was soll ich denn mit dem Einzelnen? Ich will doch hier einen Ueberblick, eine ganze Weltanschauung haben!“

„Da können Sie lange warten, Herr Rothauser,“ fiel Delitzsch gemächlich ein. „Glauben Sie denn überhaupt, daß die Wissenschaft dazu da ist, über die Geheimnisse der Welt aufzuklären?“

„Wozu denn sonst?“ Rothauser machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Bah, die Welt ist jetzt noch genau so rätselhaft wie vor jeder wissenschaftlichen Forschung - die Wissenschaft dient nur dazu die Grenzen unseres Verständnisses zu zeigen. Sehen Sie, Leute wie Descartes und Leibnitz konnten die Welt noch begreifen, weil sie für ihren Gesichtskreis noch klein und faßbar war — aber wir! Unsere Forschungen haben ja die Welt immer größer

und unbegreiflicher gemacht — was wir jetzt Wissenschaft nennen, ist ein Ausblick in unendliche Tiefen — wir haben die eingehendsten Untersuchungen über alle Einzelnheiten, aber ein System für das Ganze ist unmöglich."

„Die Einzelheiten, da liegts!" stimmte Knautmüller bei. „Sie dürfen sich ja überhaupt bei Leibe nicht zersplittern! Gleich von vornherein auf ein bestimmtes Fach konzentrieren!"

„Man soll sich mit nichts wie Texten, Glossen, Handschriften beschäftigen, nicht wahr?" meinte Rothauser ironisch.

„Nun, das auch, gewiß, das ist nötig — man muß sich anstrengen heutzutage. Wir müssen viel mehr leisten wie früher, mit dem, was man vor 10, 20 Jahren lieferte, damit ist man schon lange nicht mehr zufrieden jetzt." —

Er seufzte unwillkürlich. Sein trocknes, ausgedörrtes Gesicht sah mit einem starren Ausdruck in das Dunkel hinaus — auch er litt unter diesem Kampfe der Konkurrenz, an dem die Wissenschaft so gut teil nahm, wie alles andere — auch ihn sog die große Stadt aus mit ihrem Uebermaß von Ansprüchen.

„Aber wozu ist denn da diese ganze Wissenschaft da?" fragte Rothauser schließlich.

Weinlich lächelte cynisch.

„Na, zunächst giebt es doch sehr hübsche Gehälter dabei."

Der junge Mann sah ihn an — der Anblick der Welt schien ihn zu erstarren wie das Bild der Medusa.

„Aber was bleibt denn da übrig?" fragte er wie unwillkürlich.

Delitzsch lachte.

„Der Genuß!" sprach er.

„Die Zerstörung!" fügte Weinlich leiser hinzu, und seine Augen leuchteten. Die Anderen hörten das indessen nicht.

VI.

Fritz Rothauser ließ von allen Seiten das neue Leben, das ihn umgab, auf sich einwirken. Er sah alles, trieb alles, wollte alles versuchen und analysierte alles und jedes. Während er den einen Gegenstand secierte, spähte er schon unruhig nach dem anderen, voll Furcht, daß er ihm entgehen könne. War er zwei Abende hinter einander im Theater, so glaubte er die Wissenschaft vernachlässigt, und hatte er den ganzen Tag gearbeitet, so schalt er sich einen Stubenhocker, der das wirkliche Leben fliehe. „Man wird nicht Schriftsteller, wenn man das Leben nicht studiert,“ wiederholte er sich mit wichtiger Miene, worauf er die Studentenkneipen aufsuchte, um das Leben kennen zu lernen. Wenn er in den Prachtsälen des Museums umherging, oder die hübsche, moderne Gemäldegalerie von Vecchio am Markt besuchte, so beschuldigte er sich einer übertriebenen ästhetischen Verweichlichung und begann Werke über Philosophie und Naturwissenschaften zu studieren, die er erst halb verstand. Das Leben betäubte ihn, blendete ihn und fascinierte ihn doch, da er sofort herausfühlte, daß hier eine Unmenge Waffen und Rüstungen für den Kampf des Daseins bereit liegen — es komme nur darauf an, das Richtige zu wählen.

Als praktisch angelegte Natur hatte er zuerst das Frequentieren der verschiedenartigsten Kollegien aufgegeben, das jeder junge Student anfängt, wenn er auf die Universität kommt Er sah, daß die homöopathisch kleinen Wissensquantitäten, die ihm in den Kollegien verabreicht wurden, ihn nicht weiter bringen. Er fand sich überhaupt in der Wissenschaft und ihren Vertretern vollständig enttäuscht und verhehlte dies seinen Freunden nicht. Diese wiesen ihn lächelnd zurecht und erklärten ihm, jeder müsse sich auf sein kleines Gebiet beschränken. Er schüttelte den Kopf und nahm sich vor, lieber für sich zu arbeiten. Offfziell belegte er etliche juristische Kollegien, beschloß aber dies Studium nur pro forma

zu betreiben, und sobald er könne, sich nur mit der Litteratur zu beschäftigen.

Aber was ihn zunächst hauptsächlich in Anspruch nahm, das war das Theater. In dem kleinen, philiströsen Stadttheater in Lübeck hatte er etliche klassische Trauerspiele, ein paar sentimentale Possen und einmal den Fidelio gesehen — darauf beschränkte sich sein ganzes Repertoire. Aber hier! Schon das majestätische Gebäude in seinem reichen Stil und seiner kunstvollen Architektonik entzückte ihn — die Terrasse am Schwanteich war in der ersten Zeit sein Lieblingsaufenthalt. Und dann die Pracht der großen Oper mit ihren glänzenden Ballet-Ausstattungen, die Feierlichkeit der Nibelungenaufführungen mit ihren seltsamen Vorhängen, hinter denen dröhnende Trompetensignale den Beginn ankündigten, das wunderbare Raffinement einer Faust-Aufführung beider Teile, mit der die Leipziger Bühne damals excellierte, einer Aufführung allerdings, von der jeder Teil 5½ Stunden in Anspruch nahm — dieser künstlerische Luxus, diese Prachtentfaltung einer hochgesteigerten Kultur blendete ihn und inficierte seine Sinne. Seine Augen sättigten sich förmlich an dem Farbenrausch und der Formenfülle, welche die Kunst ihm bot. Er wußte nichts von der Technik des Theaters und hatte keine Ahnung von der Welt hinter den Koulissen, von dieser Welt aus Pappe, Gerümpel und zerrissener Leinwand.

Uebrigens war es auch noch ein anderer geheimer Grund, der ihn ins Theater zog, und der in seinem Leben bald eine wichtige Rolle zu spielen begann. Er hatte seine sonderbare Begegnung mit der Felsegg nicht vergessen. Die schöne Frau mit dem dichten, blonden Haar und den dunklen Märchenaugen stand vor seiner Seele wie eine Verkörperung dieser wundervollen Welt, in die er eingetreten war, und die ihn berauschte. Er sah ihr Bild in allen Photographiekästen der Stadt, und jeden Morgen war sein erster Blick in der Zeitung auf das Theaterrepertoire, ob sie an dem Abend spiele.

Als ihm Delitzsch mit seiner gewöhnlichen suffi-

santen Gleichgiltigkeit mitteilte, er kenne sie schon seit Jahren, begann er ihn auszufragen über ihre Personalien wie ein Kriminalbeamter. Er wußte, daß sein neuer Freund beinahe täglich mit ihr verkehrte, aber daß er ihr vorgestellt werden möchte, wagte er ihm noch nicht zu sagen.

Seine Leidenschaft beherrschte ihn so, daß er oft ganze Morgen, unfähig irgend etwas zu thun, vor ihrem Bilde zubrachte (er hatte sich mindestens ein Dutzend Bilder der Schauspielerin angeschafft). Gegen Mittag stürzte er dann eiligst fort, um sie die Grimmaische Straße passieren zu sehen — ein Rencontre, das er fast nie verfehlte. Er wußte, daß sie im Hotel Borussia in der Nähe des alten Theaters an der Promenade jeden Mittag aß, und daß sie gegen 1 von ihrer Wohnung am Roßplatz her über die Grimmaische Straße kam.. Er sah sie in ihrer hellen, etwas auffallenden Sommertoilette in ihrem nachlässigen Gange daher kommen, mit einer Virtuosität grüßend und nickend, die er bewunderte — sie hatte offenbar sehr viele Bekannte. Einmal kam sie in Begleitung eines großen, stupid aussehenden Offiziers, der sofort Rothausers Eifersucht aufs höchste erregte. Delitzsch beruhigte ihn indessen.

Sie beachtete ihn kaum, obwohl sie ihn bemerkte und ihn nicht aus den Augen verlor. Er spielte in ihren Augen noch keine Rolle, trotz des Interesses, das er ihr entlockt hatte — sie pflegte selbst auf ihre Launen nicht viel zu geben. Uebrigens hatte sie genug zu thun, um mit den langweiligen und anstrengenden Proben fertig zu werden, die sie beinahe jeden Morgen heimsuchten. Die Direktion hatte einen Gastspielvertrag mit einem Wiener Operettentenor abgeschlossen, der im alten Theater spielen wollte, und mit dem sie beinahe ihre sämtlichen Partieen neu einstudieren mußte — Grund genug, über einen in sie verliebten Studenten die Achseln zu zucken.

„Ihr Freund ist komisch,“ bemerkte sie einmal Delitzsch an der Table d'hôte: „er scheint ein hartnäckiger Platoniker zu sein.“

Delitzsch lächelte abweisend — er kannte jenen bereits besser.

Rothausers Gefühle hatten in der That mit platonischer Liebe wenig Gemeinsames. Er war verliebt, weil er jung und kräftig war, und weil die Sinnlichkeit ihm in seiner neuen Umgebung auf allen Seiten und in allen Formen entgegentrat. Er war noch in dem naiven und egoistischen Stadium der ersten Jugend, wo man das eine Liebesobjekt fahren läßt, sobald sich ein anderes zeigt — eine solche Liebe würde die größten Schätze, die ein Weib ihr entgegenbrächte, achtlos verschwenden, um irgend einer gemeinen und auffallenden Erscheinung zu huldigen, die sie zu reizen verstände. Rothauser besuchte mit einer Naivetät des Gefühls, über die er sich nicht einmal Rechenschaft gab, fortwährend die Kellnerin Elsa in der „Drachenhöhle", die ihn mit einer Art realistischer Pikanterie zu fesseln wußte.

Die Schauspielerin – das war für ihn eines jener glänzenden Bilder, wie sie sich zunächst nur die Phantasie zurecht macht, dann auch in seltenen Fällen die Wirklichkeit; er liebte ja in Wahrheit nicht Helene Felsegg, sondern das feenähnliche Geschöpf, das ihn jeden Abend auf der Bühne berauschte -- dies Geschöpf, an dem alles ihn entzückte, von dem er nichts empfand wie Glanz, Duft und Musik. Wenn er einmal gesehen hätte, daß seine Göttin Tintenflecke vom Schreiben an den Fingern, er würde seinen Augen nicht getraut haben — so wunderbar wirkte die räthselhafte Perspektive der Bühne auf ihn. Er war noch jung.

Delitzsch erlaubte sich nur selten über diese Anbetung seines jungen Freundes zu lächeln. Er schonte ihn noch, um sein Vertrauen zu gewinnen. Dies hatte er allerdings schon in ziemlich hohem Grade erreicht. Beide fanden, daß sie sich vortrefflich aneinander gewöhnen könnten, denn Rothauser besaß natürlichen Takt und natürliche Reserve genug, um sich nicht über die vielen Seltsamkeiten und Unverständlichkeiten Delitzsch's aufzuhalten, und Delitzsch war zu indifferent, um die jugendlichen Naivetäten Rothausers ernst zu nehmen.

Sie hatten beide dieselbe Kälte und Schroffheit gegen andere, dieselbe Eingenommenheit von sich selbst, und sie standen, was eigentlich die Hauptsache war, ungefähr auf derselben materiellen Basis. Rothauser bezog von Hause einen monatlichen Wechsel von Mk. 300 — für einen Leipziger Studenten eine beträchtliche Summe; Delitzsch trat allerdings noch viel vermögender auf, und sie konnten sich jedenfalls viele gemeinsame Genüsse gestatten.

Es zeigte sich auch, daß in ihrer Bildung sich viel Gemeinsames vorfand, Rothauser hatte eine große Vorliebe für Musik, welche Delitzsch ebenfalls unter allen Künsten bevorzugte — ihre Sportneigungen waren ungefähr dieselben, und in der Lectüre beschäftigte sich Rothauser meist mit der modernen, französischen Litteratur (er las sie allerdings nur deutsch), welche Delitzsch ebenfalls für die beste hielt — er las sie allerdings französisch. Er hatte im Grunde überhaupt mehr französische Bücher in seiner eleganten Wohnung, als deutsche, und zuckte bei jeder Gelegenheit über die deutsche Litteratur die Achseln. Er behauptete, die Deutschen verständen garnicht zu erzählen, ihre Lyrik sei jetzt total abgenutzt, und im Drama sei alles Nachahmerei.

Seine Ansichten versetzten seinen neuen Freund überhaupt bisweilen in das äußerste Erstaunen. Rothauser hatte selbst weder in der Politik noch in der Litteratur oder in anderen Dingen gründliche Kenntnisse genug, um die in Kours befindlichen Ansichten kritisch untersuchen zu können. Delitzsch dagegen war in allem zu Hause, schien jede Wissenschaft zu kennen und kaufte jede Novität des Büchermarktes an. Wenn er aber dann Schiller für einen schwindsüchtigen Deklamator, die Metaphysik für abgedroschene Charlatanerie und den Absolutismus für die beste Staatsform erklärte — so sah ihn Rothauser befremdet an, ob er ihn nicht mit bloßen Paradoxen erschrecken wolle.

Einmal sprachen sie von der französischen oder irgend einer anderen Verfassung und kamen dabei auf die Menschenrechte. Delitzsch rief beinahe unwillkürlich,

aus: „Welch ein willkürlicher und unlogischer Unsinn, diese Menschenrechte!“

Rothauser war starr.

„Aber erlauben Sie,“ rief er beinahe pathetisch: „wie können Sie die Menschenrechte negieren?“

Delitzsch gab ihm nun seine Ansicht von der Sache: er setzte ihm auseinander, wie die Menschenrechte, vor dem 18. Jahrhundert unbekannt, auf Grund naturrechtlicher Deduktionen seit der französischen Revolution als Dogma geglaubt würden — mit nicht mehr Recht als irgend eine andere ausgeklügelte, historische Theorie, die zeitweise ja ganz gute Dienste leiste.

Rothauser wußte ihm nichts zu erwidern. Er war eine viel zu offene und konsequente Natur, um nicht sofort und mit ganzer Teilnahme einer Meinung beizutreten, die man ihm unzweideutig demonstrierte. Halbheit und Unklarheit kannte er nicht — wenigstens waren sie ihm äußerst unbequem.

Es gab oft solche Debatten zwischen ihm und Delitzsch. Dieser hatte eine beängstigende Manier bei jeder Erscheinung des Ephemere, das Gemachte herauszufinden — vor seiner Kritik hielt nichts stand. Rothauser wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, die eminenten Kenntnisse, die dieser anscheinend so gleichgiltige und epikuräische Geist besitzen mußte, oder die gewandte Form, in der er sie vorbrachte. Wenn er dann sah, welche raffinierte Sorgfalt Delitzsch auf seine Toilette verwandte, und in welch seltsamen Extravaganzen sich seine Eitelkeit zuweilen bewegte, so fühlte er seine Bewunderung bedeutend gedämpft — und er empfand eine gewisse innere Genugthuung darüber.

Sie machten schon beinahe regelmäßig einen Spaziergang nach dem Diner zusammen — der Mai des Jahres 1888 war nicht besonders schön, erst im Juni besserte sich das Wetter auf und veranlaßte sie zu mehr oder weniger weiten Ausflügen in die vollständig reizlose Umgebung von Leipzig.

„Es hat hier immer merkwürdig viel Männer von Geist gegeben,“ meinte Delitzsch einmal: „ich glaube, das

kommt von der trostlosen Landschaft — die Menschen sahen ein, daß sie auf sich selbst angewiesen waren."

Es gastierte in diesen Tagen eine Gesellschaft Wiener Sängerinnen im Stadtgarten, deren Konzerte sehr beliebt waren — frische, hübsche Erscheinungen, diese einschmeichelnde Wiener Musik, Operetten- und Walzerrepertoire — das war eine Kost, die für Rothauser auch etwas ganz Neues war, und an die ihn Delitzsch leicht gewöhnte. Sie besuchten die Konzerte öfters, und brachten ganze Abende dort zu.

Einmal holte Delitzsch seinen neuen Freund sogar von Hause ab — was er sonst nie that; Rothauser bewohnte zwei Zimmer in einer Mietkaserne der Brüderstraße, mitten in dem Studentenviertel. Da es erst gegen sechs war, und die Konzerte nicht vor acht anfingen, beschlossen sie noch einen kleinen Spaziergang im Rosenthale zu machen und schlenderten langsam durch die belebten Straßen.

Überall war Lärm und Bewegung. In der Petersstraße herrschte ein Gedränge, daß sie kaum passieren konnten. Und doch war das nur der gewöhnliche, tägliche Verkehr in diesen alten Straßen von Leipzig, die für ihre Zeit viel zu eng geworden waren. Die innere Stadt innerhalb des Ringes, den die Promenade darum zog, konnte nicht mehr atmen in diesem engen Panzer von kleinen und winkeligen Gäßchen und Querstraßen. Besonders um diese Stunde, wo man in der Großstadt aufhört zu arbeiten und sich anfängt zu amüsieren, fluteten wahre Menschenströme durch die enge Durchgangspforte der Petersstraße. Man sah professionelle Flaneurs, die an der Ecke der Grimmaischen Straße abschwenkten und nach dem Augustusplatz abzogen, studentische Kouleurs, die um diese Zeit ihren offiziellen Bummel machten, etliche preußisch aussehende Offiziere — vor allem sehr elegante Damen, die offenbar „auf den Mann dressiert waren", die unvermeidlichen jüdischen Handelsgestalten — alles das sah in der Schwüle des ausgehenden Sommertages abgespannt, erhitzt und ver-

welkt aus. Besonders die Leipzigerinnen mit ihren blassen, hübschen Gesichtern und ihren zierlichen, eleganten Figuren hatten im Gesicht einen müden, pikanten Ausdruck, den ihre einfache, aber immer gewählte Toilette noch verstärkte — es liegt in diesem Bestreben mit den einfachsten Mitteln, einer Blume, einem Band, einer Schleife ihre äußere Erscheinung hervorzuheben, etwas, das an die Pariserinnen erinnert — man befindet sich hier in der That auf einem sehr alten Kulturboden. Die ganze sächsische Rasse zeigt in ihrem Äußeren diese feinere Konstruktion eines vorwiegend geistig arbeitenden Volkes. Sachsen ist das gelobte Land der Ästhetiker.

Die beiden Freunde passierten den Markt und wandten sich durch die Hainstraße dem Rosenthale zu, das noch von zahlreichen Spaziergängern belebt war. Sie waren froh, endlich in reinere Luft zu gelangen und dieser entsetzlichen Leipziger Atmosphäre entronnen zu sein, die an Sommertagen beinahe unerträglich ist und aus nichts zu bestehen scheint als aus Staub, Rauch und Kohle.

„Wissen Sie," begann Delitzsch auf einmal: „daß Fräulein Felsegg sich nach Ihnen erkundigt hat?"

„Nach mir?" murmelte Rothauser betroffen.

„Was halten Sie eigentlich von ihr?" fuhr Delitzsch rasch fort.

Er zögerte mit der Antwort.

„Sie ist sehr schön," sprach er nach einer Weile, „ihre Schönheit ist sogar hier allgemein auffallend."

„O, was das betrifft, das ist ihr geringster Vorzug — es giebt in Leipzig viel schöne Mädchen. Aber Helene Felsegg hat Geist, und vor allem viel erlebt — sie gilt sogar für originell, und das ist bei einer Frau doch ungewöhnlich."

„Die Frauen sind in der That doch nie originell," erklärte Rothauser mit Ueberzeugung, „sie stehen stets unter irgend welchem fremdem Einfluß — überhaupt, was ihre geistige Veranlagung betrifft — pah!"

„Sie fürchten also die Frauen nicht?" fragte Delitzsch mit einem Lächeln.

„Ich die Frauen fürchten? Ich möchte wissen, warum?“

Und Rothauser reckte und dehnte sich bei diesen Worten, als ob er die ganze, unverwüstliche Kraft seiner 21 Jahre gegen irgend jemand aufböte. Er war größer und stärker als Delitzsch, und dieser machte nur infolge seines eleganten Schnurrbarts und seines blassen, verlebten Gesichts einen älteren Eindruck neben ihm.

„Nun, Sie werden ja sehen,“ sprach er, „vielleicht werden Ihnen die Frauen später doch nicht so ungefährlich vorkommen wie jetzt. Vielleicht werden Sie einmal empfinden, daß alle Heldenthaten, die wir verrichten, alle Erfolge und alle Pläne uns dumm und albern vorkommen, wenn wir ein hübsches Gesicht lächeln sehen oder einen Mund, den wir küssen wollen. Oder Sie werden finden, wenn man sich durch alle Schwierigkeiten und Gefahren des Lebens durchgearbeitet, wenn man alle Wissenschaften und alle kleinen und großen Künste des Lebens durchgekostet hat, dann wirft man den ganzen Inhalt seines Daseins einem solchen lächelnden, weißarmigen Geschöpf in den Schoß, das oft garnicht einmal schön ist — und man freut sich, wenn die all die tausend Nippsachen unseres Gehirns zerpflückt und ruiniert und die ganze Geschichte endlich ein Ende hat. Sehen Sie,“ schloß er mit einem cynischen Lachen „das ist gerade wie mit dem Portwein — man muß sich betäuben.“

Rothauser preßte die Lippen aufeinander.

„Sie sprechen dem Leben allen Inhalt ab,“ entgegnete er: „man kann ihn sich ja schließlich selbst schaffen.“

Delitzsch zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ich habe nicht gesagt, daß das Leben keinen Inhalt hat — aber es ist niemals die Mühe wert, die man sich darum giebt. Keiner erreicht, was er will, oder wenn er's erreicht, ist es ihm nicht mehr das wert, was er sich darunter dachte. Gerade in dem letzten Punkte besteht die ironische Misère des Daseins — ziehen Sie das Facit, so finden Sie sich in jedem Falle betrogen.“

„Und Sie meinen also, besser wärs, daß nichts bestünde?“ fragte Rothauser, der sich freute, das Citat anbringen zu können.

„Ich kann Ihnen eigentlich darauf nicht antworten; ich habe keine Vorstellung davon, daß die Welt anders sein könnte, wie sie ist, und ich suche mich daher mit ihr auseinanderzusetzen, d. h. ich gestalte mir mein Dasein möglichst angenehm — als resignierter Epikuräer“ antwortete Delitzsch lächelnd.

Rothauser schwieg. Er hätte noch vor 4 Wochen diese Ausführung unbegreiflich gefunden, aber jetzt regte sie eine Flut von Gedanken und Empfindungen in ihm an. Ohne daß er es merkte, wirkte dieser stärkere Geist auf ihn mit der unwiderstehlichen Kraft eines Magnets und veränderte allmählig aber sicher den Standpunkt aller seiner Betrachtungen. Übrigens sah Rothauser auch klar, wie sehr er durch diese Debatten mit Delitzsch an Kritik gewann, und wie sie ihm einen ganz anderen Überblick über die Dinge dieser und jener Welt verschaffen.

„Wenn Sie diese Meinung von den Frauen haben,“ fuhr er fort: „so müssen Sie sie doch hassen.“

„O, im Gegenteil, ich liebe sie — sie unterhalten mich, und ich kann nicht leben ohne Frauen. Sehen Sie, ich hoffe, Sie stehen nicht auf dem Standpunkt der Schillerschen Absurdität: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben u. s. w.“ Das ist gut für eine Posse. Es ist überhaupt Unsinn, einer Frau, d. h. einem meist mangelhaft erzogenen, geistig inferioren, launischen und halbgebildeten Wesen irgend eine ideale Bestimmung beizulegen. Das konnte überhaupt nur eine so läppische Periode wie die von Schiller und Jean Paul. Aber die Frau unserer Civilisation, die Frau unserer Großstädte ist der entzückendste Luxusgegenstand, den es giebt, und gerade dadurch wird sie uns so gefährlich. Alle unsere ästhetischen Liebhabereien, unsere künstlerischen Genüsse, gipfeln in dem Kultus der weiblichen Schönheit — wenn man am Ende steht und zurücksieht, die höchste Lebensfreude und die schönsten Träume, kurz aller Sonnen-

schein im Leben — es ist schließlich das Weib und immer wieder das Weib! Eine Sache, die man nicht achtet, die man nicht einmal bewundern kann, und die doch solche Macht über uns hat! Sie begreifen, daß das ruiniert — unsere Nerven sind in einem chronischen Reizzustande, und unser Gehirn arbeitet mit dieser fieberhaften Intensität, von der sich die friedlichen Zeiten vor uns nichts träumen ließen. Nervöse Sinnlichkeit — wissen Sie etwas davon?"

Er sah ihm bei diesen Worten tief in die Augen.

Rothauser wagte nicht direkt zu antworten — wie jeder junge Mensch, der die Sinnlichkeit in sich aufsteigen fühlt. Er merkte, dieser kalte, scharf beobachtende Geist durchschaute ihn.

„Erlauben Sie mir eine Frage," fuhr Delitzsch ruhig fort: „Sie kommen eben von Hause und tragen noch die Brillen, die man uns bei unserer Erziehung wohlweislich immer aufsetzt: Haben Sie schon je eine Frau besessen?"

Rothauser verneinte.

„Nun, dann werden Sie Ihre Meinung wohl noch ändern. Die Franzosen haben ganz recht bei jeder Gelegenheit zu fragen: Cherchez la femme. Die Frau — das ist der Wurm jeder raffinierten Civilisation, sie höhlt alles von innen aus."

„Sie übertreiben," rief sein Begleiter lächelnd: „Sie haben vielleicht persönlich Erfahrungen gemacht, die Ihnen die Sache so erscheinen lassen. Aber ich habe bei meinen bisherigen Bekanntschaften hier schon mehrere Beispiele ganz sentimentaler und total ungefährlicher Liebschaften gehabt — ein Genre, beiläufig bemerkt, wozu ich wenig Neigung habe."

Delitzsch sah ihn an.

„Das glaube ich Ihnen. Zur Sentimentalität haben Sie kein Talent. Wissen Sie, mein Bester, wenn Sie von Ihren Kommilitionen sprechen, die studentischen Verhältnisse sind in puncto Veneris die schlimmsten — hier in Leipzig, und in Berlin natürlich auch. Ah, sehen Sie sich erst einmal um unter den Jüngern der Wissen-

schaft! Diese teils cynische, teils sentimentale Wirtschaft mit den Kellnerinnen, diese ewigen geheimen Krankheiten, diese bisweilen raffinierte und wie selbstverständliche Liederlichkeit in den Philisterfamilien — nehmen Sie sich in acht, sage ich Ihnen noch einmal. Ich habe selbst jetzt gerade eine Geliebte, die — ich werde Ihnen das später einmal erzählen, kommen Sie, wir wollen umkehren — unsere reizenden Musen im Stadtgarten erwarten uns."

Es war Rothauser nach solchen Gesprächen bisweilen, als ob man ihm den Boden unter den Füßen wegziehe — er gelobte sich im Inneren hoch und theuer diesen Ansichten, wenn er sie auch anhöre, nicht beizupflichten — aber wie sollte er sie widerlegen?

„Wie kann er eigentlich Freude am Leben haben?" fragte er sich oft, seinen Begleiter von der Seite ansehend. Dabei beobachtete er, daß Delitzsch sich ausgezeichnet amüsierte, und in der That ein brillanter und gesuchter Gesellschafter war.

So auch an diesem Abend im Stadtgarten, wo er in der ausgelassensten Weise das anwesende Publikum und die Sängerinnen kritisierte und schließlich einer unter ihnen, einer hübschen Blondine, ein Bouquet auf die Bühne schicken ließ — eine Artigkeit, die diese mit der Annahme eines angebotenen Soupers erwidern zu müssen glaubte. Delitzsch verabschiedete sich daher von seinem Begleiter und zog mit der jungen Dame nach Ackerleins Keller ab, einem nahegelegenen Weinlokale am Markt, verfolgt von den mißbilligenden Blicken des Philisterpublikums. Rothauser sah das alles mit Staunen und geheimer Bewunderung an. Seine Augen glühten, und er preßte die Lippen fest aufeinander.

Er hätte viel darum gegeben, auch eins dieser blassen, parfümierten, modern gekleideten und frisierten Geschöpfe am Arme zu führen. Ihr Anblick stieg ihm zu Kopfe wie der prickelnde Schaum des Champagners — er dachte daran, daß Delitzsch sich jetzt wahrscheinlich sehr gut amüsirte und stand hastig auf.

Zum litterarischen Arbeiten, wie er ursprünglich beabsichtigte, kam er in diesen Tagen nicht viel. Er hatte Delitzsch von seinen Plänen erzählt, er hatte ihm sogar eine Novelle anvertraut, die er in den letzten Monaten geschrieben habe. Delitzsch hatte sie nicht gelesen, aber er hatte versprochen, sie dem Redacteur Julius Steinberger zu übergeben, dem gefürchteten Theaterkritiker und dem Herausgeber eines der bekanntesten Familienjournale — er war mit diesem einigermaßen bekannt. Rothauser war natürlich hocherfreut darüber, zumal Delitzsch ihm halb und halb eine Einladung zu dem Redacteur zusagte. Er setzte noch hinzu: „Die Felsegg verkehrt dort auch viel — es ist so eine Art Theater- und Litteratur-Geistesbude; ich habe mich schon bisweilen ganz gut dort unterhalten!"

Rothauser sah auch seine alten Freunde noch häufig — seinen Landsmann Sievers, sowie dessen Freund Kautmüller und den jungen Juristen Weinlich, der ihn durch sein eigentümliches Wesen interessierte. Sie waren natürlich über seinen Umgang mit Delitzsch nicht sehr erbaut, sagten aber nichts — der junge, schneidige Elegant imponierte ihnen viel zu sehr, nicht zum geringsten Grunde weil er viel Geld ausgab. Rothauser, der bereits kritisch zu werden begann, ward sich bald über den ungeheueren Unterschied zwischen diesen veritablen Studenten und seinem neuen Umgang klar.

Sievers bewohnte ein kleines Zimmer in der Brüderstraße, das auf den Hof hinausging — eng und düster, wo man den Himmel gleichsam nur von fern erblickte. Die Treppen waren schmutzig und abgetreten, an der Flurthür hing ein zerbrochenes Porzellanschild, und daneben war eine sehr primitive Klingel befestigt. Falls man Sievers zu Haus treffen wollte, mußte man ungefähr zwischen 11 und 1 Uhr vormittags den Versuch machen — und dann war man noch nicht sicher ihn zu treffen. Er schlief in der Regel bis gegen halb 11, da er vor 2 Uhr morgens selten zu Haus kam — dann stand er mit jener dumpfen und apathischen Müdigkeit

auf, die die unausbleibliche Folge dieses Lebens ist. Den eigentlichen Katzenjammer bekam er schon längst nicht mehr. Gegen 2 Uhr begab er sich auf die Kneipe seiner Verbindung, um dort ein frugales Mitagessen zu sich zu nehmen — es dauerte bis gegen 4 Uhr, daß seine Lebensgeister völlig wieder auf die Höhe der Situation kamen. Er benutzte dies dann dazu, um ungefähr zwei Stunden Skat zu spielen, was von Seiten der ganzen Verbindung mit wahrhaft religiöser Feierlichkeit geschah. Hierauf war die Stunde des „officiellen Bummels" gekommen — man scharte sich zusammen und spazierte in einer Stärke von 10—12 Mann über die Peters- und Grimmaischestraße, um sich den Blicken des bewundernden Leipzigs zu zeigen. Sievers und etliche andere ältere Semester sprachen dann meistens noch auf dem Fechtboden vor, um die Füchse fechten zu sehen und sie durch Lob und Tadel anzuspornen. Gegen 8 begann die officielle Kneipe — was nach 11 erfolgte, war nicht officiell und stand im Belieben jedes Einzelnen; nur durfte man in Kouleur gewisse Lokale nicht besuchen. Es wäre aber für den unparteiischen und wahrheitsliebenden Geschichtsforscher schwer gewesen zwischen officiellen und nichtofficiellen Kneipen die Grenze zu ziehen.

Sievers hatte einmal den denkwürdigen Ausspruch gethan, in einer Studentenbude müsse es aussehen wie in einer Rumpelkammer. Dies ihm vorschwebende Ideal hatte er auch ungefähr verwirklicht. Rothauser fühlte sich jedesmal sonderbar berührt, wenn er diese richtige Studentenwohnung betrat. Das Bett blieb bis gegen Abend ungemacht, auf allen Stühlen und auf dem Fußboden lagen Garderobe und schmutzige Wäsche umher, deren Besitzer sich auf dem zerrissenen Sofa herumräkelte. Zwei Rappiere hingen an der Wand neben einer ellenlangen farbengeschmückten Pfeife — darüber eine Menge gebrauchter Mützen (er brauchte ungefähr alle 14 Tage eine neue Kouleurmütze) und drunter 10—12 „Zirkel" und Farbenschilder von Kartellverbindungen, auf Pappe geklebt. Alles dies zusammen bildete eine

Wanddekoration, die für jeden Fremden wahrhaft verblüffend und absolut unverständlich gewesen wäre. Auf einer Kommode standen etliche Bücher, denen man ansah, daß sie nicht versetzt werden konnten — daneben eine beständig leere Cigarrenkiste und ein großes Bierglas, das wegen seiner Dedikation ebenfalls als niet- und nagelfest betrachtet werden mußte. Das ganze sah aus wie ein illustriertes Kapitel aus Hogarth oder aus Zachariäs Renommisten — aber es war die echte, studentische Atmosphäre, die jeden Couleurstudenten anheimeln mußte. Siervers sebst mit seiner großen, starken Figur, seinem aufgeschwemmten Gesicht und seiner dumpfen, plumpen Sprache, die in allen Feinheiten des studentischen Jargons glänzte, erschien als die wirkliche Krone dieser sonderbaren Schöpfung, als der Geist, der über dieser verschrobenen und derben Welt schwebte. Er war stolz darauf, es bis zu einer Fertigkeit von 30 halben Litern Trunkfähigkeit auf eine Portion gebracht zu haben, und er pflegte jedem neuen Bekannten zu erzählen, wo er dies Heldenstück zuerst fertig gebracht habe — „in Eutritzsch in der Gosenschenke, es war ein prachtvoller Sommerabend —" wie ein Rhapsode des Trunks!

Dabei trotz seiner Stärke und seiner 23 Jahre ein sogenannter guter Junge und durchaus nicht unbeanlagt, war er bei seinen Kameraden äußerst beliebt. Er teilte seine letzten Mittel mit ihnen und war im vollsten Sinne das, was die Deutschen einen „braven Kerl" nennen. Seine Freunde konnten sich auf ihn unbedingt verlassen, und es fiel ihm nie ein, daß seine Gutmütigkeit jemals ausgenützt oder mißbraucht werden könne. Gegen Fremde war er offiziell reserviert oder grob — je nachdem, das erforderte die Kouleur. Er glaubte fest, daß die deutschen Frauen die schönsten und treuesten, die deutschen Männer die biedersten, und der deutsche Wein der beste sei. Mit begeisterter Stimme sang er: „Freiheit, die ich meine" und „Deutschland, Deutschland über alles", glaubte an alle offiziellen Ideale und empfand nur zuweilen

unklar, daß das alte, schöne Studentenleben mit Riesenschritten seinem Verfall entgegengehe. Er war eben in allem ganz und gar Student. Wenn er einmal zufällig in Damengesellschaft geriet, bekam er einen wirklichen Schreck und benahm sich schüchtern und unbeholfen — vor Damen und älteren Leuten schwebte er stets in Furcht, eine Dummheit zu sagen, daher schwieg er. In den 2 Jahren, das er sich in Leipzig aufhielt, hatte er auch nicht ein einziges Mal ein Theater oder Konzert besucht, und er wußte von Richard Wagner oder Zola so viel wie von Konfucius oder Buddha. Sein Studium betraf die modernen Sprachen, von denen er indeß keine Ahnung hatte — seine ganze Kenntnis belief sich darauf, daß er einmal etliche Seiten der frz. Litteraturgeschichte von Julian Schmidt gelesen hatte, die er nun beständig citierte.

In seiner Lebensweise hielt er auf eine gewisse, offizielle Moral und verdammte gern die großstädtische Korruption — hauptsächlich, wenn er kein Geld hatte.

Rothauser kam im Ganzen gut mit ihm aus — das Gefühl der Landsmannschaft, das hauptsächlich auf Bequemlichkeit beruht, reichte schon für ihren Verkehr aus. Er verbrachte manchen Abend mit ihm in den Studentenkneipen der alten Universitätsstadt, in der „Feuerkugel“, im „Strohsack“, in den „Magdeburger Bierhallen“, wo man stundenlang mit dem Würfelbecher „knobelte“, die Kellnerinnen poussierte und dazwischen politische Brandreden gegen Socialisten und Juden hielt — diese waren nämlich Siever's Hauptstärke. Man mußte indeß immer wissen, welche Zeitungen er am Morgen gelesen hatte (denn diese las er), dann konnte man mit Bestimmtheit voraussagen, was er vorbringen würde.

Rothauser begriff allmählig, wie man ganz in diesem Leben aufgehen konnte. Selbst ihn, den ernüchterten Sohn einer brutalen Zeit, berührte noch diese gedankenlose Romantik des Studentenlebens, die er doch schon zweifelhaft und achselzuckend betrachtete. Es kam

dazu, daß diese akademische Stimmung auch in dem Boden lag, auf dem er lebte — in der ganz modernen Großstadt Leipzig war noch viel von dem alten Universitätssitze geblieben.

Delitzsch sagte ihm einmal:

„Nehmen Sie sich in acht vor dem Boden, der Sie trägt — man fängt mit der Wissenschaft an, fährt mit der Kunst fort und hört mit der vollendeten Liederlichkeit der Civilisation auf — das ist die Signatur von Leipzig. Dies Pflaster hier ist gefährlich."

Der junge Student durchwanderte oft mit Interesse das Labyrinth der alten Stadt zwischen dem Grimmaischen und dem Halleschen Thore — diese ungeheuren Höfe, die ganze Straßenviertel bildeten, und nach außen durch Eisengitter in zierlichen Rokokoformen abgeschlossen waren, diese alten, großen Bürgerhäuser mit der nüchternen, sauber ausgearbeiteten Eleganz des 18. Jahrhunderts, diese engen, von Alter geschwärzten Geschäftshäuser am Markt mit ihren immer höher aufsteigenden spitzen Giebeln – das war das alte Leipzig, das Leipzig, das im vorigen Jahrhundert die Hauptstadt des guten Geschmacks für Deutschland war, das Leipzig Lessings, Gottscheds und Goethes. Bei jedem Schritt stieß Rothauser hier auf litterarische Erinnerungen. In dem Hause, worin sich jetzt die Studentenkneipe „Zum Strohsack" befand, hatte Goethe gewohnt; am Markt im Saale des alten Rathauses hatte die Neuberin ihre Vorstellungen gegeben, die der junge Lessing kritisierte — gegenüber unter dem Dache eines alten, stattlichen Gebäudes hatte Seume gehaust; überall Spuren jenes halb eleganten, halb wissenschaftlichen Geistes des alten Leipzigs, das in so vielfacher Hinsicht Wiege der jetzigen deutschen Bildung war. Und Rothauser sagte sich, daß sich Lessing und Goethe hier wahrscheinlich sehr gut amüsiert hatten, es lag darin die unausgesprochene Schlußfolgerung, daß er, diesen litterarischen Spuren folgend, es ebenso machen müsse.

Er that dies auch in ausgiebiger Weise — er hatte

sich bald eine ausgezeichnete Wegkenntnis für „Bierreisen“ angeeignet, die er Sievers und Weinlich verdankte, mit denen er immer noch häufig zusammentraf. Indessen verbrachte er auch schon gelegentlich ganze Nachmittage in Delitzsch's eleganter Wohnung am Königsplatz, wo sie dann bei einer Flasche Wein und bei türkischen Cigaretten über alles mögliche plauderten. Delitzsch hatte sich im Anfang etliche Spöttereien und Malicen über Sievers und dessen Freunde erlaubt, was ihm von Seiten Rothausers eine sehr entschiedene Zurückweisung zuzog. Er hatte das ruhig hingenommen — im Geheimen achtete er diese „Schneidigkeit“ seines neuen Freundes sehr.

Rothauser hatte schon lange Auerbachs Keller — die bekannte Sehenswürdigkeit von Leipzig — besuchen wollen; er zwang eines Abends Sievers und Weinlich dazu, mitzugehen, obgleich sie sich weigerten eine Weinstube aufzusuchen. Als er sie indeß einlud und damit die Bezahlung übernahm, änderte sich der Standpunkt der Betrachtung, und sie schlossen sich ihm vergnügt an.

Das bekannte Lokal in der Grimmaischen Straße, mit seinen engen und niedrigen Kellerräumen, der dunkelbraunen, altdeutschen Einrichtung und den überall an den Wänden hängenden Goethe- und Faustreminiscenzen war leer wie meistens. Es wurde überhaupt fast nur von Fremden besucht.

Rothauser musterte alles aufmerksam und ließ dann eine Flasche Burgunder kommen, die besonders Weinlich mit unverkennbarem Behagen aufnahm.

„Ich trinke diesen Wein zum ersten Male,“ erklärte er mit der ihm eigentümlichen Offenheit, die auf einer geringschätzigen Gleichgiltigkeit gegen die Meinung anderer beruhte.

Sievers wollte schon förmlich instinktiv seine gewöhnliche Eröffnungsrede halten. „Na, wie wär's, wollen wir einen kleinen Skat kloppen?“ besann sich aber, daß das wohl eigentlich in diesem Lokal nicht passend wäre. Da man nicht Karten spielte, stockte das Gespräch bald gänzlich, und Rothauser hatte Mühe, es wieder in Gang zu bringen.

„Man kann sich lebhaft vorstellen, daß Goethe in diesem Lokal nicht allzu solide gelebt hat," rief er aus, selbst wenn man's nicht wüßte."

Weinlich schnitt eine Grimmasse.

„Was halten Sie eigentlich von Goethe?"

„Sehr viel," erwiderte Rothauser schnell, „es giebt keinen neueren Dichter, der eine so ausgeprägt sinnliche Künstlernatur hätte — man merkt überall wirklich erlebte Empfindung, keine gemachte. Und das ist doch schließlich die Hauptsache!"

„Von Ihrem Standpunkt aus, ja," sprach Weinlich trocken, „und doch ist Goethe eine Hauptursache mit, daß diese egoistische, ästethische Zurückgezogenheit in Deutschland Mode wurde und es bis jetzt eigentlich noch ist."

„Aber erlauben Sie," wandte Rothauser lächelnd ein, „ich habe Sie schon öfters in solcher Weise urteilen hören — warum glauben Sie, daß diese Ästethik so schädlich ist?"

Weinlich setzte das Glas, das er eben an die Lippen führen wollte, ab.

„Warum?" antwortete er scharf und laut, „weil die Kunst und die Poesie bei denen, welche sie kultivieren, eine Aristokratie hervorbringt, zehnmal egoistischer, unzugänglicher und genußsüchtiger als alle politischen Aristokratien, die je bestanden haben. Warum scheitern seit 200 Jahren alle Revolutionen in Europa, die der 4. Stand zu seiner Befreiung und zu seiner menschenwürdigen Existenz unternimmt? Warum? Weil, wenn man alle Gegensätze rasiert hat, wenn man noch so viel Könige, Priester, Bankiers auf die Guillotine schickt, weil dann doch immer noch dieser ewige, verdammte Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten bleibt, diese zwei getrennten Racen in einem Volke. Und daran ist diese ganze alberne Kunstschwärmerei, dieser Kultus des Schönen, oder wie man's nennen will, schuld. Die exakten Wissenschaften, die Mathematik, die Nationalökonomie, die Chemie — die brauchen wir; verschont

uns mit diesen verweichlichenden Liebhabereien von Kunst und Poesie — denn weiter ist's nichts als Verweichlichung. Wir leben in einer Zeit, die hungert, in einer Zeit, wo die soziale Frage die brennende ist, und ich sage Ihnen, der 4. Stand wird schon ein Ende machen mit Ihrer Ästhetik."

Er hatte sich in eine solche Erregung hineingesprochen, daß seine Hände förmlich zitterten. Man merkte überhaupt an jeder seiner Bewegungen, daß er außerordentlich nervös war.

Rothauser sah ihn lange schweigend und aufmerksam an. Dieser eigentümliche Gedankengang interessierte ihn — dies war ein Mensch, der sich von den anderen unterschied. Unbewußt und ohne jenen ganz zu verstehen, fühlte er sich von dieser beinahe Rousseau'schen Manier, alle historischen Voraussetzungen mit genialer Dreistigkeit einfach zu negieren, gepackt. Durch Sievers wußte er etwas von Weinlich's Lebensumständen — der Mann begann ihm wenigstens verständlich zu werden.

Weinlich war der richtige Repräsentant eines in Sachsen häufig vorkommenden Typus. Sohn eines kleinen Beamten, hatte er sich mit unglaublichen Schwierigkeiten durch das Gymnasium und die Universität durchgehungert. Von dem allgemeinen, fieberhaften Größenwahn der Zeit ergriffen, wollen alle diese kleinen Beamten, Kaufleute, Handwerker, daß ihre Söhne durch den gelehrten Beruf die Familie in eine höhere soziale Stellung bringen. Sie ruinieren sich bei diesem Unternehmen häufig pekuniär und können doch vom Staat nicht erlangen, daß er all' die Tausende versorgt, die sich ihm gedankenlos anvertrauen — besonders in diesem dichtbevölkerten und von der Industrie ausgesogenen Lande.

Weinlich, eine außerordentlich begabte Natur, studierte Jura — obgleich er bei seinen Ansichten sich niemals Hoffnung auf eine Staatsanstellung machen konnte. Er lebte von einem Wechsel von etwa 50 Mk. monatlich — wie, das wußten seine Kommilitonen selbst nicht recht; er hatte jedenfalls Freitische in der Universität, und diese

50 Mk. waren auch nur Stipendien. Von außerordentlicher Arbeitskraft und großer Ausdauer, hatte er sich eine gründliche juristische und nationalökonomische Bildung erworben -- alles andere verachtete er, besonders die „Ästhetik". Darunter verstand er z. B. auch die Philosophen und Historiker — das war ihm alles eins. Sein wütender Haß gegen die reiche Bourgeoisie, gegen die besitzenden Klassen und gegen das politische System, das sie in ihren „Rechten" schützen soll, trieb ihn dem Sozialismus in die Arme, dem er mit Leib und Seele angehörte. Übrigens war das damals nicht selten unter Studierenden, die sich sehr viel mit Politik beschäftigten.

Rothauser, der über diese Ansichten gewohnheitsmäßig die Achseln zuckte — er verstand vom Sozialismus gar nichts — antwortete ihm jetzt etwas ironisch:

„Sie nehmen die Sache wenigstens radikal, Herr Weinlich! Sie gehen der Bildung selbst zu Leibe — das ist ganz einfach, aber schwer durchführbar! Wer sich viel mit Kunst und Litteratur beschäftigt hat —"

„Ich habe mich garnicht damit beschäftigt," unterbrach ihn sein Opponent, der auch sonst auf gesellschaftliche Formen wenig gab, „ich verstehe nichts davon und will auch nichts davon verstehen — ich halte mich nur an die praktischen Wissenschaften und suche mir aus, was ich brauchen kann. Sehen Sie, zu dem Arbeiter auf der Straße kann ich reden, weil seine Sprache auch noch die meine ist — Sie aber nicht, weil Sie all diese abstrakten Redensarten im Munde haben!"

Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch und sah triumphierend um sich.

Rothauser erwiderte kühl:

„Nun — und was weiter? Scheint Ihnen das so wünschenswert, Dialoge mit jedem Plebejer führen zu können?"

Das ganze Gespräch gewann durch den Raum, in dem es stattfand, eine sonderbare Pikanterie für ihn. Diese alte, geheimnisvoll dunkle Weinstube, in der die unsterbliche Poesie des Faust ihm auf Schritt und Tritt

begegnete, diese dämmerigen Wölbungen, unter denen er den jungen Goethe reden und jubeln sah — und hier die schwächliche Gestalt dieses blassen, nervösen Menschen, der davon sprach, daß man diese Welt der Kunst und der Schönheit zerschlagen müsse — und der Hunderttausende hinter sich hatte, die ebenso dachten. Er ward nachdenklich; eine Ahnung stieg ihm auf, was aus den Deutschen des 19. Jahrhunderts in Wahrheit geworden war, und was für eine klägliche Rolle unsere klassischen Poeten spielen würden, wenn sie jetzt lebten.

Weinlich fühlte sich durch die kühle Ironie von Rothausers Bemerkung gereizt.

„Ja, Herr, das scheint mir sehr wünschenswert," erwiderte er scharf, „es wird bald sehr viel darauf ankommen, daß man mit dem 4. Stande zu reden weiß! Bei allem Humbug der Civilisation ist immer das Volk, das arbeitende Volk der wirkliche, wahre Grundstock der Nationen! Und darauf müssen wir zurückgehen, nach dem müssen wir uns richten! Das Volk aber weiß nichts von Kunst und Ästhetik, von Poesie und Litteraturgeschwätz —"

In diesem Moment ging die Glasthür auf, welche von oben, von der Treppe herabführte, und Delitzsch trat ein, am Arme eine junge Dame führend, eine pikante, hübsche Brünette, sehr modern gekleidet. Trotz des Puders, der ihr Gesicht bedeckte, sah man, daß ihre Augen von dunklen Rändern umzogen waren. Auch Delitzsch sah sehr abgespannt aus.

Rothauser wußte, daß diese anziehende Erscheinung die Tochter der Wirtin seines Freundes war — er hatte sie momentan zu seiner Maitresse en titre erhoben, wie er sich ausdrückte.

Delitzsch sah die 3 Studenten und grüßte förmlich. Seine Geliebte, welche die Tafeln mit Inschriften musterte und eine derselben nicht lesen konnte — sie stellte eine Szene zwischen Faust und Gretchen dar — fragte ihn um die unter derselben zitierten Verse. War es nun Zufall oder Absicht, Delitzsch erwiderte halblaut, zu Rothauser hinübersehend:

„Es thut mir weh, daß ich Dich in der Gesellschaft seh."

Rothauser lächelte. Er kannte diese kleinen Bosheiten seines Freundes, die ihn bereits mehr interessierten, als die verwegensten Grands, die Sievers im Skat spielte.

VII.

Eines Abends, als Rothauser ins Theater gehen wollte, empfing er ein höfliches Schreiben des Redakteurs Steinberger, welcher sich über die ihm zugesandte Novelle mit Wohlgefallen äußerte und den Wunsch ausdrückte, die persönliche Bekanntschaft des Autors zu machen. Zu diesem Behufe möge derselbe eine kleine Gesellschaft, die am nächsten Donnerstag bei ihm stattfände, mit seinem Besuch beehren.

Das hatte ihm Delitzsch erwirkt. Seit er sich beinahe mit Vernachlässigung aller seiner übrigen Bekanntschaften offiziell mit Rothauser liiert hatte, war er entschlossen, dessen Absichten auf jede Weise zu fördern.

Rothauser war auf dem Gipfel der Freude. Er zog würdevoll einen schwarzen Rock an, kaufte sich neue Glaces und begab sich am festgesetzten Abend in Begleitung Delitzsch's zu Steinberger — mit dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein eines Menschen, der die Reform der deutschen Litteratur repräsentiert.

Steinberger bewohnte eine große und reich ausgestattete Etage in der Promenadenstraße, in dem eleganten und fast ganz neuen Westviertel der Stadt, wo man fast nur reiche Privathäuser in italienischer oder deutscher Renaissance sieht, die sich die Notabeln der Kaufmanns- und Buchhändlerwelt hier erbaut haben.

Die beiden jungen Leute hörten schon im Flur das

wogende, unbestimmte Geräusch, das eine plaudernde Gesellschaft verursacht, und aus dem zuweilen ein schrilles Lachen, ein scharfer Ausruf, eine langweilige, in Schweigen angehörte Sentenz einer Respektsperson emportauchen wie Inseln aus dem Meere. Steinberger begrüßte beide — Delitzsch mit vertraulicher, Rothauser mit formeller, aber immer noch entgegenkommender Freundlichkeit.

Der Redacteur, Kritiker und Schriftsteller (alles dies war Steinberger) war ein Mann von vielleicht 35 Jahren — eine schwächliche Gestalt mit ungewöhnlich entwickeltem Kopf, eine von den Persönlichkeiten, bei denen das Gehirn die Muskeln zusammenschrumpfen macht. Er würde ausgesehen haben wie ein Knabe von 17 Jahren, wenn nicht der schwarze Vollbart dem widersprochen hätte. Sein Gesicht, eines von jenen klugen, forschenden Gesichtern, wie sie Spinoza oder Ben Akiba gehabt haben mögen, wies alle Kennzeichen der semitischen Race unzweideutig auf — ebenso wie man an seiner Sprache und seinen unruhigen, nervösen Gesten den Juden sofort erkannte. Er war mit jener hastigen Eleganz gekleidet, die an die Commis voyageurs erinnert, und sein Benehmen war das eines Gelehrten, der ab und zu den Weltmann zu spielen versucht — nachlässig, etwas unsicher und interesselos.

Er führte die beiden Freunde in den zunächst gelegenen Salon, in dem er Rothauser sofort in ein lebhaftes Gespräch verwickelte.

„Ich habe Ihre Novelle mit Interesse gelesen," begann er mit Protectormiene: „sehr gewandt, sehr korrekt geschrieben — Sie werden sich noch entwickeln — Herr von Delitzsch sagte mir, Sie wollten Schriftsteller werden, hm — hm, haben Sie denn auch daran gedenkt, wie Sie das anfangen wollen?"

Rothauser schien diese Frage etwas seltsam — er hatte sich naiver Weise gedacht, daß dazu ebenfalls ein Bleistift und ein Stück Papier genügten, wenn man nur Talent hätte. Von dem ganzen komplicierten Geschäftsbetrieb, zu dem die zeitgenössische Litteratur geworden

war, von der handwerksmäßigen Technik der Redacteure und Journalisten hatte er keine Ahnung. Steinberger sah ihm das an und lächelte.

Delitzsch kam seinem Freunde indeß zu Hilfe.

„Es scheint, Sie wollen den Mephistopheles spielen," sprach er nachlässig: „Sie werden uns doch nicht abschrecken, auf den Parnaß zu klettern, wenn wir wollen — Sie wissen selbst am besten, werter Freund, daß das eine sehr einträgliche Steigerei ist."

Damit setzte er seinen Klemmer ab und blinzelte ihm vertraulich zu.

Steinberger begann eifrig zu protestieren.

„Oh, meine Herrn, das ist ein Irrtum! Keine brotlosere und undankbarere Kunst als die Schriftellerei — eine uralte und nichtswürdige Wahrheit."

Wie eine Antwort auf diese sentimentale Sentenz schimmerten Rothauser diese Reihe eleganter Zimmer im Glanze einer blendenden Beleuchtung entgegen — alles von einer sehr wohlhabenden, beinahe luxuriösen Existenz zeugend. Steinberger huldigte der Mode der Zeit — er war beinahe ganz im strengen Stile deutscher Renaissance eingerichtet, dieser trotz ihrer dunklen Farbentöne üppigen und pomphaften Renaissance, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Nur sah man diesen Räumen an, daß sie eigens für solche Soiréen berechnet waren, daß die weißen Kravatten der Herren, die hellen Toiletten und Fächer der Damen ebenso zu ihrem Ensemble gehörten wie die Makartbouquets und die Bronze-Landsknechte, die schweren, dunklen Tische und die dunkel blauroten Divandecken und Fenstervorhänge. Sogar die Fenster bestanden aus Butzenscheiben, und in dem letzten Zimmer, das als Eßsalon diente, bemerkte Rothauser dunkelbraunes Holzgetäfel an den Wänden — stilvoller konnte man nicht sein. Aber wohnlich waren diese Räume nicht — das sah man an den zu massenhaft ausliegenden Albums und Prachtwerken.

Es war ziemlich lebhaft. Eine Schwester des großen Kritikers, eine schon etwas bejahrte Dame, machte die

Honneurs; man bemerkte etliche ältere, würdig aussehende Herren, die sich zusammenhielten, die meisten anderen waren ziemlich jung — alle übrigens in einfacher Toilette, und wie es schien, in zwangloser und sehr angeregter Unterhaltung. Die Damen, unter denen Rothauser keinerlei Schönheiten zu entdecken vermochte. suchten diesen Mangel durch ihre Toiletten zu ersetzen und schienen nicht ganz so animiert — mehrere sahen öfters nach dem Speisezimmer hinüber, wo man mit den Vorbereitungen zum Souper beschäftigt war. Übrigens wurden Erfrischungen herumgereicht — der Körper brauchte unter der Ästhetik, die hier offenbar die Hauptrolle spielte, nicht zu leiden.

Rothauser, der wenig an der gesellschaftlichen Befangenheit des Neulings laborierte, war eben einem älteren Herrn, irgend einem Maler mit dem Titel Professor vorgestellt, als eine nicht mehr ganz junge Dame in einem phantastischen, heliotropfarbigen Kleide auf den Hausherrn zueilte und ihm eine Bemerkung zuflüsterte, die diesen sehr zu interessieren schien. Sie sah Rothauser dabei voll Aufmerksamkeit durch ein zierliches goldenes Lorgnon an, und Steinberger konnte schließlich nicht umhin ihr den jungen Mann vorzustellen, wobei er mit Stolz sagte: „Unsere geschätzte Mitarbeiterin am „Häuslichen Herd", deren Name Ihnen gewiß schon oft begegnet sein wird, Fräulein Biedermann."

Rothauser war zwar nichts begegnet, aber er verbeugte sich respektvoll und versicherte, er sei entzückt —

„Ah, sind Sie vielleicht aus Lübeck, Herr Rothauser? Ich glaubte, Ihr Name —"

Und nun ergab sich, daß die Kousine einer Tante des jungen Mannes eine Pensionsfreundin von Fräulein Biedermann gewesen war — es ergoß sich ein wahrer Regen von Fragen und Erkundigungen, wobei immer das goldene Lorgnon in Thätigkeit blieb. Rothauser konnte kaum Atem schöpfen bei der Geschwätzigkeit dieser beweglichen, wasserblauäugigen Person, die aussah wie eine Figur aus den Romanen der Fanny Lewald, und

deren Toilette ein ziemliches Geschick bewies, über ihr Alter zu täuschen.

„Sie schreiben selbst, Herr Rothauser! das ist reizend — da müssen Sie sich mit unserer „Sammlung idealen Schrifttums“ bekannt machen, da allein finden Sie noch die wahre, ideale Gesinnung, die jetzt so not thut, die Achtung vor dem Guten und Ewig-Schönen und —“

Gleich darauf auf eine Dame losstürzend, die nachlässig an ihr vorbeiging, unterbrach sie sich und rief: „Ach, sagen Sie doch, haben Sie nicht die Leonhardt neulich gesehen?“

„Ja wohl, wieder im Theater, denken Sie sich: Mittelbalkon!“

„Nicht wahr? Wo sie nur die Billets her hat? Und dann, was ich erst neulich gehört habe —“

Und nun entwickelte sich ein Klatsch von der allerschärfsten Säure, ein wahrhaft infernalisches Mixtum von Malice, Neid, Freundschaft und Nächstenliebe.

Die Freundin eilte weiter, aber Rothauser hatte schon die Gelegenheit benutzt, sich eilig aus dem Staube zu machen — er eilte zu Delitzsch, der kaltblütig eine Tasse Thee trank und ihn mit einem diabolischen Lächeln kommen sah.

„Gut überstanden? Die Dame kenne ich nämlich — eine Säule unserer Familienlitteratur, eine bekannte Schriftstellerin, die Ebers für den größten deutschen Dichter hält und eine Locke der Marlitt aufbewahrt, deren Freundin sie gewesen sein soll — puh, ich gratuliere Ihnen. Ich fürchte, Sie haben ihr gefallen, d. h. Sie werden eine Einladung zum Thee bekommen.“

„Ich weiß nicht,“ meinte Rothauser beklommen: „der Idealismus ist mir immer verdächtig gewesen — aber im Munde dieser heliotropfarbigen Dame wird er gemeingefährlich, glaub' ich.“

Delitzsch lachte. Er sah Steinberger und die Biedermann in eifrigem Gespräch vor einem Schreibtisch stehen und ergriff Rothausers Arm.

„Sehen Sie sich die beiden genau an,“ sprach er

halblaut: „sehen Sie sich sie an — das ist die deutsche Litteratur vom Jahre 1888: der Jude und der Blaustrumpf — diese beiden beherrschen das geistige Leben des ersten Volkes der Welt.“

„Sie meinen — im Ernst?“

„Sie werden schon sehen. Im Jahre 1788 hatten wir allerdings Göthe und Wieland — ein kleiner Unterschied. Die Nation der Dichter und Denker schreibt jetzt nur für Backfische und läßt alte Weiber darüber zu Rate sitzen das ist die Wahrheit.“

Rothauser sah ihn an.

„Man kann das ändern.“

Delitzsch lächelte so unmerklich, daß sein Freund nichts von dieser versteckten Ironie merkte — gleichgiltig wandte er das Gespräch einem anderen Gegenstande zu.

„Sehen Sie da drüben diesen blassen, verkommen aussehenden Herrn?“ sprach er: „ein Journalist im schlimmsten Sinne — heruntergekommen in jeder Beziehung; er hat mich schon mehr wie einmal in der „Drachenhöhle“ um 3 Mk. angepumpt, angeblich für eine Droschke, in Wahrheit um sich an den Straßenecken ein paar warme Würstchen zu kaufen. Einmal gab ich ihm ein 20 Mk.-Stück und sagte nachlässig: „Behalten Sie den Rest.“ —

„Und?“

„Er steckte es vergnügt ein! Ein richtiger Salon-Zigeuner. — Er bewahrt sich immer noch einen anständigen Gehrock, auf diese Weise kann er noch ausgehen! Für 5 Mk. schreibt er Ihnen Artikel in jeder Ueberzeugung, die Sie wollen; in der Hauptsache unterhält er sich aber eigentlich durch Verfassen von sogenannter „Pikanter Lektüre“, Sie verstehen wohl?“

Rothauser verstand noch nicht ganz, aber das Gehörte schien ihm genug. Er frug voll Widerwillen:

„Und solche Individuen duldet man hier?“

Delitzsch lächelte humoristisch.

„Mein Gott, es hat jeder dieser Herrn etwas zu verbergen.“

Rothauser ward nachdenklich und schwieg. Es kam ihm doch verschiedenes sonderbar vor in der deutschen Litteratur.

Delitzsch war von einem seiner Bekannten, einem jungen Sportsmann beschlagnahmt — Rothauser ließ seinen Blick einen Augenblick unbeschäftigt durch die Räume gleiten, Steinberger, der das sah, nahm ihn beim Arm, begann ein Gespräch mit ihm und promenierte mit ihm auf und ab.

In einem kleinen Nebensalon, den der junge Mann bisher noch nicht bemerkt hatte, hörte man plaudern und lachen — sie traten neugierig hinzu; zwei Damen, die sich anscheinend ausgezeichnet unterhielten, erhoben sich etwas überrascht von einem kleinen Sammetdivan. Es erfolgte eine gegenseitige Vorstellung, Rothauser fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte — die Dame, der er sich gegenüber sah, war Fräulein Helene Felsegg.

Es war ihm eigentümlich zu Sinn. Er sah sich beinahe hilfesuchend um, als er Steinberger und die andere Dame immer mehr der Schwelle nahe kommen und endlich in das benachbarte Zimmer treten sah. Aber der instinktive Trotz den Frauen gegenüber gewann bald die Oberhand bei ihm.

„Ich habe schon lange erwartet Ihnen einmal zu begegnen, Herr Rothauser," begann die Schauspielerin mit einer einschmeichelnd langsamen Stimme: „Herr v. Delitzsch hat mir so viel von Ihnen erzählt."

„Er ist in der That sehr liebenswürdig." —

Ein leises Lachen, mutwillig und ironisch zugleich; Helene sah ihn dabei an.

„Zuweilen, ja. — Aber das ist es nicht allein, was ihn zu einer anziehenden Persönlichkeit macht — es liegt etwas in ihm, etwas Ungewöhnliches, Beherrschendes. — Helfen Sie mir doch, Sie sind ja Dichter."

Sie sah ihn über den an die Lippen gepreßten Fächer hinweg lächelnd an.

Rothauser lächelte seinerseits verlegen.

„Mein gnädiges Fräulein — Sie haben wahr=

scheinlich das Unglück gehabt meine Novelle zu lesen, und nun widerfährt Ihnen das doppelte Unglück, sich dessen zu erinnern."

Nicht übel! dachte die Schauspielerin. Für einen Studenten redet er ganz gut. Laut fuhr sie fort:

„Aber wissen Sie, daß mir etwas sehr aufgefallen ist in dieser Novelle? Die versteckte Malice gegen uns Frauen, die Verachtung, mit der Ihr Held von uns spricht — ist das Ihre wirkliche Meinung von den Frauen?"

Der Fächer begann wieder sein nervöses, flimmerndes Spiel, das wie eine graziöse Kriegsfanfare an das Ohr des jungen Mannes drang.

Was hat sie nur? dachte er — Sie spielt ja fortwährend mit mir, und ich —

„Es ist gefährlich für mich, zu antworten," sprach er etwas unsicher: „und doch — die Frauen haben eine außerordentlich geringe Rolle in meinem Leben gespielt — und ich glaube auch —"

Er konnte nicht vollenden. Es war ihm, als ob dies blendend schöne Weib da vor ihm die Sphinx wäre, und ihm Rätsel aufgäbe, die er nicht lösen könne, Rätsel, mit denen sie ihn töten wolle. Er fühlte zum ersten Male die Ahnung der Vernichtung, die den Mann so oft in der Nähe des Weibes ergreift — er fühlte sein ganzes, schroffes, herbes, rauhes Wesen bis zum Grunde erschüttert.

Dies blasse, zarte, nervöse Geschöpf schien ihm ein vernichtendes Fluidum auszuströmen, in dem sein Leben zu ersticken drohte. Ihr ausgeschnittenes Kleid ließ einen Teil von Hals und Busen frei — und die Empfindung dieser blendend weißen Formen, dieser naiven Poesie eines schönen Frauenkörpers stieg ihm wie Feuer ins Gehirn; er atmete schwer und unwillkürlich krampften sich seine Hände zusammen. Er musterte mit einer leidenschaftlichen Gier ihre Toilette, ihre Frisur, dies berauschende Haar, ihre langen, hellen Handschuhe, den rotblauen Rokokofächer — er sog den Duft ihres Par-

sums ein; seine Sinne sättigten sich an jeder Einzelheit des geliebten Bildes. Der Gedanke sie zu begehren, sie zu besitzen, stand sofort vor seiner Seele mit aller Schärfe seines kühnen, weltdurstigen Charakters — der Gedanke war naiv, aber er war der eines Mannes.

Die Schauspielerin glaubte zu wissen, was in seiner Seele vorging, und sie lächelte, lächelte wie Homer seine Aphrodite lächeln läßt. Sie fühlte sich so sicher. Es war die Empfindung olympischer Macht, die nichts erschüttern kann.

„Aber Ihre Novelle hat mir sonst gefallen — nur schreiben Sie noch so, — so — so sachlich, so selbstverständlich!“

Sie lehnte den Kopf in die roten Sammetkissen des Divans zurück.

„Wie meinen Sie das — sachlich? Natürlich muß man doch sachlich schreiben!?“

„O nein,“ erwiderte sie beinahe träumerisch, „was die Phantasie sieht, das ist die Hauptsache — ob das existiert oder nicht, was liegt daran? Es ist so schön, immer neue Welten aus dem Nichts hervorsteigen zu lassen — sehen Sie, mitten in unserer modernen, realistischen Welt, in dieser Zeit der Eisenbahnen, der Telephone, der Phonographen, da existieren geheimnisvolle Mächte, die wir nicht kennen, und die uns lenken wie Marionetten, da giebt es noch Götter und Mythen, da giebt es vor allem ein seltsames Fatum — sehen Sie mich nur an, ich glaube an ein solches Fatum — und das ist keine dichterische Konvention, nein, unmittelbarste Wirklichkeit im hellen Lichte des Tages. Aber Sie wissen das alles ohne Zweifel, Herr Rothauser — Sie sind ja Dichter!“

„Welch ein seltsames Weib,“ dachte Rothauser. Wie kam sie dazu, ihm das alles zu sagen! Aber er wußte auch selbst nicht, warum er sich in ihrer Gegenwart so frei und angeregt fühlte, daß er seine innersten Gedanken frei heraussagte.

„Ich weiß nichts von diesen geheimnisvollen Mächten

der Natur, die uns lenken," sprach er lächelnd, „ich denke mir das Leben eher als einen Mechanismus, dessen Griff ich in der Hand habe."

Sie warf ihm einen langen und aufmerksamen Blick zu.

„Ah, es scheint, man hat Ihnen nicht viel Religion eindressieren können?"

Er zuckte gleichgiltig mit den Achseln.

„Religion! Davon weiß man bei uns nicht viel. Das Leben ist hart da unten an den Seeküsten — und der Mensch nutzt seine Mitmenschen gründlich aus. Es wird viel gearbeitet und viel genossen, und für religiöse Empfindungen ist da nicht viel Platz. Und ich, ich habe das Christentum nie begriffen — es schien mir absolut unvereinbar mit der Natur, wie Menschen im Ernst derartiges glauben konnten."

Helene Felsegg lachte — es war ein lautes fröhliches, beinahe herzliches Lachen; sie berührte mit der Spitze ihrer Handschuhe den Arm des jungen Mannes, der etwas überrascht war, und rief:

„Sie sind ja genau so heidnisch wie ich, Herr Rothauser. — Ich bin berüchtigt deswegen — seien Sie vorsichtig. Aber ich gratuliere Ihnen, der Idealismus scheint Ihnen nicht viel angethan zu haben — und an dieser Schwindsucht leiden wir alle mehr oder weniger."

Wieder dies brutale Achselzucken — er fühlte, hier war der Punkt, in dem er dieser Frau überlegen war.

„Finden Sie? Ich weiß eigentlich wenig davon. — Ideale sind mir immer vorgekommen wie Pappschachteln, in die man das Leben hineinzusperren sucht, und das geht natürlich nicht."

„Aber Sie — als Schriftsteller, also als Künstler — wie paßt denn damit ihre Weltauffassung?"

„Nun — deswegen! Ich will dem Leben seine Genüsse, seine Formen, seine Geheimnisse abringen, und dazu wähle ich mir das zunächst liegende Mittel — aber weshalb soll ich da von Kunst und Poesie eine ideale Auffassung haben?"

Er fühlte in diesem Moment, wie unvorsichtig diese Äußerung war.

Aber sie bemerkte das nicht. Ihre Blicke hingen wie gebannt an diesem jungen Manne, der ihr auf einmal sehr auffallend vorkam — an diesem großen, blonden, kraftstrotzenden Körper, der schon zu den anderen Erscheinungen des Salons einen wohlthuenden Gegensatz bildete. Er kam ihr außerordentlich, außerordentlich „gesund" vor — sie fand keine bessere Charakteristik für diese Erscheinung. Sie beneidete ihn um seine ruhige, brutale Haltung, um diese straffen Sehnen und Nerven, die nur auf die Angriffe des Lebens zu warten schienen. Und wie bei jeder Reflexion, die Frauen anstellen, mischte sich eine Empfindung aufdämmernder Wollust in ihre Gedanken — ein Gefühl, wie schön es müßte, sich dieser ungebändigten Kraft hinzugeben.

Sie war hastig aufgestanden und trat vor ihn hin.

„Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe — es giebt ein Fatum. Und —" sie lächelte seltsam: „ich will Sie später einmal wieder fragen, ob Sie noch imstande sind, das Leben zu beherrschen wie einen Mechanismus."

Sie eilte hinaus, erregt und zerstreut, als ob sie sich fürchtete, diese Unterhaltung wieder aufzunehmen.

Rothauser blickte ihr betroffen nach. Er fühlte sich zufrieden mit sich selbst, aber er merkte, wie berauschend die Nähe dieser Frau war — er erinnerte sich etlicher Andeutungen Delitzsch's, die er erst jetzt verstand.

Delitzsch! Ach ja, da trat er eben wieder auf ihn zu, er hatte die ganze eigentümliche Konversation von fern beobachtet, aber er war zu taktvoll, um seinen Freund auszufragen.

Bis gegen 11 zog sich das allgemeine Gespräch noch hin — Rothauser genoß das Vergnügen, beim Souper neben Fräulein Biedermann zu sitzen; er kam daher sehr wenig zum Essen. Der Abschied von Steinberger gestaltete sich ziemlich kordial — beide waren offenbar zufrieden mit einander und behandelten sich als Leute, die sich vielleicht noch brauchen können.

„Nun, wie gefällt Ihnen die Felsegg?“ frug Delitzsch, als die beiden Freunde unten auf der Straße standen.

„Sie ist sehr interessant,“ entgegnete Rothauser rasch, „Ihr Geist übertrifft wirklich noch ihre Schönheit.“

Delitzsch sah ihn von der Seite an, aber er schwieg. Er kannte den Zustand seines Begleiters und mochte seine Illusionen nicht zerstören. Auch würde Jener schwerlich jetzt schon für jenen wahrhaften Realismus des Lebens empfänglich sein, der überall nur Enttäuschung, Müdigkeit und Verflachung sieht.

Aber vielleicht war später Zeit dazu.

VIII.

Bisweilen fragte sich Rothauser mit einem geheimen Ärger, woher denn diese ungewöhnliche Macht komme, die Delitzsch jetzt bereits über ihn erlangt hatte. Er war geneigt, ihn für eine außergewöhnliche Persönlichkeit, für einen eigenartig entwickelten Geist zu halten. Aber dann traf er bereits hier ab und zu junge Leute, die Jenem sehr ähnlich schienen, und er wurde nachdenklich... Er ahnte den gemeinsamen Boden, aus dem heraus solche Individualitäten sich entwickelten.

Hans von Delitzsch war der letzte Abkömmling einer Familie, die aus Niedersachsen stammte und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa in der Nähe von Magdeburg zu Haus war. Einer seiner Vorfahren hatte noch in den Napoleonischen Kriegen sich bei allerlei Treffen ausgezeichnet — seitdem aber war die Familie immer mehr zurückgegangen, financiell und körperlich degeneriert. Während die rapide Entwicklung der modernen Industrie gerade in diesen Gegenden vielfach den kleinen und großen Landadel wieder zu Reichtum und

Stellung brachte, war es hier nicht der Fall. Die Maschinen schienen mit ihrer Wucht das stattliche Rittergut zu erdrücken, das die Familie besaß, und eine Reihe von scharfen, begabten, aber exzentrischen Köpfen, welche sie aufwies, vermehrte nur noch die Schwierigkeiten, sich in dem modernen Konkurrenzkampfe der erschwerten Lebensbedingungen zu behaupten. Man zählte in dieser Familie Künstler, Offiziere — aber wenige praktisch und kaufmännisch beanlagte Naturen — Leute, welche sich in allen Formen der modernen Kultur versuchten, ohne sie zu beherrschen, die Vielen überlegen waren, ohne es zu verstehen, sie auszunützen. Ein verhängnisvoller Einfluß der Frauen war in dieser Familie in die Augen fallend — man zählte mehrere Selbstmorde, die auf sie zurückzuführen waren, und die ganze, unfaßbare, nervöse Macht, welche die Frauen in der Décadence immer ausüben, kam bei dieser Race zur vollsten Geltung.

Dem Vater Hans von Delitzsch's war es gelungen, durch verschiedene große industrielle Unternehmungen, die er gemeinsam mit Hamburger Häusern unternahm, endlich Ordnung in seine vielfach zerrütteten Verhältnisse zu bringen — die Familie ging einem gewissen Flor entgegen, da starb jener plötzlich, und Hans von Delitzsch wurde noch sehr jung Herr eines beträchtlichen Vermögens, über das er unumschränkt verfügen konnte — fast alle seine Verwandten waren vor ihm gestorben.

Rousseau hätte an diesem jungen Mann sich ein hübsches Beispiel nehmen können, wohin die Freiheit in der Erziehung und der ewig abgeleierte Grundsatz naturam sequi führt. Hans von Delitzsch lebte in einer Zeit, in der die Freiheit des Lebens die denkbar größte war, in der sein Geld ihm alle Macht einer hochgesteigerten Kultur in die Hände lieferte, und in der zugleich eine raffinierte Bildung ihn von jeder moralischen und religiösen Fessel frei machte. Aus diesen drei Einflüssen resultierte eine Entfesselung aller Kräfte, aller Triebe und Leidenschaften eines jungen Menschen, die für jede andere Zeit gewiß ohne Beispiel gewesen wäre. In

seinem Kopfe war ein Nebeneinander von der scharfen, kalten Beobachtungsgabe des Niederdeutschen und von jener zügellosen Phantastik, wie sie verfallende Kulturen oft hervorbringen. Das Leben machte die erstere Eigenschaft immer mehr hervortreten, und die letztere, die ein Hebel zu großen Dingen hätte sein können, immer mehr verschwinden. Denn um jene unerschöpfliche Gabe der Phantasie wirksam zu verwenden, hätte er Ordnung und Maß hineinbringen müssen — und dieser junge Mann fand keinen Maßstab mehr in dieser Welt. Er hatte zu früh immer nur das wirkliche gesehen. Die ersten Seiten, die er in Darwin las, hatten alle religiösen Anschauungen unheilbar bei ihm zerstört, und die historischen Studien, die seine Lieblingsbeschäftigung waren, zeigten ihm überall das Ephemere und Zwecklose der ganzen Weltbewegung — die zerstörende Aufgabe, die im 18. Jahrhundert die Philosophie unternahm, hat im 19. die Geschichte übernommen.

Hans von Delitzsch hatte jenen seltsamen Drang, den begabte Naturen immer haben, sich alles anzueignen, was die Bildung seiner Zeit macht — alles Wissen und Können, aber auch alle Empfindungen, Leidenschaften und Genüsse — aus all diesem seine Persönlichkeit herauszubilden. Fernerstehende nennen das Egoismus, und in der That führt ganz naturgemäß das Ausbilden der eignen Individualität zu einer Nichtachtung anderer.

Er hatte früh begriffen, daß Bildung nur ein Machtmittel, und daß Civilisation nur ein kunstvoll ausgebildeter Egoismus ist — und er richtete sich darnach. Mit Notwendigkeit mußten daher alle Schlagworte, mit denen die Kultur ihre egoistischen Willkürlichkeiten zu verkleiden sucht, für ihn in nichts zusammenfallen. Die Wissenschaft gab ihm die Mittel zu einer rücksichtslosen Ausbeutung des Lebens — es gab für ihn nichts derart, was die gewöhnliche Moral Bedenken, Gewissensbisse und Rücksichten nennt — seine Bildung hatte ihm früh gezeigt, daß dergleichen nur wechselnde Formen für

ephemere Kulturzwecke, daß sie aber keine wirklichen Gesetze der menschlichen Natur sind — und das Leben hatte ihm bestätigt, daß er mit dieser Erkenntnis recht hatte.

Aber die Civilisation rächte sich an ihm. Er sah, lernte, studierte alles, stürzte sich in ein Übermaß von Genüssen, ließ keine Form des Lebens unversucht — und eben dies Uebermaß erschöpfte seinen Körper und überreizte seine Nerven. Schließlich wurden eben die Mächte über ihn Herr, die er hatte ausnutzen wollen. Als er ins Leben trat, hatte er in sich eine mächtige, organisierte Kraft entwickelt, die nach Bethätigung verlangte — er schien auf Leistungen zu warten, um sie spielend zu überwältigen. Er hörte auf den Universitäten juristische Vorlesungen und dachte daran in die officielle Karrière einzutreten — aber er merkte gar bald, daß er viel zu freie Ansichten hatte, daß er garnicht daran denken durfte, eine eigene Meinung zu haben. Aus gleichen Gründen war ihm die Offizierslaufbahn ver- verschlossen, zu der er eigentlich am meisten Lust hatte Er verfiel darauf Schriftsteller zu werden, und er schrieb eine Reihe ausgezeichneter, fein gearbeiteter Novellen, sogar einen Roman, der eine gewisse Aufmerksamkeit erregte. . . . . . Er träumte davon, einen eigenen Roman für Deutschland zu schaffen, einen Roman modern und national zugleich, die wahre Dichtung der Neuzeit, welche alle charakteristischen Schönheiten der Décadence wie in einem Spiegel wiedergeben sollte. Aber er sah, daß das Publikum von seinen gewöhnlichen Familienbettelsuppen nun einmal nicht abgehen will, daß die Kritik meist noch so naiv ist, nur die „Ideen" des Autors zu recensieren, und ihn zu verwerfen, wenn er nach ihren Begriffen „unmoralisch" ist — er sah, daß er mit seinen Ansichten schwerlich würde durchdringen können. Nach einem entschiedenen Mißerfolge gab er das auf und ging zwei Jahre lang auf Reisen — er hatte immer noch das Verlangen seine Bildung zu einer möglichst allseitigen zu machen. Schließlich nahm er seinen Aufenthalt

dauernd in Leipzig, wo er noch litterarische Verbindungen von früher hatte und offiziell seine Studien fortsetzte, ohne sich jedoch viel darum zu kümmern — sein Vermögen gestattete ihm, auf irgend welche Anstellungen dauernd zu verzichten.

Der entscheidende Punkt in seinem Leben war sein Aufenthalt in Berlin gewesen, wohin er schon in sehr frühem Alter mit noch reger Genußfähigkeit kam. Als er von da wegging, war er völlig verändert. Die Millionenstadt hatte ihn an Ideen, Plänen, Hoffnungen ausgesogen und ihm dafür eine gleichgiltige, beinahe verzweifelte Verachtung gegen Alles gegeben. Das wüste Genußleben ohne Schönheitszauber und ohne Anmut, die materialistische Geistlosigkeit, welche das Kennzeichen des Berlinertums bildet, hatten ihn verdorben, obgleich sie ihn anwiderten. Er kannte die Praxis und die Theorie der Kultur aus dem Fundament, und er ließ im wahren Sinne des Wortes nichts Menschliches an sich vorübergehen. Er konnte Stunden lang in den verkommensten Kneipen der Friedrichstadt zubringen und mit den Hetären des Café National schwatzen; und dann war er abends in einer eleganten Gesellschaft der liebenswürdigste und glänzendste Gesellschafter, den man sich denken konnte. Und oft, wenn er morgens um 9 nach Haus kam mit trockenen Lippen und weinerhitztem Gesicht, wenn er die Nächte in den Blumensälen oder bei Sternecker durchschwärmt hatte, warf er sich aufs Pferd und jagte Stunden lang im Tiergarten herum - er konnte sich dann mit Entzücken in das üppige Grün des in der Sommerhitze glühenden Waldes versenken oder die Farbenglut des tiefblauen Himmels einsaugen - jeder Eindruck wirkte unbefangen auf ihn, um, sobald ein anderer kam, wieder spurlos zu verschwinden. Wie die weißen, flockigen Wölkchen am Sommerhimmel, sah er die Welt gleichgiltig an sich vorüberziehen.

Die Grundlage seines Charakters war eine durchaus künstlerische, und er hatte sie voll entwickeln können —

daß sie keine Leistungen hervorbrachte, lag an seiner Zeit, die ihm keine belebende Idee zu bieten vermochte. Er fand überall nur Verfall und Trümmer des Alten — überall abgelebte Ideen und innerlich hohle Ideale. Er fühlte bisweilen eine ungeheure Kraft in sich und die seltsame Ahnung, daß er zu etwas bestimmt gewesen sei — es war ihm, als ob er in dieser Welt nach einer Gottheit suche, und er fand sie nicht.

An solchen Tage verfiel er einer gespenstigen Traurigkeit, in der alle Arbeiten und Erfolge ihm nichts schienen wie schale, jämmerliche Possen, in der alle Genüsse wirkungslos blieben — in solchen Momenten hörte er gewissermaßen den großen Zersetzungsprozeß arbeiten, den das Leben mit ihm vornahm — er sah seine eigene Persönlichkeit wie zerfressen von einer chemischen Substanz; er erinnerte sich, daß diese und jene Idee vor Jahren hatte sein Herz höher schlagen machen — und jetzt lächelte er darüber; es fiel ihm ein, wie die und die Eindrücke früher stark auf ihn eingewirkt hatten — jetzt ließen sie ihn ganz kalt; er hatte sich einst für diese und jene Menschen interessiert — jetzt wußte er, sie waren müde und stumpfe Philister geworden; es starb alles ab.

Dabei blieb er mit einer selbstverständlichen Logik an die Kultur gefesselt, die ihm ruiniert hatte. Er haßte das Landleben, konnte in keiner kleinen Stadt länger sein wie 14 Tage, und er verfolgte mit einem nutzlosen und nervösen Eifer alle neuen Erscheinungen in der Wissenschaft, der Litteratur — er würde es sich nie vergeben haben, bei einer Première im Theater zu fehlen, obgleich sie ihn langweilten. Infolge des ungeheuren Materials, das ihm die moderne Kultur zur Bearbeitung gab, zeigte seine Bildung die seltsamsten Nüancen, die natürlich auf gewisse Eigenheiten seines Charakters zurückzuführen waren. So z. B. haßte er aufs tötlichste die Antike, und nannte alles, was damit zusammenhing, „Schulfuchserei“ — vielleicht war das der unbewußte Groll des Epigonen, der weiß, daß ihn die Vergangenheit erdrückt hat.

Er hatte eine gewisse Hinneigung zum Katholicismus, was bei seiner Herkunft aus durchaus protestantischem Boden auffällig war — er nannte oft die römische Kirche das „Einzig Wesentliche in dem ganzen modernen Totentanze“ — die gewöhnliche Folge der sich im Mysticismus verlierenden Glaubenslosigkeit.

Der letzte Schritt, zu dem eine solche Geistesentwicklung führt, ist die Opposition gegen das Bestehende, das Eintreten in die Kritik der Zeit d. h. in diesem Falle in den Socialismus. Diesen Schritt konnte Hans von Delitzsch nicht thun. Er war von Natur und Erziehung Aristokrat — er haßte instinktiv alles, was formlos und plebejisch war — und die Handlungen der Menschen werden in Wahrheit stets von den Einflüssen des Blutes und der Rasse bestimmt, nicht von der Bildung oder von sogenanten Grundsätzen. Auch war er politisch zu indifferent, um sich für das Dogma einer bestimmten Partei begeistern zu können.

Am meisten charakterisierte ihn der Ausspruch, den er einmal gethan hatte. „Die glücklichste Zeit meines Lebens war die, als ich in Rathenow bei den Husaren diente – da habe ich ein ganzes Jahr lang ungefähr an nichts gedacht!“

Eine solche Natur konnte ihre Wirkung auf Rothauser nicht verfehlen, in dem Delitzsch gewissermaßen ein Stück seines früheren Ichs wiederfand.

Sie führten oft Gespräche wie das folgende — und Rothauser sollte diese Gespräche noch lange nicht vergessen.

„Was wollen Sie?“ sagte ihm Delitzsch einmal: „Wir leben in einer Zeit, die politisch stagniert — wir haben unsere Arbeit gethan, wir sind müde, — verdammt müde, kann ich Ihnen versichern. Jetzt genießen wir, weiter bleibt uns nichts mehr zu thun.“

„Ich bitte Sie — wir, die Deutschen seit 1870 — wir sind doch nicht so in der Décadence begriffen, wie Sie glauben — wir wollen doch erst anfangen zu leben.“

Delitzsch lächelte leise.

„Nein — wir leben schon sehr lange," sprach er langsam: „wir sind alt und verfallen wie alle Rassen Europas — aller Siegeslärm unserer letzten Kriege wird daran nichts ändern. Sagen Sie mir doch nur das Eine: haben wir eigentlich noch irgend eine historische Aufgabe oder einen politischen Beruf?"

Rothauser wußte nichts zu erwidern.

„Sehen Sie — wir stagnieren. Wir können höchstens das Errungene festhalten, aber eine Aufgabe haben wir nicht. Wir sind seit unserer Einigung ganz naturgemäß ein Volk ohne alle Ideale geworden — darum auch das rapide Anwachsen der sogenannten Sittenverderbnis und eines luxuriösen Materialismus im kaiserlichen Deutschland."

Rothauser sah gedankenvoll ins Weite.

„Aber was soll das werden? Das Einzige, was diese Stagnation unterbrechen wird, das sind die unheimlichen Bewegungen des 4. Standes."

„Pst — lassen Sie uns nicht davon reden! Man spricht nicht gern von seinem Nachrichter — dieser Geschichte entgehen wir doch nicht. Einstweilen ist das Leben noch sehr schön — und nun kommen Sie mit, wir haben uns schon zu lange aufgehalten."

Es war ein dunstiger, noch immer sonnenheißer Abend, an dem dies Gespräch stattfand. Delitzsch holte seinen Freund zu einer gemeinsamen „Vergnügungsreise" durch verschiedene Lokale ab — Rothauser hatte sich schon an diese Art Zerstreuung gewöhnt, obgleich er sich immer vornahm, abends zu arbeiten.

Die Straßen Leipzigs schienen noch staubiger, dunst- und lärmerfüllter wie gewöhnlich. In diesem Viertel, wo Rothauser wohnte, herrschte fast nur die Arbeit, und es war jetzt die Stunde, wo alle diese menschlichen Maschinen still standen und hinausströmten ins Freie. Die Arbeiter aus den großen Buchdruckereien, den Weltfirmen Tauchnitz, Härtel, Spamer und Teubner, verließen ihre weiten, dunklen und trostlosen Arbeitsräume und

zerstreuten sich nach den Vororten, wo sie meistens wohnten. Es waren kleine, verbrannte, aber intelligente und ausdauernde Gestalten — ein unschätzbares Material für die Demagogen der großen Stadt, eine Armee willenskräftiger und unklarer Köpfe, die besonders gefährlich war durch eine Art Halbbildung, wie man sie sonst in Deutschland in diesen Schichten nicht oft findet.

Von den medicinischen Instituten der Liebigstraße kamen die Studenten, farbige Mützen auf dem Kopf, aber doch jedenfalls möglichst modern und elegant gekleidet — die Studenten von 1888 zeigten nichts mehr von der burschikosen und genialen Tracht ihrer glücklichen romantischen Vorgänger -- die Zeit war anders geworden.

Mit der Mappe unterm Arm eilten sie in ihre verschiedenen Stammkneipen, -- Rothauser empfand ein gewisses, unbestimmtes Unbehagen beim Anblick aller dieser von der Arbeit abgespannten Gesichter. Er fühlte, daß er im Begriff stand nicht mehr zu dieser thätigen und zielbewußten Menge zu gehören — er merkte, wie zwei Gestalten, die seit seinem neuen Leben in seinen Gesichtskreis getreten waren, einen unheimlichen Einfluß über ihn erlangten: Delitzsch und die Schauspielerin.

Es war das alte, urewige Lied der Versuchung, das in leisen Melodien an sein Ohr erklang — die Lust und Herrlichkeit der Welt trat vor seine Augen in Gestalt eines blendend schönen, verführerischen Weibes — und alle seine Pläne, seine Arbeiten, seine Pflichten, seine strenge Jugend, das alles versank hinter ihm wie ein grauer, verschwimmender Nebel.

Der Anblick der noch von ihrer Arbeit dampfenden und schwitzenden Stadt wirkte leise deprimierend auf ihn. Durch die hügeligen Windungen der Nürnbergerstraße gelangten sie in den brausenden Lärm der Dresdenerstraße, welche an ihrer Mündung auf den Augustusplatz den ganzen gewaltigen Verkehr der in die Stadt mündenden Vorstädte hinausschleudert. Jenseits dieser Durchgangspforte ist alles Vorort, Fabrik und harte,

aufreibende Arbeit, die ihre Erholung in Kneipen, Concertlokalen niederster Art findet, graue, schmutzige Straßen mit alten, verwitterten Häusern – mit der blendenden Perspektive auf den Augustusplatz beginnt das elegante und künstlerische Leipzig mit dem vollen, pulsierenden Leben einer der wohlhabendsten Städte des Reiches.

Vor dem Theater wogte eine lebhafte Menge auf und ab — es war gegen halb 7 Uhr, die gewöhnliche Eröffnungsstunde. Die Billethändler, die Programmverkäuferinnen, die wachhabenden Schutzleute, die beide scharf überwachten, die hübschen Blumenmädchen — Rothauser überflog diese gewohnten Erscheinungen schon mit dem Blicke des Habitués; er fühlte sich bereits sehr zu Hause in diesem Theater.

„Da ist er ja! Den kann man auch suchen, bis man ihn findet — wirklich beinahe unsichtbar geworden!“

Mit diesen Worten begrüßte Sievers, der eben aus dem Theatercafé kam, wo er bis jetzt Skat gespielt hatte, seinen Landsmann. Hinter ihm erschien die lange, schmächtige Gestalt Knautmüllers, der sich in Gegenwart des eleganten Delitzsch äußerst unbehaglich fühlte.

Da dieser in guter Laune war und sich einmal in Gesellschaft dieser beiden „richtigen“ Studenten amüsieren wollte, schlug er vor, gemeinsam ein beliebtes Concertlokal und Specialitätentheater, den „roten Adler“ am Brühl aufzusuchen. Die beiden Anderen hatten Bedenken.

„Es giebt ausgezeichnetes Lichtenhainer dort,“ meinte Delitzsch mit seinem kühlen, sarkastischen Lächeln. Das entschied und man machte sich auf den Weg. Sievers war glücklicherweise ohne Kouleur und daher frei für den Abend.

„In Kouleur darfst Du dies Lokal nicht besuchen?“ fragte Rothauser neugierig.

„Nein, nein — wenn ich da gefaßt werde, gäbe es auf 8 Tage Suspension. Aber ohne Kouleur — Gott, da kann man ja Alles machen – da gehts ja Niemanden 'was an —“

Und er erzählte mit Behagen von einer nächtlichen

Rundtour durch zweifelhafte Häuser, die er vorgestern ausgeführt und die bewies, daß er sich die sittlichen Principien, für die seine Verbindung programmmäßig eintrat, ebenfalls nur in Kouleur denken konnte. Er ging bei einer Episode derartig ins Einzelne, daß Rothauser quasi verlegen wurde — dieser war überhaupt noch nicht so weit, daß er den Jargon der Studenten unter sich, der zum großen Teile aus Zoten bestand, zu würdigen wußte. Das interessanteste für ihn war, daß Knautmüller sich am behaglichsten in dieser Art Unterhaltung fühlte von dem er wußte, daß er konsequent von all diesen Dingen nur die Theorie, nicht die Praxis kannte. Diese versteckte und lebensunfähige Sinnlichkeit begann ihm bald widerlich vorzukommen.

Es lag in Knautmüllers Art den Kneifer zurechtzusetzen, bei jeder Pointe in ein wieherndes Gelächter auszubrechen und dabei mit den langen, mageren Armen in der Luft umherzufuchteln die versteckte Gemeinheit des sogenannten „gebildeten" Menschen, dessen Bildung eine Maske ist, unter der er sich immer unbehaglich fühlt.

Delitzsch hatte sich wenig am Gespräch beteiligt. Seine Reflexionen waren wohl die des Goetheschen Mephistopheles, der zu Faust sagt: „— Gebt nur acht, die Bestialität wird sich gleich herrlich offenbaren."

Er beobachtete Rothauser, der trotz seines anfänglichen Widerwillens mit dem gierigen Interesse des Neulings diese Zweideutigkeiten anhörte.

Er dachte an seine Wette mit seiner schönen Freundin — und er warf Rothauser einen verstohlenen, spöttischen Blick zu. „Den wird das Leben auch unterkriegen — und eines schönen Tages wird er auch so weit sein wie wir, und dann wird er sich noch schlimmer fühlen."

Dies alberne, nichtige Geschwätz der anderen wirkte beinahe einschläfernd auf ihn. Wäre ihm nicht ein Gedanke gekommen, ein plötzlicher Einfall, heute Abend schon das große Experiment mit Rothauser zu versuchen — seine Augen leuchteten auf einmal auf.

„Wir wollen sehen," sagte er sich: „ich werde

vielleicht einige interessante Beobachtungen an ihm machen — er ist ein gutes Objekt zum Experimentieren, obgleich er an Willensfreiheit glaubt!“

Wenn Rothauser diesen Gedankengang seines neuen Freundes geahnt hätte! Aber er unterhielt sich mit Kautmüller über die Vorzüge der fachwissenschaftlichen Verbindungen, von denen er garnicht überzeugt war, obgleich jener sie ihm mit ziemlicher Begeisterung anpries.

Sie traten in das große Concertlokal am Brühl, das allabendlich ein neugieriges Publikum zu seinen Specialitäten und „Künstlervorstellungen“ herbeilockte. Es war das echte Leipziger Publikum solcher zweifelhaften Amüsements — d. h. charakteristisch dadurch, daß es zum großen Teil aus Familien bestand. Ein großer düsterer und schmutziger Saal, mangelhafte Gasbeleuchtung, eine kleine Bühne mit einem Vorhang in schreienden Farben und ganz unerklärlichen Allegorien — das alles zeugte von der Genügsamkeit dieses Auditoriums. Dasselbe saß an niedrigen, mehr oder weniger reinlichen Tischen, trank sein Glas Bier, rauchte, schwatzte, lärmte — Kellner, Hausierer und Blumenverkäuferinnen eilten durch den Lärm und die Tabakswolken; das Bild des Ensembles war vollkommen das, was die Deutschen gemütlich nennen d. h. ungeniert, lärmend, und gesättigt mit den derben Genüssen von Leuten, die den Tag über viel arbeiten und sich des Abends erholen wollen.

Delitzsch und seine Gesellschaft nahmen an einem der vorderen Tische Platz — hier saßen in der Regel viel Studenten, da sie von hier aus ungehinderten Verkehr mit den „Künstlerinnen“ auf der Bühne hatten. Man warf diesen Komplimente und Zweideutigkeiten zu, schickte ihnen Bouquets durch die Blumenmädchen oder Billete durch den Kellner — zur stillen Entrüstung der würdigen Philister, die mit ihren Familien hier saßen, und von denen manche in der zweifelhaften Atmosphäre dieser Lokale ihre einzige Erholung suchten. Diese bleichen, halbreifen jungen Mädchen sogenannter anständiger Bürgerfamilien, die ehrwürdigen Familien-

mütter von matronenhaftem Aussehen, die jungen Burschen, die noch auf der Schulbank saßen — sie alle schlürften mit geheimem Behagen die prickelnden Melodien dieser banalen Walzer, die oft geistreichen aber immer sehr offenherzigen Scherze der Kouplets, die grotesken Sprünge der abgewelkten Tänzerinnen und Soubretten — sie schrien und jubelten dem Komiker zu, der sich mit ihnen im Dialekt unterhielt und waren glücklich, wenn er auf irgend eine bekannte Örtlichkeit oder ein Localereignis anspielte.

Es war das echte Bild der genügsamen Liederlichkeit dieser Stadt — zugleich eine passende Illustrierung deutschen Familienlebens; die meisten dieser ehrsamen Handwerker und Kleinbürger saßen hier 3—4 Stunden vor einem Glase Bier, um zu Hause das Licht zu sparen — dabei amüsierte man sich, hörte Musik und zog am Schluß befriedigt nach Hause.

„Die ist aber wirklich garnicht übel,“ meinte Delitzsch, seinen Kneifer absetzend. Er sah Rothauser von der Seite an. Auf die Bühne war eine noch unzweifelhaft junge und hübsche „Kostümsoubrette“ getreten, ein blondes, üppiges Weib, deren Haare wie ein schimmernder Nebel in die Stirn fielen — mit ihrer hellen, frechen Stimme, ihrem sicheren, schneidigen Auftreten wirkte sie fascinierend auf das Publikum.

„Wissen Sie, was das ist?“ wandte sich Delitzsch sarkastisch lächelnd an den jungen Studenten.

„Nun?“

„Das ist die zehnte Muse, lieber Freund — Sie wissen wohl, die 9 Musen, Töchter Kronions — damit begnügten sich die Griechen. Aber wir Modernen, wir habens weiter gebracht, wir haben zehn. Die zehnte Muse — das ist die Göttin des Café chantant, der Konzerts de noblesse, der Spezialitäten, der Wiener Duettisten, der Volkssänger — etwas derb, pikant, leicht kostumiert — aber immer ein schneidiges Frauenzimmer. Sie sehen ja —“

„Aber diese Damen haben denn doch zu viel

Raffinement und zu viel Kunst — ich meine Kunst: ihre Reize zur Schau zu stellen. Hier ist doch wirklich von einer Kunstleistung keine Rede mehr."

Delitzsch zuckte philosophisch die Achseln.

„Was wollen Sie? Diese Gesänge und diese Kouplets sind die wahre Volkspoesie des 19. Jahrhunderts. Das Volk beklatscht sie, das Volk singt sie auf der Straße, das Volk macht sie. Es legt seine politischen Ansichten, seine täglichen Stimmungen, seine Beschäftigungen und Vergnügungen da hinein. Von diesem Standpunkt aus sind diese Lokale sehr interessant."

Er brach ab. Die Sängerin sang eines von jenen einschmeichelnden Kärntner Volksliedern, in denen die ganze Macht der Musik in ihrer wunderbaren Einfachheit sich offenbart. Diese Töne waren durchzittert von Liebesromantik und Mondscheinpoesie — etwas wie elementargewaltige Naturfrische wirkte auf die müden, blasierten und abgehetzten Nerven dieser großstädtischen Menge.

Das Publikum saß atemlos lauschend da. Selbst die Studenten machten in ihrem gewöhnlichen lärmenden Dialog eine Pause.

„Brillantes Weib!" machte Sievers bewundernd, als das Kouplet zu Ende war und ein fanatischer Beifallssturm den Saal durchbrauste.

Delitzsch sah ihn an.

„Möchten Sie sie haben?" fragte er cynisch.

Sievers lachte — seine kleinen, in dem verschwommenen Gesicht halb versteckten Augen funkelten.

„Das wäre ein famoser Bissen — wird aber wohl sehr teuer sein —"

„Wenn sie überhaupt zu haben ist," meinte Rothauser schüchtern, der die Soubrette, die gerade vor ihm stand, kaum anzusehen gewagt hatte.

„Ah bah," rief sein Freund verächtlich, „jedes Frauenzimmer hat seinen Preis — und jeder Mann auch," fügte er halblaut hinzu. Ich habe nur eigentlich keinen Appetit darauf," sprach er zu Sievers.

Dieser sah ihn forschend an. Er dachte im Geheimen, das würde wohl seine Gründe haben, wagte aber nicht seine Gedanken zu äußern.

„Nun, und Ihre Prinzipien," fuhr Delitzsch ironisch fort, „Sie wissen ja, Sie haben wünschenswerte Tugend und Sittenreinheit und Keuschheit —"

„O ja," rief der Andere mit einem behaglichen Grinsen, „Keuschheit usque ad — Na, Sie wissen ja, was ich sagen will." Er lachte laut auf.

„Ja, ja, ich weiß." Delitzsch's Gesicht nahm bei diesen Worten einen verächtlichen Ausdruck an. Beide sahen zu Rothauser hinüber. Dieser hatte sich abgewandt und sah in's Publikum, um diesen Dialog, der ihm anfing widerlich zu werden, nicht anhören zu müssen.

„Er ist doch noch sehr jung," dachte Delitzsch.

Von neuem trat die Soubrette vor. Ihr Blick fiel auf die Studentengruppe, die gerade vor ihr saß, und blieb an der eleganten, vornehmen Figur Delitzsch's haften. Dieser warf ihr eine Rose zu, die er eben einem Blumenmädchen abgekauft hatte. Sie dankte ihm mit einem anmutigen Nicken und warf ihm von der Koulisse aus Kußhände zu.

„Die wäre ein prachtvolles Dessert beim Souper," meinte er zufrieden, „was meinen die Herrn? Dieser ahnungsvolle Engel wird erst beim Sekt seine vollen Talente entfalten. Wir wollen doch einmal den Versuch machen."

Er sah die 3 Studenten mit kaum verhaltener Ironie an. Sievers und Knautmüller schmunzelten und stießen sich heimlich unter dem Tische an. „Das wird fidel," flüsterte der Erstere. Das hübsche Weib, ein gutes Souper und gar eine Flasche Champagner, den sie in ihrem Leben noch sehr wenig getrunken hatten — beide strahlten vor Freude. Und es kostetete ihnen noch dazu nichts! Sie nahmen die Einladung mit Dank an.

Rothauser hielt es für nötig, offiziell ein kühles und reserviertes Gesicht zu machen.

„Was wollen Sie mit der Donna?" fragte er leichthin.

„O, das findet sich später — Sie sind doch bei der Partie? Kommen Sie, wir wollen uns amüsieren! Sagten Sie nicht neulich, Sie dächten über einen großen, naturalistischen Roman nach, den Sie schreiben wollen? Nun wohl, da können Sie über die Verderbnis Ihrer Zeit raisonnieren — aber sammeln Sie sich vorher Stoff dazu!"

Der junge Mann lachte — das Argument schien ihm in der That einigermaßen triftig.

Delitzsch schickte ein Billet in dem bekannten Stile hinter die Koulissen und suchte dann selbst seine blonde Venus dort auf. Die 3 Studenten sahen ihm in gespanntester Neugier nach wie in Erwartung unerhörter Dinge. Die weltmännische Gewandtheit des jungen Roués imponierte ihnen — und dann, solch ein pikantes Abenteuer, das war doch noch einmal etwas, womit man renommieren konnte!

Sie kannten natürlich von den Frauen nichts anderes, als die Kellnerinnen in ihren Stammkneipen, die sie ganze Semester lang mit unerschütterlicher Ausdauer poussierten.

Da kam er schon zurück — an seinem Arme hing die hübsche, blonde Sängerin, ihn zärtlich von der Seite ansehend. Die herausfordernde, rote Taille war unter einem leichten, grauen Abendmantel verschwunden und den Kopf umhüllte ein weißes Spitzentuch — ein pikanter Rahmen für das unregelmäßige, aber lebhafte und anziehende Gesicht. Die ganze Erscheinung duftete nach Heliotrop; mit diesem Parfüm, das in ihren Kreisen sehr beliebt ist, hatte sich die „Künstlerin" etwas allzu reichlich bedacht.

„Hätt' ich doch nicht gedacht, daß ich heute Abend noch so liebenswürdige Gesellschaft fände – wissen S', auf das Souper freu i mich extra — wir essen da gar zu schlecht drinnen," sprach sie mit einem leichten Lachen und einem Anflug von Wiener Dialekt.

Delitzsch lächelte.

„Aber mein schönes Kind, wir sind hier nicht mehr

auf der Bühne — an Ihr Wienerisch glaub' ich nicht — ich möchte darauf wetten, daß Sie vom Wedding oder aus Schöneberg stammen, was? So was Schneidiges kann nur eine Berlinerin sein!"

Sie zuckte leicht zusammen und drückte seinen Arm fester. Sie fühlte sich geschmeichelt — in ihrer leichten, munteren Weise plauderte sie von dem „langweiligen Publikum"; es hätten ihr heute schon zwei ältere, dicke Herrn Bouquets zugeschickt, aber sie hätte keine Einladung angenommen; er hätte ihr doch gleich gefallen, weil —

Sie flüsterte ihm lachend etwas in's Ohr und schmiegte sich fest an ihn an — das Publikum, das gerade wegen der Pause zahlreich den Saal verließ, sah sie am Eingang stehen und machte seine Glossen, aber das kümmerte sie nicht.

Draußen vor dem Portal erwarteten sie die Studenten. „Fräulein" Emmy begrüßte sie mit einem bühnenmäßigen Kopfnicken. Sievers und Knautmüller zupften besorgt an ihren nicht mehr ganz reinen Kragen und überließen vorläufig dem Liebespaar das Gespräch. Die Soubrette sah Rothauser einen Augenblick aufmerksam an — er gefiel ihr.

Man beschloß insgesamt den nahgelegenen Sektkeller aufzusuchen

„Du, da bin ich noch nie gewesen — das wird 'ne fidele Kiste," flüsterte Knautmüller seinem Begleiter zu. Dieser sagte gar nichts, sondern betrachtete bewundernd die „Künstlerin", die ihm ungemein imponierte. „Feines Weib," murmelte er gedankenvoll. Fräulein Emmy unterhielt Delitzsch von einer Gastspielreise, die sie neulich nach Berlin in den Wintergarten unternommen habe.

„Es gefiel mir nicht in Berlin — bin lieber hier — wissens es ist hier ein gebildeterer Ton, und man will ja schließlich nicht immer blos sich den ganzen Tag im Geschäft abplagen, nicht wahr? Was glauben Sie, was ich alles lese die Nachmittage, wo wir keine Probe haben? O, da werden Sie sich wundern, erst neulich

hab' ich noch — Aber in Berlin hatten wir oft den Tag zwei Vorstellungen und dann die Proben und die weiten Wege! Und schließlich die Zudringlichkeiten von Seiten der Herrn, die man garnicht leiden mag!"

Sie sah Delitzsch mit einem vielsagenden zärtlichen Seitenblicke an.

Rothauser bemühte sich mit einem ungläubigen Lächeln der Bildung dieser „Dame" auf den Grund zu kommen, und diese fing gleich an zu seinem höchsten Erstaunen ihn über den zweiten Teil des Faust zu interpellieren. Nachdem sie darüber etliche Albernheiten vorgebracht hatte, sprang sie ab und erzählte von ihren Wanderungen durch die Nationalgallerie. Sie hatte letzthin auch die Odyssee in der Voßschen Übersetzung aus der Reclamschen Bibliothek gelesen.

„Wissen Sie, da die eine Geschichte von Mars und Venus und das Netz — ach, das ist doch zu —"

Sie flüsterte Delitzsch eine gepfefferte Bemerkung zu, worauf die Studenten in ein wieherndes Gelächter ausbrachen — auf diesem Gebiete kam man allgemein in Stimmung. Rothauser lachte mit, denn er durfte sich ja doch nicht den Anschein geben, als ob er diese Dinge nicht verstände!

Wo zum Kuckuck hat sie nur diese Bildung her? dachte er.

Er wußte nicht, daß die Berlinerinnen der unteren Stände eine wahre Wut haben, zu lesen und sich eine sogenannte Bildung zu verschaffen, die weiter gar nichts ist als ein Aufputz für ihre Eitelkeit. Denn Fräulein Emmy erzählte auch gleich, was sie schon in der Schule alles geleistet habe und wie sie immer die Erste gewesen sei u. s. w. u. s. w.

Und sie war das echte Berliner Vorstadtkind — mit ihrer massiven, frechen, blonden Schönheit, mit dem encanaillierten Wesen einer halben Theaterprinzessin, die stets das Bewußtsein in sich trägt, die Sinne der Männer bis zur Tollheit aufregen zu können. Delitzsch hatte recht — das war wirklich die zehnte Muse, und

es war die charakteristische Arbeit des Jahrhunderts, sie ihren übrigen neun Schwestern gleichgestellt zu haben.

Im Sektkeller belegte man eines von den nischenartigen, separierten Zimmern, die diesem Kellerlokal einen ganz gemütlichen Anstrich gaben — es war im übrigen trostlos einsam und frostig — kühl hier. Im allgemeinen war der Sektkeller eine zu noble Passion für das große Publikum, und diese halbdunklen, mit seltsamen Gemälden behangenen Wände, die ganze dürftige Ausstattung schien des Lärmes einer fröhlichen Gesellschaft zu bedürfen, um erst Leben zu gewinnen.

Die bedienende Kellnerin zog sich in richtiger Erkenntnis der Sachlage zurück, nachdem sie zur „Ouverture", wie sich Delitzsch ausdrückte, 3 Flaschen Heidsick gebracht hatte.

„Prosit die Herren!"

Fräulein Emmy schlürfte mit halbgeschlossenen Augen den Schaum des Champagners und stieß dann lachend mit Delitzsch an, der ihr erklärte, sie habe die schönsten Augen, die er seit 14 Tagen gesehen habe.

„Länger nicht?! Ach, Sie — Sie Don Juan, Sie! Ich will gar nichts mehr wissen von Ihnen — Ihr Freund da gefällt mir besser, wenn er nur nicht so ernst aussähe!"

Und sie zeigte mit ihrer weißen Hand auf den ihr gegenüber sitzenden Rothauser, der errötete und wirklich etwas verlegen wurde. Sie sah es und lachte.

„Mein Freund ist tragischer Dichter," erklärte Delitzsch, jenem einen Wink gebend „Heute Abend hat er eben einen Schlußakt geschrieben, wo sechs Liebespaare umkommen — darum ist er so düster. Er ist ein Gemütsmensch, ihn greift so 'was an."

Emmy brach in ein unbändiges Gelächter aus, warf sich in die Sammetkissen des Sofas zurück und legte ihren Arm um Delitzsch's Schulter, der sie näher an sich zog und mit halber Stimme den Strauß'schen Walzer vor sich hinträllerte: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" — „Der bleibt ein Narr sein Leben lang".

fiel sie ein und warf ihm einen jener charakteristischen Soubrettenblicke zu, die man mitunter acht Tage lang im Gedächtnis behält. Sievers kam ihr etwas aufs Spezielle — sie stieß mit ihm und Knautmüller an, Rothauser, von ihren koquettierenden und wirklich schönen Augen hingerissen, offerierte ihr einen Ganzen und stürzte sein Glas auf einen Zug hinunter — der Teufelswein der Champagne begann bereits seine Wirkung zu üben.

Es war ihm zu Sinn wie damals, als er der Schauspielerin gegenüberstand, nur viel leichter, viel freier — die Poesie, die in der ganzen Scene lag, riß ihn hin. Delitzsch sah das, und seine Augen leuchteten.

Die beiden Studenten tranken fortwährend und waren bereits infolge des ungewohnten Getränks in einer mehr als animierten Stimmung. Sievers gab Verbindungsgeheimnisse preis, die er sonst gewiß für sich behalten hätte, und Rothauser merkte mit Staunen, welche finanzielle Armseligkeit hinter dem „patenten, schneidigen“ Auftreten der Kouleurs bisweilen verborgen lag — ihr erster Chargierter, erzählte Sievers, lebte schon seit acht Tagen nur von Pump bei dem Kellner ihrer Kneipe, der ihn dafür ziemlich schnöde behandelte.

Knautmüller dagegen, den der Wein sentimental machte, erzählte mit betrübter Miene von einem Kommilitonen, einem Theologen, der bisher nichts gehabt und trotzdem eine Kellnerin unterhalten habe — jetzt habe er von einer wohlthätigen Stiftung ein reiches Stipendium erhalten. „Na, da hat er doch wohl die Kellnerin abgeschafft?“ fragte Rothauser naiv.

„Nein, er hat sich noch eine zugelegt,“ erklärte der andere jammernd, „das ist es ja eben — zwei Kellnerinnen, die von Stipendien leben — na, das ist doch —“

Emmy fand das „famos“ und amüsierte sich köstlich über diese theologische Sittenstrenge — sie duzte sich bereits mit Delitzsch und trug Rothauser an Brüderschaft mit ihr zu trinken — so daß jener etwas unruhig wurde. Sievers sang mit lauter Stimme: „Ça, ça ge-

schmauset," Knautmüller jammerte über die schlechten Aussichten der Philologen nach dem Examen — sodaß Delitzsch ihm etliche Grobheiten zuwarf, die er garnicht beachtete.

Nach der ersten Batterie kam eine zweite — die Orgie begann auszuarten. Sievers rief die sehnsüchtig an der Thür stehende Kellnerin herbei und bot ihr ein Glas an, worauf sie Beide einen derartigen Dialog miteinander begannen, daß Delitzsch ihm einmal mit scharfer Stimme hinüberrief: „Hören Sie, Sie vergessen wohl, wo wir sind!"

Sievers starrte ihn stumpfsinnig an und entschuldigte sich dann — zu Rothausers Erstaunen, der erwartet hatte, er würde aufbrausen. Er selbst begann bereits jenes angenehme Gefühl von Schwindel und Leichtigkeit zu empfinden, welches den Vorzug des Champagnerrausches bildet — er konnte die Gegenstände im Zimmer nicht mehr deutlich unterscheiden.

Gegen $^1/_2$2 fiel Knautmüller, der fortwährend confuses Zeug vor sich hinschwatzte, von seinem Stuhle unter großem Halloh um — Delitzsch hielt ihm eine ironische Leichenrede, Sievers begoß ihn wie bei der Fuchstaufe auf der Rudelsburg mit einem Glase Champagner — alle vier schrieen und lärmten durcheinander.

Fräulein Emmy, die plötzlich ihre ganze „Bildung", vom zweiten Teil des Faust bis auf Homers Odyssee vergessen zu haben schien, schimpfte sich mit der Kellnerin in den gemeinsten Berliner Ausdrücken herum, weil sie Delitzsch's Hand vielsagend gedrückt hätte — als dieser sie zu begütigen suchte, wurde sie noch zorniger und ließ sich erst durch das Anerbieten eines Caviarbrödchens besänftigen, das sie eilig hinunterschlang.

Sievers drängte Delitzsch fortwährend: „Lassen Sie doch noch eine, noch eine —" er wollte sagen: Flasche Heidsick anfahren, aber die Vollendung des Satzes ging über seine Kräfte.

Rothauser, den die Szene anzuwidern begann, erhob sich halb; Delitzsch verstand ihn und versetzte Emmy einen freundschaftlichen Rippenstoß.

Es war gegen $^1/_2 3$, als die ganze ehrenwerte Gesellschaft die Kellertreppen hinauftaumelte, mehr oder weniger angetrunken. Der Nachtwind strich über die schweißbedeckten, zum Teil geradezu widerwärtig aussehenden, fahlen Gesichter, deren verglaste Augen und schlaffe Züge nichts mehr von der Kraft und Frische des Abends verrieten. Sievers, der Knautmüller am Arm führte, schwankte bedenklich und behauptete fortwährend, auf das alte Theater deutend, das sei seine Wohnung.

Die Sängerin, die noch ziemlich bei Besinnung war, blickte Rothauser erwartungsvoll an. Er gefiel ihr, dieser große, kräftige, blonde Bursche, und wenn er ihr einen Wink gegeben hätte, so hätte sie den anderen —

Aber Rothauser sah auf einmal einen aufmerksam beobachtenden Blick, den ihm Delitzsch zuwarf, und er fühlte unbestimmt, daß er vor einer wichtigen Entscheidung stand. Und in ihrem Blick, in den wollüstig halbgeschlossenen Augen, in den aufeinandergepreßten Lippen, in allen Einzelheiten ihrer Erscheinung bis auf das pikante Blond ihrer Haare — in alledem lag die freche Siegesgewißheit des Weibes, welches die Männer zu kennen glaubt und sie alle gleich taxiert.

Einen Augenblick fühlte Rothauser, wie ihm das Blut zu Kopf stieg unter diesen Blicken. Aber er faßte sich. Er wollte nicht und war gewohnt, sich zu beherrschen. Mit einer gleichgiltigen Phrase ging er weg. Er sah nicht mehr, wie Fräulein Emmy mit einem verächtlichen Lachen Delitzsch's Arm ergriff, und wie das Paar im Morgennebel davonschwankte.

Es begann zu dämmern. Rothauser irrte durch die Straßen mit schwerem Kopf und schweren Gedanken. Diese Orgie, diese Studenten, diese entzügelte Gemeinheit — und vor allem dies Weib. — Warum war er eigentlich nicht mit ihr gegangen? Er wußte es selbst nicht.

Er hatte Furcht gehabt vor dem ersten Schritt ins wirkliche Leben — und einmal mußte er ihn doch thun diesen Schritt, das fühlte er. Er empfand mit Ärger,

daß er einen Genuß versäumt hatte, das war seine natürliche Empfindung. Von der Befriedigung, die Versuchung überwunden zu haben oder dergleichen — davon wußte er nichts.

Plötzlich kam ihm die Erinnerung an sein Leben zu Hause, in der Heimat, an dies ruhige friedliche Idyll der Arbeit und der Familie, wo man nichts wußte von den nervösen Leidenschaften der Großstädte — und er fühlte den Ekel doppelt stark zurückkommen.

„Ich bin wirklich nicht bei der Sache,“ murmelte er nachdenklich und mit einer ganz richtigen Kritik, die er an sich übte. Er gab es auf, in dem Sphinx-Antlitz des Lebens weiter zu lesen und ging langsam nach Hause — der Rausch war verflogen.

Er wollte leben — und er hatte bisher noch stets durchgesetzt, was er wollte.

IX.

„Das ist doch wirklich nichtswürdig! Dies Weib hindert mich doch bei allem, was ich thue! Immer das Weib und immer das Weib!“

Rothauser versuchte vergebens zu arbeiten — er wollte jetzt ernstlich seinen großen, naturalistischen Roman in Angriff nehmen, der sein litterarisches Debut bilden sollte. Naturalistisch und zwar kraß naturalistisch — er hoffte damit Aufsehen zu machen. Es lief das wieder auf den Grundzug seiner Natur hinaus, stets das praktisch Aktuelle im Auge zu behalten, ohne sich über den inneren Zusammenhang der Dinge klar zu werden. Er hielt den deutschen Naturalismus für die Richtung der Zukunft, las eifrig die „Gesellschaft“ und machte „Studienreisen“ nach Plagwitz, wo er à la Kretzer die Arbeitergruppen Revue passieren ließ.

Aber wie fressendes Gift drang der Einfluß der Frau, dieses blassen, bezaubernden Geschöpfes mit den dunklen, mitwissenden Augen in sein Inneres und zersetzte seine ganze Persönlichkeit. Er hatte früher nie eine Ahnung gehabt von diesem lähmenden, qualvollen Zustande, dieser peinigenden Unruhe, in der alle Gedanken immer wieder auf einen Punkt zurückkehren, in der die ganze Welt blos in einem Bilde erscheint — in dem Bilde des Weibes. Man geht in die Oper, in das Koncert — man berauscht sich an den Genüssen der erhabensten Kunstschöpfungen — und wenn man genau zusieht, ist das, was man sucht, was einen beschäftigt, nur das Weib. Man sucht die Geheimnisse der Natur zu enträtseln, man versenkt sich in die Tiefen der Wissenschaft mit jener nervenberuhigenden, täuschenden Sicherheit, als ob man da sicher wäre — und da taucht die Vision des Weibes wieder auf, in ihrer dämonischen, unfaßbaren Schönheit — mit einem Lächeln, das alle Pracht der Welt erbleichen macht — mit Blicken, wogegen alles Glück in Nichts zusammenfällt.

Rothauser empfand diesen Zustand mit all seinen Qualen. Es glückte ihm heute nichts. Er hatte mit Delitzsch zusammen diniert und dann Kaffee getrunken — auf dem Rückweg über die Promenade war man der Felsegg begegnet; es entspann sich eine kleine Unterhaltung — und bei ihren Blicken und Worten fühlte er von neuem, welche Macht sie bereits über ihn gewonnen hatte.

Das hinderte ihm aber nicht, fortwährend Elsa zu poussieren, und mit einer Art sehnsüchtigen Ärgers Emmys zu gedenken — sein Benehmen von vorgestern kam ihm nachträglich zu dumm vor.

Schließlich warf er die Mappe zu und suchte Delitzsch auf — was er immer zu thun pflegte, wenn er nichts anzufangen wußte. Das elegante Haus am Königsplatz, in dessen erster Etage sein Freund zwei Zimmer bewohnte, war nicht weit entfernt.

„Ah, gut, daß Du kommst,“ rief Delitzsch dem Ein-

tretenden entgegen, sich halb von dem Divan aufrichtend: „langweile mich höllisch — die glorreichen Strapatzen der letzten zwei Nächte haben mich arg zugerichtet.“

Und er lächelte mit einer gewissen Selbstironie, indem er Rothauser die Cigarettenschachtel zuschob.

Am Tage nach der Orgie beim Frühschoppen im Börsenkeller hatten sie Brüderschaft getrunken — eine Förmlichkeit, welche schon lange wie selbstverständlich zwischen ihnen schwebte, denn sie waren in der letzten Zeit unzertrennlich geworden.

Rothauser hatte dabei gelächelt und an ihr erstes Rencontre, die Mensur erinnert, aber Delitzsch bemerkte ihm achselzuckend: „Blut ist das beste Bindungsmittel —“ und darin mußte ihm der andere schließlich recht geben.

„Hast Du Deinen Kater schon siegreich überwältigt?“ frug er jetzt mit unverkennbarer Malice.

„Ich habe ihn im Keime erstickt,“ antwortete Rothauser renommierend: „bin bis zum Morgen nach Eutritzsch hinausmarschiert, da verfliegt alles —“

„Alle Achtung! Das brächte ich nicht mehr fertig — Ja, ja, die Jugend. Aber laß Dich doch hier auf der Chaise longue nieder — so, bitte, — und nun wollen wir uns ein wenig von des Tages Last und Mühen erholen!“

Rothauser lachte laut auf — dies Zimmer verriet deutlich, daß sein Bewohner von Last und Mühen nicht viel wußte.

Es herrschte eine sonderbare Atmosphäre in diesem Zimmer — der Duft von türkischen Cigaretten und feinen Parfums überwog noch die warmen, einschmeichelnden Lüfte des Sommerabends, die durch die geöffneten Fenster hereinzogen; die umherliegenden Albums und Prachtwerke, die schweren, geschnitzten Möbel, die ausgewählte Bibliothek — alles atmete diesen Geist raffinierter, künstlerischer Sinnlichkeit, der auf Rothauser eine so unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. An den Wänden ein paar echte Gemälde, Landschaften, deren Rahmen in geschmackvollster Weise

aus nachgebildeten Baumzweigen bestanden, auf dem Sophatisch die „Wiener Karikaturen", Hefte des Figaro Salons von 1888, in dem antiken Bücherregal fast nichts als französische Werke: Zola, Balzac, Daudet, Musset und Victor Hugo — man sah, alles paßte zusammen — ein raffinierter Geschmack umgab sich hier mit der Kultursphäre, die er zum Leben bedurfte, und die er sich selbst geschafft hatte.

Aber das auffallendste in diesem Zimmer war doch sein Bewohner selbst — dieser blasse, nervöse, junge Mann, der sich wieder in die bunte, türkische Decke des prachtvollen Divans gehüllt hatte, und in dem man den schneidigen Korpsstudenten von der Mensur gewiß nicht wiedererkannt hätte. Delitzsch gehörte zu jenen Leuten, die eigens dazu da scheinen, ihrer Umgebung immer neue Rätsel aufzugeben. Er liebte es bisweilen den Sardanapal zu spielen und bisweilen tagelang auf einsamen Märschen und Jagden umherzuirren, bis er vor Erschöpfung umsank.

Mit ruhigem Behagen schenkte sich Rothauser ein Glas Malaga ein — dies war die Lieblingssorte seines Freundes, die er auch sofort adoptiert hatte.

„Erwartest Du heute Abend jemand?" frug er: „es sieht hier so aus —" Er deutete auf das auf einer Etagère stehende Service.

Delitzsch warf einen nachlässigen Blick darauf.

„Vielleicht — Sag' 'mal, hast Du Sievers schon wieder getroffen?"

„Nein."

„Er war großartig — neulich an dem Abend mit Emmy — diese Leute mit ihren officiellen Principien sehen brillant aus, wenn man näher zusieht —"

Rothauser zuckte die Achseln."

„Er ist trotzdem viel mehr Student wie Du — bei Deiner sybaritischen Existenz."

„Student — Ja, ja — es ist eine schöne Sache um die Studenten von heutzutage! Das deutsche Volk hat immer noch einen netten Begriff von der „Blüte seiner Jugend". Romantisch kostümierte Gestalten, voll-

gepropft mit allen männlichen Idealen, aufopferungsvoll, begeisterungsfähig, vor allem patriotisch, professionelle Apostel des Schönen, Guten und Wahren — das ist der deutsche Student, wie ihn sich die Mehrheit des Publikums denkt. Puh — und die Wirklichkeit! Streber oder Wüstlinge, verknöcherte Karrièrejäger oder Bummler, die mit einer merkwürdigen Gedankenlosigkeit verkommen — das ist der deutsche Student, wie er so oft in Wahrheit aussieht."

Rothauser sah ihn an.

„Und Du? Zu welcher Klasse rechnest Du Dich?"

„Ich — ich bin nur zufällig Student — laut meiner Matrikel. Ich bin in Bonn im Korps gewesen, weil die Gesellschaft desselben noch am meisten meinen Anschauungen entspricht. Aber sonst. — Was ich eigentlich bin? Gott, früher hatte ich die Idee Schriftsteller zu werden, ähnlich wie Du — aber ich bin zu indifferent dazu, und dann trifft man oft schlechte Gesellschaft bei der Karrière."

Er sah nachdenklich den weißlichen Wolken der Cigarrette nach, die langsam zur Decke aufstiegen.

„Ja, ja, er war etwas sehr ungeniert, der Sievers," begann Rothauser zerstreut — er fürchtete im Geheimen Delitzsch's satirische Angriffe auf seine litterarische Karrière und wollte ablenken: „aber diese Emmy war doch auch wirklich nicht übel."

„Das war so just die rechte Sorte, wie Heine sagt — ich habe mich sehr gut amüsiert mit ihr. Ach, mein Bester, man mag sagen, was man will — die Liebe auf 24 Stunden ist das einzig Wahre."

Der Andere lachte.

„Ich weiß nicht recht," begann er zögernd: „mir kommt das doch etwas, — doch etwas vulgär vor. Diese ganze Atmosphäre. — Ich begreife nicht, daß Du —"

Er stockte.

„Bitte, vollende doch Deine Perioden," sprach Delitzsch gelassen, sich eine neue Cigarette ansteckend:

„Du bist ja doch im Begriff mir eine Moralpredigt zu halten — ich bin heute in guter Laune — also nur los." —

Rothauser war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab.

„Kurzum" rief er: „daß Du bei Deiner Bildung, Deinen Kenntnissen, Deinen sonstigen, gesellschaftlichen Verbindungen — daß Du mit diesen „Damen" mit Vorliebe anknüpfst, daß die Liebe bei diesen Kellnerinnen und Priesterinnen der Venus Dich am meisten zu beschäftigen scheint — das wundert mich."

Delitzsch hatte seine Cigarette weggelegt und sah träumerisch vor sich hin.

„Die Liebe! das ist ein Wort, tief wie das Meer und furchtbar wie die Unendlichkeit! Ja, einmal, — vielleicht auch zweimal, oft aber garnicht — passiert es einem im Leben, daß man dabei findet, was man sucht, daß unsere glühenden Leidenschaften endlich ihren Hunger gestillt finden, daß wir in einer Orgie von Geist, Schönheit und Genuß schwelgen — oh, wenn solche Momente vorüber sind, ist das ganze übrige Leben nichts wie eine Tantalusqual! Die ganze märchentrunkene Herrlichkeit des Wortes: Liebesglück hat noch kein Poet ermessen, denn sie ist die höchste, ewig-junge Poesie!"

Rothauser hörte ihm schweigend zu, atemlos vor Erstaunen, betroffen von diesem unwillkürlichen Erguß. Es war allerdings nicht der erste der Art, den er hörte. Er verstand diese Natur immer noch nicht — er hielt ihn für einen kalten, blasierten Spötter, dessen gelangweilte Ironie sich über alles lustig machte — und diese eisige Rinde bebte zuweilen unter seltsamen, phantastischen Zuckungen, unter den Eruptionen noch nicht ganz erloschener Leidenschaften, deren verzweiflungsvolle Poesie dem jungen Studenten nur halb verständlich war.

Der Abend zog langsam herauf und füllte das Zimmer mit dem geheimnisvollen Zauber der Dämmerung. Von unten her schlug undeutlich und verworren der Lärm des menschenerfüllten Platzes an ihr Ohr. Hier

oben war alles ruhig, vornehm, still — in dieser Welt voll Duft und Schönheit schien nur der Genuß, der glänzende, verführerische Genuß ein Existenzrecht zu haben, um die Sinne zu blenden und den Geist zu betäuben. Es war Rothauser, als ob er den berauschenden Einfluß der Kunst nie stärker empfunden hätte, als ob die schönen, üppigen Frauengestalten dieser Albums und Prachtwerke lebendig würden, um ihn toll zu machen mit ihrem Lächeln — der bronzene Caesarkopf auf dem Schreibtisch sah ihn, den Neuling des Lebens, so verachtungsvoll an — er fühlte sich verwirrt, betäubt von all diesen Zeichen eines freien, glanzvollen Lebens, von dieser siegesgewissen Selbstverständlichkeit der Schönheit. Hastig trat er ans Fenster, um etwas frische Luft zu schöpfen.

„Ach mein Bester," fuhr Delitzsch fort: „was ich Dir eben sagte, das ist die Poesie — aber die Prosa! Das Leben sieht anders aus. Das Leben ist hart, grob und brutal — bisweilen auch niederträchtig lächerlich. Wenn man zu einem Rendez-vous will, muß man bisweilen zu Haus bleiben, weil einem der Schuhmacher die reparierten Stiefel nicht bringt — wenn man die Geliebte endlich getroffen hat und zärtliche Worte mit ihr wechselt, dann entdeckt man auf einmal mit Bestürzung, daß man kein Kleingeld für die nächste Pferdebahn hat und man quält sich damit ab, wo man wechseln lassen kann. Das ist alles kleinlich, dumm, lächerlich — aber wahr. Und darum," fuhr er fort, hastig aufstehend und sich zu jenem ans Fenster setzend: „glaube ich, man behandelt die Liebe am besten, als wenn sie die bekannte Etiquette des Apothekers trüge: Vorsicht! Gift!"

Rothauser lächelte.

„Auf die Konsequenzen bin ich gespannt!"

„Na, die sind doch sehr einfach. Der Cynismus ist hier, wie gewöhnlich, für die Praxis viel besser als der zart behandschuhte Idealismus. Dies moderne Zigeunerleben mit Kellnerinnen, Chansonettensängerinnen,

Hetären und Grisetten entspricht meinen Ansichten von der Liebe mehr als das echt deutsche Anschmachten von höheren Töchtern und wohlerzogenen jungen Damen nebst obligater Verlobung und Verheiratung. Bei jenen finde ich eine bessere, belebtere Unterhaltung, meistens einen gereifteren und erfahreneren Geist und vor allem mehr Freiheit und Offenheit. Diese Damen im Zwielicht der Kultur kennen die Menschen wie sie wirklich sind, die Damen der Salons kennen sie nur so, wie sie sich abends zwischen 8 und 11 in Frack und Glacés zeigen — daher sind sie mir mit geringen Ausnahmen immer sehr dumm und sehr langweilig vorgekommen. Und vor allem! bei jenen Damen kommt man in der Liebe rascher zu Ziel — ich liebe es durchaus nicht, wenn die Präliminarien zu sehr in die Länge gezogen werden. Eine Liebe aber, bei der die Sinnlichkeit nicht zu ihrem Rechte kommt, ist ungesund und unnatürlich — die Albernheiten von Plato und Werther habe ich nie begreifen können!"

Es entstand eine lange Pause. Rothauser sah nachdenklich zu Abendhimmel empor.

„Deine ganze Theorie klingt wirklich etwas cynisch," begann er: „und sie beruht in Wahrheit doch nur auf den gesellschaftlichen Uebelständen, d. h. auf der übertriebenen Prüderie der Salons und auf unserem ganzen mechanischen und heuchlerischen, geselligen Leben."

„Natürlich — auf der anderen Seite haben wir dann die größte Zügellosigkeit; man weiß, wie der Ton auf sogenannten Herrenabenden ist. Und was uns betrifft, wir sind nicht umsonst jung, und unsere Leidenschaften haben auch ihr Recht. Ah, man muß schließlich das ganze Leben als Virtuose behandeln — gleichgiltig, ohne viel Interesse, aber man muß jeden Genuß auskosten und jeden fremden Willen sich unterordnen — das ist schließlich noch lebenswert — in gewissem Sinne. Das Publikum klatscht einem dann noch bewundernd Beifall — und den kann man auf die Dauer nicht entbehren."

„Wirklich nicht?" frug Rothauser ironisch.

„Nein — wirklich nicht. Wenn mir jemand Komplimente macht über meine gute Haltung beim Reiten, oder über eine Malice, mit der ich einen anderen moralisch skalpiert habe, so freut mich das mehr, als wenn ich der Menschheit den größten Dienst erwiesen hätte. Und dann, siehst Du —“

In diesem Moment klopfte es an die Thür.

„Ah, das wird Martha sein!“

Rothauser wandte sich lebhaft um. „Martha? Was für eine Martha? —“

Delitzsch war nach der Thür geeilt. Man hörte eifriges Parlamentieren im Flur — halb unterdrücktes Lachen und Kichern, wie es nur junge Mädchen producieren können.

Dann hörte Rothauser Delitzsch's tiefe, spöttische Stimme.

„Bitte, meine Damen, wollen Sie eintreten!“

Er sah zwei junge Mädchen über die Schwelle des Zimmers treten, ein Paar hübsche, frische Gestalten — die eine davon kannte er, es war die Geliebte seines Freundes, Fräulein Martha Rothe, die Tochter seiner Wirtin — die andere — — — — —

Diese andere gefiel ihm eigentlich noch besser, obgleich sie ihm etwas sonderbar vorkam, ein gewisser, scheuer und doch mitunter frecher Blick, hellbraune Haare von eigenartigem Reiz, ein elegantes, knapp anschließendes Kostüm — sie war offenbar jung und schien, ihrer Ausdrucksweise nach zu schließen, in Leipzig sehr zu Hause zu sein. Martha, die mit Rothauser einigermaßen bekannt war, stellte sie vor als „ihre Freundin Grete“ (eine weitere Bezeichnung schien ihr offenbar nicht nötig) — und Rothauser reagierte darauf mit einer so salonmäßigen Verbeugung, daß das Kichern von neuem losging.

„So, Kinder, nun wollen wir's uns gemütlich machen,“ begann Delitzsch, die Bücher und Zeitungen ohne weiteres vom Tische und auf das Sofa werfend: „Fritz, diese Damen werden uns die Ehre erweisen, mit

uns zu soupieren — du bist natürlich gleichfalls geladen — pst! protestiere nicht, du bist ja die Hauptperson; Fräulein Grete wollte absolut deine Bekanntschaft machen, sie hat Dich auf der Treppe gesehen und sich sofort sterblich in Dich verliebt!“

„Fräulein Grete“ sah mit einem zutraulich verschämten Blick an dem großen, blonden Jungen hinauf, der etwas verlegen lächelte und sich innerlich über diese Freiheit der Konservation wunderte. Martha hätte von neuem losgeprustet, wenn ihr nicht Delitzsch die Hand auf den Mund gelegt hätte.

„Servier' uns lieber, mein Kind — die Sachen stehen schon alle draußen im Flur — also flink — wir haben Hunger.“

Martha eilte hinaus

„Sie sollten sich einen Tituskopf anlegen, Fräulein Grete,“ meinte Delitzsch, sich wieder auf den Divan ausstreckend. „Ihre jetzige Frisur ist schauderhaft — was meinst Du, Fritz?“

Das junge Mädchen, das vor dem Spiegel stand und mit ihren hübschen, weißen Hände kokettierte, die fortwährend an der Frisur etwas zu thun hatten, sah sich erwartungsvoll nach dem jungen Mann um. Ihre Nasenflügel bewegten sich eigentümlich — Rothauser fühlte, wenn er sich jetzt noch eine Blödigkeit zu Schulden kommen ließ, war er in ihren Augen gerichtet. Zum Glück fiel ihm eine passende Phrase ein.

„O, Sie würden jedenfalls nur verlieren, wenn Sie sich veränderten, Fräulein,“ sprach er mit affektierter Nachlässigkeit, „ich bin nicht für den Tituskopf, Hans hat immer so bizarre Ideen.“

Grete besaß als Leipzigerin Witz genug, um das etwas französische Kompliment zu verstehen — sie dankte ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln, und rasch einen Sessel von dem Diplomatenschreibtisch herbeiziehend, ließ sie sich darin nieder, rückte näher heran und begann Rothauser zu „interviewen“.

„Ach, sagen Sie, Herr Rothauser, sind Sie auch

Student, wie der Herr Hans? Nicht wahr? Das hab' ich mir doch gleich gedacht! — Sind Sie schon lange hier? Gefällt's Ihnen hier? Warum haben Sie sich neulich umgesehen, als Sie die Treppe hinabgingen und ich mit Martha am Flurfenster stand?"

Und das alles in einem raschen, liebenswürdigen Trab hervorgehaspelt, während sie fortwährend in den Wiener Karikaturen vor ihr blätterte — Rothauser fand Gefallen an dieser Munterkeit und Lebensfrische; er sah immer tiefer in ihre hübschen, dunklen Augen und unterhielt sich schließlich ganz lebhaft mit dieser neuen Bekanntschaft, von der er freilich nicht wußte, wie sie in dieses Junggesellenheim hineingeriet.

Aber wer wird immer soviel fragen, wenn man ein hübsches Mädchen sich gegenüber sitzen hat? Rothauser begann sich das schon abzugewöhnen. Er machte entschieden Fortschritte.

Wenn er genauer zugesehen hätte, würde er bemerkt haben, wie tiefliegend und von kleinen Äderchen durchzogen die Augen dieses jungen Mädchens waren, deren Frische offenbar auf einem künstlichen Mittel beruhte, wie sich an der Schläfe und hinter den Ohren bereits jene eigentümlichen Falten bemerkbar machten, die unzweideutig den Verfall anzeigen, wie in der ganzen Haltung allmählig eine müde Schlaffheit sichtbar ward, die Folge durchwachter Nächte und geheimer Leidenschaften . . . .

In der heißen, feuchten Hand, die wie absichtslos sich zuweilen mit der Hand des jungen Mannes berührte, verriet sich die brennende, zitternde Sinnengier, welche Zurückhaltung nur um so unersättlicher macht — dies junge Mädchen, deren Sprache verriet, daß sie aus sogenannten anständigen Bürgerkreisen stammte, begann Rothauser durch ihre Nähe und ihre Blicke in eine eigentümliche Aufregung zu bringen.

Inzwischen kam Martha zurück — sie brachte Theegeschirr und sonstige Bestandteile eines ziemlich luxuriösen Soupers, Delitzsch hatte sich für seine Gäste offenbar angestrengt — Hummer, Camembert, westfäl. Pumper-

nickel, irgend einen mysteriösen Salat und Roastbeef — alles Lieferung des Traiteurs, der unten im Hause wohnte, denn für gewöhnlich speiste Delitzsch auswärts.

Rothauser sah mit Erstaunen, welche gemütliche, beinahe familiär aussehende Orgie sich nun entwickelte — der Kronleuchter wurde angesteckt, die beiden Mädchen beeilten sich, den Tisch zu decken, wobei Delitzsch nicht aufhörte, sie mit schlechten Witzen über ihre Ungeschicklichkeit zu chikanieren, man setzte sich — Grete bat ihren neuen Bekannten, sie zu Tisch zu führen, Martha setzte sich neben Delitzsch — es herrschte die Stimmung ungezwungener Heiterkeit und völliger Ungeniertheit.

Das matte, einheimelnde Licht, das über dem behaglichen Luxus des Zimmers, über dem blitzenden, silbernen Theegeschirr und dem blendend weißen Tischtuche lag, die warmen Lüfte der schwülen Sommernacht, die durch die offenen Fenster hereinzogen, die lachenden Gesichter der beiden jungen Mädchen — alles das versetzte Rothauser in eine seltsame, frohe Spannung, in die Stimmung einer köstlichen Erwartung — er wußte selbst nicht von was — — —

Er bemerkte nicht, wie Fräulein Grete fortwährend Delitzsch Blicke zuwarf, Blicke, in denen eine geheime Verabredung lag, und die Martha mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

„Du, hör mal, du hattest ja heute meinen Schreibtisch mit besonderer Aufmerksamkeit geordnet — suchtest du vielleicht etwas?"

Delitzsch sah seine Geliebte an.

Martha lachte laut auf.

„Ich? Glaubst Du etwa, ich sei eifersüchtig? Nein, mein Schatz, die Mühe geb' ich mir garnicht — da hätt' ich viel zu thun. Hab' ich nur deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht—"

Und sie summte das bekannte Lied aus Boccaccio vor sich hin, indem sie ihren Arm um seine Schulter legte und ihn leise am Ohrläppchen zupfte — eine echt weibliche Geste, die er mit unwilliger Geduld ertrug.

„Vernünftiges Mädel,“ sprach er leise, wobei er seinen Kopf an ihre Wangen legte und mit halbgeschlossenen Augen den Duft dieses weichen, frischen, parfümierten Körpers einsog; Martha sah dabei mit einem unmerklichen Lächeln zu Rothauser hinüber und drückte leise Delitzsch's Hand. Sie hatte besonders schöne Augen, seltsam dunkelgrau und von einem sprechenden, gewinnend-liebenswürdigen Ausdruck — es waren Augen, die dazu bestimmt schienen, immer zu lächeln und niemals zu weinen.

Rothauser fand indessen Gretes Augen noch schöner, er hielt ihre biegsame Gestalt fortwährend umfaßt, und war bereits, vom Weine angeregt, zu Freiheiten des Dialogs vorgedrungen, die seiner sonstigen aristokratischen Zurückhaltung fern lagen. Das Gespräch mit Delitzsch vorhin, der verführerische Luxus des Zimmers, der feurige Malaga, die beiden hübschen Mädchen — alles das wirbelte ihm im Kopfe herum.

„Hast Du nicht gehört, ob der Keller wieder für nächsten Winter am Theater engagiert wird?“ fragte Martha ihren Geliebten — als echte Leipzigerin hatte sie eine unbändige Leidenschaft für Musik und Theater und wußte immer die Biographie des jeweiligen Heldentenors auswendig.

„Nein, mein Kind, Keller schrammt ab — hat sich mit der Salonschlange verheiratet und geht nach Berlin.“

„Ach, wie schade!“

„Ja, wenn die Leute erst an's Heiraten kommen!“ meinte Delitzsch mit einer philosophischen Geste.

Martha lachte.

„Nicht wahr? Wir sind nicht so dumm, was? — Ach, ich habe Dich ja so lieb.“ Und sie warf plötzlich die Arme um seine Schultern und küßte ihn mit einer stürmischen Heftigkeit. Er wehrte leise ab — er sah, wie Rothauser mit seiner Nachbarin anstieß. Es war sehr heiß im Zimmer, trotz der geöffneten Fenster.

„Sie haben mir gleich so gefallen — gleich beim ersten Male, als ich Sie im Hause sah,“ wiederholte

Fräulein Grete mit einem bestechenden Blick, „sind Sie mir denn auch etwas gut?"

Und dabei sah sie ihn an — er sah das reizende, lächelnde Gesicht so nahe vor sich, und plötzlich ergriff er ihren Kopf und küßte sie mit der ganzen zitternden Heftigkeit seiner wahnsinnig erregten Sinne — er wußte nicht mehr, was er that; er hatte nur Augen für dies raffinierte Geschöpf, das er erst seit 2 Stunden kannte, und das ihn schon ganz in seiner Gewalt hatte.

Man wird nicht ungestraft 21 Jahr alt, ohne das Weib zu kennen.

Er trank mit ihr Brüderschaft und stürzte das große Glas voll des feurigen Südweins auf einen Zug hinunter.

„Wie schön Du bist!" flüsterte er ihr zu: „sag', hast Du mich lieb?"

„Ich will es Dir zeigen!"

Und ein vielsagendes Lächeln spielte um ihre vollen, schwellenden Lippen — sie legte den Kopf an seine Schulter und preßte ihn heftig an sich.

Man begann zu rauchen, es ward immer schwüler im Zimmer — die Flaschen verschwanden, um neuen Platz zu machen — der Sinnenrausch stieg.

Delitzsch setzte sich ans Klavier, um noch etwas zu spielen, ein paar prickelnde Walzer und flotte Märsche — als er aufstand, schraubte er auf einmal die Lampe niedriger — es herrschte ein vollständiges Halbdunkel im Zimmer.

Was nun noch folgte, dessen entsann sich Rothauser erst am folgenden Tage unklar und unbestimmt; er sah, wie Martha mit der brennenden Cigarette sich auf das Sofa warf und ihm lachend zurief, er möge es sich doch auch bequem machen — wie Grete ihm allerlei zuflüsterte und ihn an sich drückte, ihr heißer Atem, das seltsame Parfum, das sie an sich hatte, ihr stark duftendes Haar, das sie gelöst hatte — alles das betäubte ihn; die mysteriöse Ahnung des Weibes, das brennende Verlangen, das in ihren Blicken lag — das stieg ihm wie Feuer ins Gehirn.

Und auf einmal waren sie im Nebenzimmer verschwunden — und er sah nicht mehr, wie Delitzsch, Martha an sich ziehend, ihm einen Blick nachsandte voll verhaltenen Triumphes und siegesgewissen Hohnes — es war der Blick, den Mephistopheles Faust zuwirft, als er den Kontrakt unterschreibt.

Fritz Rothauser kam am anderen Morgen um 8 Uhr nach Haus — und seine Gedanken waren wüst und schwer wie sein Kopf — er fühlte sich verfallen.

X.

„Ah bah, Du bist noch nicht daran gewöhnt, das ist Alles — Der Portwein ist gerade für solche Gelegenheiten vortrefflich — und das Frauenzimmer war doch auch famos! Daß Dir dabei manche Einzelheiten nicht zusagen — mein Gott! man muß Philosoph sein!“

Delitzsch schloß seinen Satz mit einer bezeichnenden Handbewegung und sah Rothauser halb lächelnd an, der mit den ziemlich unverkennbaren Spuren des Katzenjammers ihm gegenüber saß.

Er fühlte eine dumpfe Depression in Kopf und Herzen — die Orgie von gestern abend kam ihm jetzt wüst und abschreckend vor — er entsann sich gewisser Einzelheiten, besonders von Grete — er wäre jetzt nicht im Stande gewesen sie zu sehen.

Delitzsch hörte nicht auf, sich in jener liebenswürdigen Weise zu moquieren, die ihm eigen war.

„Ach, Du reflektierst noch zu viel, lieber Freund,“ rief er: „auf mich wirken solche Excesse immer sehr erfrischend — aber — Dir steckt der Doktor noch im Leib, wie's im Faust heißt.“

Rothauser antwortete nicht, sondern sah dumpf brütend vor sich hin. Sein Leben, wie er es in der letzten Zeit geführt hatte, begann bereits eine gewisse,

beständige Abspannung in ihm hervorzurufen — die ewigen durchschwärmten Nächte und das Kneipenleben blieben nicht ohne Wirkung.

Er stand auf und verabschiedete sich kurz von seinem Freunde; er wollte allein sein.

Den ganzen Tag irrte er ziellos in der Umgebung der Stadt umher — Kollegien hörte er ohnehin schon seit langer Zeit nicht mehr, und zum Arbeiten kam er selten noch. Bei seiner Gewohnheit, seine Gedanken zu zergliedern und sich von allem Rechenschaft zu geben, vermißte er jetzt jene lebensfreudige Stimmung, die er sich von den Genüssen des gestrigen Bacchanals versprochen hatte — es hatte einen Nachgeschmack von Gemeinheit und Entwürdigung, mit dem er noch nicht fertig werden konnte. Gegen Abend beschloß er das beliebte Sommertheater in Lindenau aufzusuchen. Es war ein Bedürfnis nach Zerstreuung in ihm, das er um jeden Preis befriedigen mußte.

Dies Theater war an den schönen Sommerabenden ein Hauptzufluchtsort der Leipziger. Eine kleine Bühne im Freien, deren Vorhang mit Musen und Göttinnen in schreienden Farben geziert war, davor ein schmaler Platz für das Orchester, sodann die Plätze der Zuschauer, Wirtshaustische mit Rohrstühlen — alles dies unter duftenden Linden, deren weiße Blüten die Tische bestreuten, in dieser volkstümlichen Atmosphäre von Straßenstaub, Gaslicht und Koupletmelodien — das war ein Vergnügungsort, den sowohl die Haute volée wie die Studenten und die unteren Klassen eifrig frequentierten.

Rothauser trat ein, warf etliche nachlässige Blicke um sich und bemerkte, daß es schon ziemlich voll war. Besonders viel Studenten — es kam hier häufig zu Kontrahagen. Er setzte sich und winkte gleichgiltig dem Kellner — auf einmal entfuhr ihm ein leiser Ruf der Überraschung, beinahe des Schreckens: „Die Felsegg!“

In der That — die Soubrette saß von dem breiten Schatten einer Linde halb verborgen an einem der vordersten Tische. Es war bekannt, daß sie häufig der-

artige Vergnügungslokale besuchte — man behauptete sogar, vor ihrer Wirksamkeit am Stadttheater habe sie selbst an derartigen „Thespiskarren“ mitgewirkt.

Rothauser erkannte im Dunklen ihr feines, scharfes Profil, beinahe verdeckt von dem breiten, weißen Sommerhut — ihre Toilette war etwas auffallend: und sie fiel in der That auf, zumal sie allein war.

Der Vorhang ging auf, das Orchester begann mit einem lärmenden Militärmarsch — aber er sah und hörte nichts mehr. Die ganze Gewalt seiner verborgenen Leidenschaft für diese Frau stieg auf einmal unwiderstehlich empor in ihm. Mit zusammengepreßten Lippen und glühenden Blicken sah er zu ihr hinüber — sie war ihm nie schöner erschienen. Übrigens bemerkte sie ihn garnicht. Sie verfolgte mit Geduld, was auf der Bühne vorging, eine jener trivialen Berliner Possen, die eine so ungeschickte Nachahmung dieses Wiener Genres sind — ein Gemisch von larmoyanter Familiensentimentalität, banalem Militärenthusiasmus und zweideutigen, höchst plebejischen Kalauern.

Rothauser bemerkte sehr bald, daß er nicht allein die Schauspielerin etwas auffallend gefunden hatte — die Studenten, die an dem Tische nebenan saßen, blieben jedesmal, wenn sie an ihr vorbeigingen, stehen, fixierten sie und flüsterten sich Bemerkungen ins Ohr. Sie mußten sie offenbar kennen. Da sie etwas getrunken hatten und fortwährend sehr laut sprachen und lachten, begann ihr Benehmen bald allgemein aufzufallen — aber das kümmerte sie nicht, sie waren ja Studenten.

In der letzten Pause, als jedermann in den Gängen des Gartens promenierte, erhob sich Helene Felsegg und that etliche Schritte nach dem Eingang zu — sofort folgte ihr einer der Studenten, ein junger Mensch mit einem blonden, hübschen Gesicht. Er trat an ihre Seite und sagte ihr nach leichtem Hutabziehen irgend etwas — er hatte sich zu dieser Heldenthat vorher gehörig Mut getrunken.

Im nächsten Moment fühlte er sich sanft, aber un-

widerstehlich bei Seite geschoben — es war Rothauser, der im Augenblick aufgestanden war und an die Seite der Schauspielerin trat, die er äußerst höflich begrüßte. Zugleich musterte er seinen Gegner mit einem so verächtlich drohenden Blicke, daß dieser ganz verwirrt dastand.

Helene Felsegg nahm den Arm, den er ihr anbot, und warf einen Seitenblick auf den Studenten, dessen Anrede sie bisher garnicht beachtet hatte, und den Rothauser mit dem kältesten, norddeutschen Accent frug:

„Sie wünschen, mein Herr?!“

Da derselbe noch einige Redensarten machte, entschuldigte sich der junge Mann bei seiner Dame und trat etliche Augenblicke bei Seite. Es entspann sich ein kurzer Dialog, der mit einem verächtlichen Auflachen Rothauser's endete — es ergab sich, daß sein Gegner zu einer Verbindung gehörte, die „prinzipiell“ keine Satisfaktion gab.

Er kehrte zu Helene zurück, die ihn mit einem leichten Lächeln kommen sah.

„Ich danke Ihnen, Herr Rothauser. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, indem Sie mich von dem lästigen Menschen befreiten. Geben Sie mir Ihren Arm wieder, so — und dann begleiten Sie mich nach draußen.“

Rothauser, der sich natürlich in sehr gehobener Stimmung fühlte, bemerkte mit einem heroisch-verächtlichen Lächeln: „Sie haben gesehen, — diese Leute sind immer so; wenn man sie zur Verantwortung zieht, vollendete Feiglinge.“

Die Schauspielerin dankte ihm nochmals mit einem jener tiefen, entzückenden Blicke, die man nie wieder vergißt, wenn sie von einer Frau kommen, die man liebt.

„Ich danke Ihnen,“ wiederholte sie innig. Und sie drückte dabei seinen Arm — er fühlte, wie beim Empfinden dieses Drucks sein Blut zum Herzen strömte.

Sie traten hinaus aus dem Garten — es war bereits vollständig Nacht geworden, und in diesen spärlich beleuchteten Vorstadtstraßen war nichts mehr von dem

Lärm der Großstadt zurückgeblieben. Alles war still und leer.

Rothauser versuchte mit Mühe das Gespräch in Gang zu bringen — er merkte, es lag zwischen ihnen beiden etwas wie eine Krisis, eine seelische Schwüle — etwas längst Erwartetes, das jetzt zum Ausbruch zu kommen schien, in der warmen Sommernacht, in dieser einfachen Poesie der Natur, die so wunderbar alle Kontraste des wilden Lebens verbirgt.

Er sagte irgend etwas von Delitzsch — sie antwortete kaum darauf und fragte ihn nach seinen Arbeiten. Er erzählte mit etwas selbstgefälliger Miene, daß er Studien mache, daß —

Sie traten in diesem Moment von der Dorfstraße hinaus auf die nach Leipzig führende Chaussee, die Pappelallee, welche die Wiesen an der Elster durchschneidet. — Der Mondschein lag über der Landschaft und die berückende Pracht der Sommernacht wirkte wie eine Offenbarung auf seine abgestumpften und ermüdeten Sinne — er vollendete nicht, was er eigentlich sagen wollte.

„So fängt eine Geschichte an, die ich erleben möchte und von der ich einmal geträumt habe," begann er halblaut, auf die Landschaft hinausweisend.

Sie sah ihn an.

„Was hindert Sie, sie zu erleben?"

Er antwortete nicht. Beide fühlten in diesem Moment, daß wie auf einer elektrischen Leitung derselbe Gedanke von einem zum andern übergegangen sei. Rothauser neigte schwermütig den Kopf — nach einer Pause sprach er zögernd:

„Zu erleben! Das Leben ist nicht poetisch, sondern brutal und gemein — die Poesie lügt und die Wirklichkeit ist hart oder —"

Er sprach nicht aus.

„Wer weiß?" fragte sie noch einmal. Ihre Stimme vibrierte. „Es gehört Mut zum Glück — man muß es sich ertrotzen, vergessen Sie das nicht."

„Ich weiß es wohl.“ Er sagte diese Worte mit einem Lächeln — er begann zu ahnen, was in ihr vorging, und eine nie gekannte Erregung bemächtigte sich seines Innern.

Auf einmal begann ihm sein ganzes früheres Leben, diese Orgien und Ausschweifungen der letzten Zeit unendlich erbärmlich und widerwärtig zu erscheinen — er empfand einen Eckel vor sich selbst, wie er ihn nie gekannt hatte. Und es schien ihm, als könnte es keine andere Rettung aus diesem wüsten Durcheinander geben, als in den Armen dieser entzückenden Frau, die an seiner Seite ging, als in ihren Blicken, die ihn seit Monaten verfolgten wie das Fatum seines Leben. Er hätte ihr zu Füßen fallen können — er kannte sich selbst nicht mehr — seine Nerven waren gespannt wie die eines Instrumentes, das voll verborgener dämonischer Melodien ist. Es kam über ihn wie eine naturwilde, nie gekannte Empfindung — er hatte nur einen Wunsch, einen Gedanken — das Weib, die Liebe . . . . vielleicht hatte ihn die Mondnacht toll gemacht mit ihrem Zauber, dem selbst die kraftvollsten Naturen verfallen.

Über den Wiesen und Gehölzen lag der weiße Nebel wie ein wallendes, schimmerndes Tuch — die ganze Landschaft schien aufgelöst in Duft, Glanz und träumerische Weichheit; wie ein holder unsagbar herrlicher Zauber breitete sich die Poesie der Mondscheinnacht über die schlummernden Welt aus. Von der Brücke und vom Flußufer her schimmern die Lichter der Stadt — die dunklen Linien der fernen Gehölze, die nach Norden zu den Horizont abschließen, heben sich scharf ab in der sternklaren Nacht. Wo der alte Turm die hochstämmige Pappelallee abschließt, die in die Stadt führt, erhebt sich ein freundliches, dunkelbraunes Landhaus, das fast ganz verschwindet unter der wuchernden Epheudecke, die seine Front überzieht. Der Mondschein fällt über den altdeutschen Erker und fällt gerade auf den bemoosten Springbrunnen im Garten, dessen Wasser träumerisch plätschert und in der Stille der Sommernacht weithin vernehmbar ist.

Oben auf der Veranda ist noch Licht. Ein junges Mädchen sitzt da vor einem Buche — das reine, unschuldige Gesicht leicht gerötet von der Erregung des Lesens. Sie sieht bisweilen nach Osten hinüber und ein Schatten huscht über ihr Antlitz — als ob sie die Stadt fürchte, dies große schlafende Ungeheuer, diesen Moloch von Stein, der täglich so und so viel Menschenopfer braucht um leben zu können, und der immer neue Thoren hineinzieht in den Maëlstrom seines wirbelnden Lebens. Da unten die beiden, die dahinschritten durch das Halbdunkel der Sommernacht, schwiegen schon längst. In den brennend heißen Händen, in den glühenden Blicken lag etwas wie unwiderstehliches Verlangen und leidenschaftliche Sehnsucht — zwei Naturen, deren kraftvoller Wille kein Hindernis und keinen Rückhalt kannte, waren im Begriff, den verwegenen Griff zu thun nach dem höchsten Glücke für Menschenempfinden. Ihre Gedanken lagen gefesselt im Banne der Sommernacht.

Sommernachtszauber! In solchen Nächten werden Träume und Märchen lebendig und spotten über das dumme Leben, das mit soviel Geräusch seine schalen, alltäglichen Albernheiten in Scene setzt — und wenn die Sterne erblassen und der kühle Morgenwind vor der Sonne einherzieht, dann zerstieben und verfliegen sie wie der Duft und der Nebel auf den Wiesen.

Und was uns das Leben gebracht hat an Freuden und Schmerzen — das steigt in solchen Nächten vor uns auf wie ein bunter lärmender Maskenzug: Liebesschwüre, Freundesworte, Kämpfen und Ringen, Erfolge und Niederlagen — und das alles klingt zusammen zu der süßen, tollen Melodie des Daseins, die uns weiter und weiter lockt — wir wissen nicht, warum das alles so ist — wir wissen nicht, wohin das alles führt — wir sind die Kinder der Welt, der Sphinx, die hinter uns lauert und uns hinabschleudert in den dunklen Abgrund des Nichts — denn lösen können wir ihre Rätsel nicht.

Helene und ihr Begleiter waren wie absichtslos die

kleine Allee hinabgeschritten, die kurz vor der Elsterbrücke nach links abbiegt auf die Gehölze zu, die das Schützenhaus umgaben.

„In dieser Stimmung sieht sich das Leben an wie ein Märchen,“ bemerkte Rothauser; „aber, wenn man erwacht —“

Helene lächelte.

„Und wenn Sie nicht erwachen — wenn Sie immer weiter träumen von Glück und Poesie — Sie wären im Stande es auch dann noch zu leugnen, daß es ein Glück giebt — Sie sind ja Ungläubiger von Beruf.“

Sie ließ seinen Arm los und sah ihn an mit einem Blicke, der ihn um den Rest seiner Fassung brachte — im nächsten Moment fühlte sie sich von seinen Armen ergriffen und hörte die im höchsten Sturme der Leidenschaft hervorgestoßenen Worte:

„Ich werde es wissen, ob es ein Glück giebt — seit ich Sie sah, liebe ich Sie, Helene — und das hat mich halb toll gemacht, diese Liebe — ich weiß, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie, und daß ich Ihnen gehöre, ganz — und für immer!“

Er war beinahe zusammengesunken vor ihr — hilflos, zitternd wie ein kleines Kind.

Und sie schlang ihren Arm um ihn und küßte ihn — küßte ihn mit einer wahnsinnigen Glut, mit einer bacchantischen Siegesgewißheit — sie fühlte, er war ihr verfallen mit jedem Gedanken seines Geistes, mit jedem Tropfen seines Blutes.

Sie sah, wie seine Augen sich schlossen unter ihren Küssen, und wie seine Hände zitterten — wie uralte, unvergängliche Poesie empfand sie die Seligkeit dieses Momentes — sich hinzugeben, sich zu vergessen — das war die Erlösung von dem Rausche der Welt und von allen Qualen des Daseins.

„Nun — wußte ich nicht, daß Du mich liebst?“ sprach sie leise, ihn mit strahlenden Blicken ansehend: „es war Dein Schicksal mich zu lieben — ich sagte Dir's, und Du wolltest es mir nicht glauben?

Rothauser küßte sie auf den Mund und verhinderte weitere Vorwürfe.

„Ich war sehr thöricht, — aber Du sollst nun mit mir zufrieden sein. Ich habe jetzt keine Empfindung davon, wie ich jemals ohne Dich habe leben können.“

Sie näherten sich der Stadt mit ihren Lichtern und ihrem Lärm — sie kamen zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Und sie fühlten beide, daß sie schon vom Gifthauche dieses Lebens angeweht waren, und daß sie bei einander Rettung suchten, um nicht unterzugehen. Das war es, was in der Glut ihrer Umarmungen, in dem brennenden Fieber ihrer Küsse lag.

Als sie über die Brücke schritten, fiel der volle Schein des Mondes auf Rothausers fröhliches, strahlendes, jugendfrisches Gesicht, und sonderbar berührte Helene der Gedanke, der sich ihr mit unwiderstehlicher Macht aufgedrängt hatte:

„Wie schön muß es doch sein, wenn man jung ist!“

XI.

„Na — prosit Fuchs! Einen Ganzen auf Specielle sine.“

„Prosit! prosit — ehrt mich ungeheuer!“

„Wollte Dir's auch geraten haben — siehst ja so stillvergnügt aus heute — was ist denn los?“

„Er freut sich, daß er in die Ferien zieht,“ brummte Sievers: „weil er mir noch 20 Halbe spinnen müßte, die ich ihm für sein vorlautes Raisonnieren heute abend pro poena aufdiktieren wollte.“

Alle lachten — der Fuchs wagte indessen Widerspruch.

„Hör' mal, ich kann Dich überhaupt noch auf Nachkommenschaft treten,“ schrie er Sievers zu: „von gestern Abend her, als —“

Sievers streckte die Hand mit einer olympischen Geberde gegen ihn aus — er schien außer sich vor Zorn und Entrüstung.

„Wenn du nicht sogleich verstummst, fliegst du in B. V., unreifer Weltbürger — seit wann wollen die Füchse sich erlauben auf Nachkommenschaft zu treten? Aber ich sage ja, die Welt wird immer schlechter — ich will mich in die ägyptische Wüste zurückziehen und Säulenheiliger werden."

Und er neigte melancholisch den schweren, blonden Kopf. Ein allgemeines Gelächter entstand.

„Sievers wird tiefsinnig! Sievers ist betrübt über die Verderbnis seiner Zeit!" rief ein Nachbar: „er muß einen formidablen Kater haben! Rothauser, wissen Sie nicht, warum er so maulhangholisch ist?"

Aber der Angeredete überhörte die Frage. Er war zu sehr beschäftigt mit seinen eigenen hin und her wogenden Gedanken — er saß zerstreut in der lauten, lärmenden Gesellschaft.

Das große Hinterzimmer im Erdgeschoß des Thüringer Hofes wiederhalte von dem lauten Lärmen und Singen der ausgelassenen Gesellschaft. Es saßen hier Studenten aller Kouleurs — der Thüringer Hof war das Studentenlokal par excellence — und hielten mit gewohnter Gründlichkeit ihren gewohnten Frühschoppen ab. Eine Atmosphäre von Tabaksdampf, Bier und Kneipliedern — an den Wänden Gemälde, welche die Triumphe von Bacchus und Gambrinus verherrlichten, niedrige, braune altdeutsche Zimmer — alles in allem eine Studentenoase in der Nüchternheit des 19. Jahrhunderts.

Es war ein herrlicher, goldener Sommermorgen draußen und die Sonne schien heute ein besonderes Interesse daran zu haben, all diese Jugendfröhlichkeit zu bescheinen. Es war eine Art Abschiedskommers — die Ferien begannen, die Universität schloß ihre ehrwürdig knarrenden Pforten.

Rothauser hielt es nicht lange aus in der zechen-

den und lärmenden Gesellschaft. Er entfernte sich unter irgend einem Vorwand — er mußte allein sein.

Er war in einer Stimmung, wie er sie nie gekannt hatte — in der Stimmung unfaßbarer, nie geahnter Glückseligkeit. Er fühlte immer noch die Küsse der schönen Frau und hörte immer noch ihre weiche, einschmeichelnde Stimme. Er erkannte die Welt nicht wieder an diesem Morgen — alles schien ihm herrlicher, glänzender wie zuvor — mit einer Art leidenschaftlicher Andacht versenkte er sich in Träumereien über die Liebesseligkeit des verflossenen Abends.

Und es lag in seinem Charakter, daß er seine Persönlichkeit gleichsam wachsen fühlte in der Sonnenglut, welche die Liebe dieser Frau ausströmte! Jetzt wollte er erst schaffen und leben — er schwelgte in großartigen Plänen über seine schriftstellerische Laufbahn, seine zukünftigen Pläne – vielleicht könnte er Bühnenschriftsteller werden. Er wollte schon sehen. -- Ach, das Leben war ja so wunderbar schön, und die Welt zu erobern — das dünkte ihm so leicht, so sicher — all die düsteren Redensarten von Delitzsch, das war nichts wie die ironische Verzweiflung eines Geistes, der eben nicht so kräftig war wie der seine.

Er ging durch die Petersstraße über den Markt, bog in die Grimmaische Straße ein und wandte sich dann nach der Goethestraße zu am Theater vorbei. Hier herrschte das gewöhnliche Treiben dieser Morgenstunden zwischen 10 und 12. Die Schauspieler standen in einzelnen Gruppen an der linken Einfahrt des Theaters, gingen zur Probe oder begaben sich zur Regelung ihrer Angelegenheiten ins Direktionsbureau und schwatzten im übrigen mit ihrer gewöhnlichen, gleichgiltigen Miene. Durch den Eingang an der Theaterkasse wurden allerlei Koulissen und Versatzstücke hereingeschleppt, Felsen, Wälder, Mondscheinperspektiven und malerische Schlösser wurden den profanen Blicken der Passanten ausgesetzt. Am Eingang der Kasse drängte sich wie gewöhnlich ein

zahlreiches Publikum, das seinen Tribut für die Kunstgenüsse des Abends erlegte.

Auf einmal blieb Rothauser stehen — er sah die Felsegg unter einem Haufen Kollegen und Kolleginen. Sie plauderte sehr lebhaft und schien außerordentlich aufgeräumt.

Als er grüßend seinen Hut zog, bemerkte sie ihn. Mit der ganzen Ungeniertheit einer Theaterprinzessin eilte sie über die Staße, ergriff seine Hände und begrüßte ihn mit einem tiefen, zärtlichen Blicke.

„Nun, wie gehts Dir? Ich habe Dich erwartet auf heute Nachmittag — wie hübsch, daß wir uns hier treffen! Komm, das Wetter ist hübsch, laß' uns etwas promenieren.“

Und Rothauser, der sich immer noch wie geblendet fühlte von diesem ungewohnten „Du“, diesem berauschenden Lächeln und dem Druck dieser weichen, behandschuhten Hand — er gab ihr seinen Arm und schritt mit ihr über den sonnenglänzenden, menschenwimmelnden Platz — er beneidete in diesem Moment keinen römischen Triumphator, so sehr war er erfüllt von seiner weltvergessenen Glückseligkeit.

Sie plauderte lebhaft, lachend und scherzend — erzählte ihm von der heutigen Vorstellung, von einer durchgegangenen Kollegin, fragte ihn, wann er abreise oder vielmehr, wann er wiederkehre — alles dies in ihrer eigentümlichen nonchalanten Sprechweise, die durchsetzt war mit phantastischen Attributen, beißenden Witzworten und originellen Bemerkungen über alles und jedes. Sie konnte sich bei keinem Thema aufhalten und wechselte dasselbe wohl 20 Mal in einer Viertelstunde. In dieser Stimmung erschien sie wirklich ganz und gar als die tolle, lebenslustige Soubrette comme il faut, wofür die Leipziger sie hielten — weil sie gern Champagner trank, in ihrer Wohnung Gelage abhielt und ihre Liebhaber prinzipiell schlecht behandelte.

Sie gingen über den Augustusplatz, am Café français vorbei nach der Universität zu — und überall starrte

man ihnen verwundert nach, die Felsegg kannte jeder in Leipzig, und ihr Begleiter regte die allgemeine Neugierde bedeutend auf. Im Café grüßten ein paar Kollegen, die in der Veranda saßen, mit schlecht verhehlter Ironie, und der Baßbuffo, der ihnen tiefsinnig nachschaute, murmelte in seiner profanen Weise vor sich hin:

„Wo hat die denn den wieder aufgegabelt?“

Rothauser und die Felsegg gingen weiter — vor der Eingangspforte des Augusteums kam ihnen der Einfall, durch die Universität zu gehen — sie bat ihn mit ihrer amüsanten, nervösen Neugier, ihr den Weisheitstempel zu zeigen und sie schritten langsam durch die kühlen, dunklen Gänge des altehrwürdigen Gebäudes, in das die indiskrete Sonne des 19. Jahrhunderts nicht hineindringen konnte. Es wimmelte von Studenten — in dem großen Hofe vor dem Bornerianum standen alle Kouleurs im vollen Glanze ihrer Mützen und Bänder — viele kannten Rothauser, auch Sievers mit seinen Bundesbrüdern war schon angetreten, die ihnen alle mit offenem Munde nachstarrten. Das Paar erregte allgemeines Aufsehen — man blieb stehen und sah ihnen nach, Gruppen bildeten sich — die studentische Ungeniertheit äußerte sich bald in lautem Lachen und bewundernden Kritiken.

Die beiden passierten die Universitätsstraße und schritten von da aus links die Grimmaische Straße hinab. An der Ecke stießen sie auf zwei Herrn, die ehrfurchtsvoll grüßten: es waren Delitzsch und der Redakteur Steinberger.

Die Züge des Letzteren hatten auf einmal ganz ihr indifferentes Lächeln verloren — sie waren verzerrt vor Haß und Neid, als er den beiden im Menschengewühle der Grimmaischen Straße nachsah.

„Also der?“ rief er, „der junge Mensch! Und Sie haben die Geschichte sich entwickeln lassen?“

Delitzsch zuckte die Achseln.

„Warum nicht? Finden Sie die Situation nicht sehr schön? Sie sind beide jung und glücklich — wenigstens er.“

Er sah durchaus nicht ironisch aus dabei. In seinen trüben, dunklen Augen lag ein Meer von verwelkten Blüten und verklungenen Accorden — er schwieg und blickte den beiden gedankenvoll nach. Er dachte an seine Wette.

„Kennen Sie die Geschichte von jener oströmischen Kaiserin, welche sich von ihren Feldherrn die gefangenen, jungen Germanenhäuptlinge schicken ließ, um ihre Liebesnächte mit ihnen zu feiern?" fragte er seinen Begleiter.

„Hm — was soll das?"

„Nun sehen Sie, das ist ungefähr dasselbe Motiv, aus dem unsere schöne Helena sich in diesen Rothauser verliebt hat — das Verlangen nach Frische, nach Jugend — was weiß ich?"

„Sonderbare Idee!" murmelte Steinberger.

„Finden Sie?"

XII.

Ganz Leipzig war seit dem frühesten Morgen in fieberhafter Bewegung. Dichte Massen drängten sich durch die Straßen, um die festlichen Zurüstungen zu bewundern, mit denen die Häuser und Plätze bedeckt waren. Auf dem Augustusplatz erhob sich ein prächtig dekorierter Triumphbogen, zwei Obelisken faßten auf beiden Seiten das Petersthor ein und auf dem Königsplatz war von einer Reihe guirlandentragender Masten eine Art Via triumphalis gebildet worden. Überall sah man wehende Fahnen, bunte Schilder, Guirlanden, flatternde Dekorationen, unter denen manche Häuserfronten ganz verschwanden — überall die Farben des neuen Reiches, das weltgebietende Schwarz-Weiß-Rot.

Der Kaiser wollte an diesem Morgen seinen Einzug in Leipzig halten, um den neuen Palast des Reichs-

gerichts einzuweihen — die Stadt hatte daher großartige Anstalten getroffen, den jungen Herrscher festlich zu empfangen.

Die auf Augenblicke durchbrechende Oktobersonne beleuchtete mit ihrem rötlich herbstlichen Schimmer den prangenden Festschmuck, die freudig bewegten Massen und das aufgeregte Lärmen und Treiben in den Straßen. Man merkte bei solchen Gelegenheiten das von Haus aus lebhafte Naturell der Sachsen — „wo etwas zu sehen war“ verfehlten die Leipziger gewiß nicht sich einzustellen.

Es herrschte eine ungewöhnlich lebensfreudig angehauchte Stimmung damals, in Leipzig nicht nur, sondern im ganzen Reiche. Die Thronwechsel dieses berüchtigten Dreikaiserjahres, das drohende Gespenst des Weltkrieges, das bis in das Frühjahr ganz Europa in Furcht hielt, die ewigen Gerüchte vom Rücktritt des großen Kanzlers, in dem die Macht des Reiches selbst verkörpert schien — das waren seit Beginn des Jahres fortwährende Aufregungen, ein unheimliches Schwanken des öffentlichen Lebens. Seit der Thronbesteigung des Kaisers Wilhelms II. hatte das ein Ende — in der achtungsvollen Aufnahme des Herrschers bei den Völkern Europas lag das Zugeständnis der noch immer unverminderten Macht Deutschlands, welches mit seinen Verbündeten den ganzen Continent in Schach halten konnte. Und man erwartete viel von dem neuen Kaiser, von der neuen Regierung — viele verborgene Strömungen des nationalen Lebens wagten sich jetzt ans Licht — es herrschte ein lebensfreudigerer, vertrauensvollerer Zug. Die Nation merkte, daß die 2 Decennien seit der Gründung des Reiches nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren — wenn man sich auch über die allgemeine politische Stagnation nicht täuschte, so äußerte sich die dumpfe Unzufriedenheit doch durch eine Menge vager Hoffnungen, die von einer vollständigen Unkenntnis historischer Gesetze zeugen.

Etwas von dieser Hoffnungsfreudigkeit lag in dem

Treiben der in den Straßen sich drängenden Massen — man bewunderte und kritisierte die Dekoration der Häuser, sah sich alle Augenblicke um, ob noch keine Aufzüge oder sonstige Augenweide in Sicht war und eilte schließlich, sich auf dem Augustus- oder Königsplatz einen guten Standort zu verschaffen, um den vorüberkommenden Zug nicht zu versäumen.

Eines der am prächtigsten geschmückten Häuser war das Eckhaus Roßplatz und Kurprinzstraße — gegenüber dem Hotel de Prusse — ein großes, modernes Gebäude mit Renaissancefaçade und vorspringenden Balkons, elegantem Treppenhaus und riesigen roten Granitsäulen an der Eingangspforte — alles an diesem Hause zeugte von Pracht und Geschmack.

Oben am Fenster der zweiten Etage lehnte eine schöne Frau mit bezaubernden, lachenden Augen — von Zeit zu Zeit beugte sie sich über den schweren, bunten Teppich, der über die Brüstung herabhing und sah neugierig auf die unten drängende Menge herab.

„Nein — sehen Sie nur diese Menschen! Und da kommt noch ein neuer Zug aus der Kurprinzstraße — puh, welch ein Philistertroß! Gevatter Schneider und Handschuhmacher! Also, es war wohl recht amüsant zu Hause, was?“

Sie legte dabei ihre Hand auf den Arm des blonden, jungen Mannes, der neben ihr stand, und der bei diesen Worten ein säuerlich-süßes Lächeln nicht unterdrücke konnte.

„Es war schon nicht mehr schön, Helene! Man langweilte mich systematisch zu Tode, und ich war froh, als diese Ferien zu Ende waren.“

Helene Felsegg sah ihn an.

„Nun hier werden Sie sich erholen! Wir wollen unser Möglichstes thun, ihm die Last des Daseins zu erleichtern, nicht wahr?“

Mit dieser Frage wandte sie sich nicht ohne boshafte Nebenabsicht an Delitzsch.

Dieser nickte ironisch.

„Gewiß! Sie wissen ja: des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen ist Tugend und Begriff."

„Und die Tugend in diesem Sinne —" Helene hielt ein.

„Was haben Sie? Das Wort „Tugend" scheint Ihnen ja in der Kehle stecken zu bleiben."

„Lassen Sie mich ausreden, Mephistopheles! Die Tugend in diesem Sinne ist das höchste Ideal."

Delitzsch schüttelte betrübt den Kopf.

„Ach, Helene, Sie reden von Idealen! Das ist Ihnen seit 5 Jahren nicht mehr passiert — ich werde mich in die Oase Ihres Frühstückstisches zurückziehen."

Er ging an den eleganten, runden Tisch im Hintergrunde des Zimmers und schenkte sich ein Glas Tarragona ein — Südfrüchte und Portwein standen hier in malerischem Durcheinander zwischen den Trümmern eines opulenten Frühstücks — der Redakteur Steinberger versuchte sich noch an den Resten eines prächtigen Hummers, der als Hauptstück die Tafel geziert hatte — er versicherte Delitzsch, sein Anteil sei so widerspenstig wie eine heiser gewordene Sängerin und so inhaltsleer wie ein Roman von Ebers.

„Das ist doch wohl kaum möglich," meinte jener harmlos, „jedenfalls liegen einem die Romane von Ebers noch zehnmal schwerer im Magen."

Steinberger brummte irgend etwas vor sich hin.

„Aber wie ist mir denn?" fuhr Delitzsch fort. „Sie haben doch noch das letzte Opus des würdigen Professors furchtbar herausgestrichen!?"

Der Rhadamanthys lächelte geringschätzig.

„Werter Freund — meine Recensionen haben mit meinen Ansichten nichts zu thun. Wir protegieren die Backfischromane, das Publikum verschlingt sie, die Frauen vergöttern sie. Also was wollen Sie? Ce que femme veut, Dieu le veut."

Delitzsch lachte laut auf und trat wieder ans Fenster.

„Nun, worüber debattieren Sie mit — mit ihm da?“ frug Helene nachlässig, mit dem Taschentuch über die Schulter zurückwinkend: „über die Tripelallianz? über die Würde der Menschheit? Oder über meinen italienischen Salat? über eines von diesen haben Sie sich sicher moquiert!“

„Falsch geraten! Wir debattierten über die Unsterblichkeit des Professors Ebers.“

„Um Gotteswillen!“ Helene Felsegg wurde auf einmal nachdenklich. Ihr Blick schweifte ziellos hinauf zum blauen Himmel, wo die weißen, phantastischen Wolkenzüge vor dem frischen Herbstwinde einherflohen — unten auf der Promenade wirbelten die roten Blätter — es lag wie Abschiedsstimmung in der scharfen, belebenden Luft.

„Die Unsterblichkeit! Das kommt doch in Wahrheit immer darauf hinaus, daß die Schuljungen der Nachwelt mit Einem zufrieden sind. Und darum soll man sich Mühe geben!“

„Sie haben Recht — der Ruhm bei der Nachwelt ist die größte Albernheit, die es giebt,“ fiel Steinberger ein.

„Und der Ruhm bei der Mitwelt?“

Alle drei sahen sich an und fingen an zu lachen. Rothauser stimmte mit ein in dies Lachen, obgleich es ihm doch vorkam, als ob .... Er wollte eigentlich irgend einen Einwand vorbringen.

„Wir sind ja unter uns,“ meinte Delitzsch und schenkte der Schauspielerin ein Glas Portwein ein, „also wozu? — Wie ist doch die Geschichte, Fritz, von den beiden Auguren des Cicero — ich glaube, das ist so ähnlich. Wenn man erst etwas hinter die Koulissen gesehen hat, macht man sich aus dem ganzen Kram nichts mehr.“

Helene wandte den Kopf und sah aufmerksam Rothauser an, der schwieg und nachsinnend vor sich hinstarrte. Ihr Gesicht nahm einen leidenschaftlich zärtlichen Ausdruck an — ihr Blick schien mit verzehrender Glut in seiner Seele ein Etwas zu suchen, das der kalten Verzweiflung dieses Spötters widerstehen konnte.

„Und trotzdem," begann Rothauser darauf, „bemühen wir uns sehr viel um diese Anerkennung bei Mit- und Nachwelt — jedenfalls können wir sie nicht entbehren."

„Nun, deshalb können wir sie doch ironisieren," erwiderte Delitzsch nachlässig, „was vom Leben schließlich übrig bleibt, ist ja besonders dieser prickelnde Genuß der Selbstzersetzung. Wenn man entdeckt, daß keine Genüsse, keine Reize mehr wirken, dann erfaßt einen ein tolles Verlangen, dem Leben seine ganze Nichtigkeit zu beweisen — man stürzt sich von einem Exzeß, einer Exzentrizität in die andere — und es ist immer dasselbe Resultat — aber in dieser Konstatierung der öden Inhaltslosigkeit des Daseins liegt schließlich noch der letzte Triumph unseres Geistes."

„Eine erbauliche Philosophie," bemerkte Steinberger, „wenn man Sie hörte —"

„Ah, sehen Sie doch!" rief in diesem Moment Helene: „da die Truppen! Und der Radetzky-Marsch! Wie das alles glänzt und funkelt!" Sie war ganz Leben und Feuer in dieser echten Hinneigung des Weibes zu Glanz und Pracht.

Von unten herauf drangen die schmetternden, freudigen Töne des zündenden Militärmarsches. Eine Abteilung Truppen zog von der Pleißenburg herauf — hinterher wälzten sich dichte Volksmengen, die taktmäßig den Marsch der Soldaten begleiteten — das Gedränge nahm überall zu — es war die Stunde, wo der Kaiser auf dem Bahnhof ankommen mußte.

Steinberger sah mit etwas verächtlicher Miene auf das lebhafte Treiben herab.

„Und das alles um einen Mann, der sich 3 Stunden hier aufhält," begann er: „wieviel gemachter Enthusiasmus und offizieller Loyalismus!"

Rothauser sah ihn an.

„Aber dieser Mann ist der Souverän der Nation — und der mächtigste Regent Europas.

„D. h. er sorgt als oberster Beamter für die Wohl-

fahrt des Volkes," antwortete Steinberger nachlässig: all dieser überflüssige Pomp vermag im Grunde doch nicht über die vielen Schäden unserer politischen Zustände zu täuschen."

Rothauser lächelte spöttisch. Der Liberalismus des jüdischen Litteraten war ihm schon mehrere Male sehr lästig gewesen.

„Werter Herr Steinberger — die Stärke des Deutschen Reiches und der preußischen Monarchie beruht nicht auf einem Stück Papier und den zweifelhaften Resultaten der Wahlurne. Unsere Fürsten haben wahrhaftig nicht nötig, sich auf die phantastischen Pläne einer vaguen Demokratie oder auf die Kundgebungen einer sogenannten öffentlichen Meinung zu stützen."

Steinberger putzte langsam und mit Würde seinen Kneifer.

„Alle Wetter, sind Sie konservativ!"

„Meine Herrn, hier wird nicht um Politik gestritten," fiel die Schauspielerin ein: „stören Sie den Frieden dieses Hauses nicht — stoßen Sie mit an: der Kaiser soll leben! Hier wird keine Demokratie geduldet."

Die vier Gläser klangen aneinander — hell und frisch wie die Stimme der schönen Frau, die hastig den dunkelroten Wein hinunterstürzte — alle empfanden in der behaglichen Stimmung nach einem opulenten Frühstück und bei dem angeregten Gespräch, wie lächerlich solch liberale Jugendthorheiten im Grunde seien. Steinberger suchte seine Sünden wieder gut zu machen:

„Ach, für Sie würde ich so konservativ werden, wie nur möglich, meine Gnädige — Kleist-Retzow sollte ein Socialdemokrat sein neben mir."

„Versprechen Sie nicht zu viel."

„Machen Sie doch einmal Experimente mit Herrn Steinberger, Helene — lassen Sie ihn das jüngste Deutschland loben," bemerkte Rothauser boshaft: „ich glaube, das wäre die ärgste Strafe für ihn — das verträgt er nicht!"

„Warum nicht? Sie trauen mir doch nicht etwa

Grundsätze zu, meine Gnädige? Wenn Sie befehlen, lobe ich die Kraftgenies von Gründeutschland noch ärger als sie sich selbst."

„Das möchte Ihnen doch sehr schwer fallen" meinte Helene lachend: „aber versuchen können Sie es immerhin." —

Sie sah bezaubernd aus, wenn sie in der Erregung dieses glitzernden, hin und her wogenden Dialogs ihre Blicke mit einer siegesgewissen Ueberlegenheit auf den Gesichtern der drei ruhen ließ — ihr elegantes, dunkles Kleid mit dem oben am Halse hochanschließenden Sammetkragen, mit dem der weiße, schimmernde Hals so wirksam contrastierte, und den das duftende Gold der losen, blonden Haare berührte. Ihre Frisur trug keinen anderen Schmuck als auf der Spitze eine einfache Nadel, die in eine kleine, goldene Sphinx auslief – Helene liebte dies Symbol.

„Ich glaube, an Dir hat sich noch jeder Photograph versündigt, Helene," sprach Rothauser leise und ergriff ihre Hände — die beiden anderen verhandelten irgend eine litterarische Materie im Hintergrund: „so schön wie Du wirklich bist, habe ich noch kein Bild von Dir gesehen."

„Das kommt daher mein Freund, daß Du jetzt von Hause kommst, von der göttlichen Langeweile des Familienlebens — darum berauscht Dich die Luft hier, und Du machst mich besser wie ich bin, Schmeichler! Man wird Dich gehörig gequält haben mit Vettern und Basen, mit tanzenden Butterbröden und singenden Thees ich kann mir das denken — von Kunst und Sonne, von Leben und Leidenschaft wird die Firma Rothauser & Co. nichts wissen — das schreibt sie zu den verlorenen Posten, nicht?"

Rothauser nickte.

„Ich lebe wieder auf. Als ich heute morgen in Leipzig ankam, als ich Dich auf dem Bahnhof sah, war ich wie außer mir vor Glück und Lebenslust — ich begriff nicht mehr, daß ich Dich verlassen konnte, um die feierliche Langeweile dieser Ferien durchzumachen."

„Dort sprengen schon die Gensdarmen vor — hören Sie den Lärm – da muß der Kaiser kommen!“ rief in diesem Momente Delitzsch.

Wie eine Sturmwoge ging eine ungeheure Bewegung durch die in dichtem Gedränge aufgestellten Massen — auf beiden Seiten der freigelassenen Straße sprengten im schärfsten Trab die berittenen Schutzleute vor und schrieen mit ihrer heiseren Amtsstimme die Menge zurück — dann kamen Equipagen, darauf Vorreiter in der bekannten roten Livrée, und endlich nahte der Kaiser selbst.

Ein donnerndes Jubelgeschrei erhob sich beim Herannahen der Eskorte von roten Husaren mit ihren flatternden Mänteln — hinter ihnen fuhr der Wagen des Kaisers in ziemlich langsamem Trabe, begrüßt von dem nicht enden wollenden, brausenden „Hurrah!“ der Menge, dem modernen: „Ave Caesar!“ mit dem die Nation ihren Souverän begrüßt. Der Kaiser dankte mit der erhobenen Hand bei dem Geschrei dieser Tausende, die für die nachfolgenden Wagen gar kein Interesse mehr hatten. Der Zug ging weiter — in der Hauptsache hatten die Leipziger ihre Schaulust befriedigt.

Auf einmal fühlte Rothauser seinen Blick von einer bekannten Erscheinung da unten in dem Gedränge gefesselt. An dem Durchgang nach der Universitätsstraße zu stand Weinlich in seinem gewöhnlichen, abgerissenen Anzuge — er gestikulierte inmitten einer Gruppe von Leuten, die offenbar den unteren Volksklassen angehörten. Alle sahen mit verächtlichen oder drohenden Mienen dem kaiserlichen Zuge nach — ihre blassen, knochigen Gestalten, die wie angefressen schienen von ihren revolutionären und socialistischen Ideen, bildeten eine auffallende Gruppe in dem allgemeinen, gedankenlosen Jubel.

Rothauser sah sie — und auf einmal kam ihm alles so finster und sonnenlos vor — eine schwere, grauschwarze Wolke zog an dem Turme der Pleißenburg vorbei; hüllte einen Augenblick die glänzende Kuppel des Polichschen Magazins in Dunkel und warf ihren finsteren, erkältenden Schatten auf die am Peters-

thor sich drängenden Menschenmengen, die sich hier nach Beendigung des Schauspiels nach allen Richtungen zu verteilen suchten.

Helene schloß das Fenster.

„Puh! Wie kalt und düster — es wird wirklich Winter!“

Sie sah einen Augenblick gedankenvoll ins Weite — auf einmal ergriff sie Rothausers Hand.

„Ich bin so glücklich, daß ich Dich wieder habe!“ Und aus ihren Augen leuchtete ein so wahres, einfaches, reines Glück, eine solche Hingebung — er war berauscht nur von diesem Blicke.

Im Hintergrund unterhielten sich Steinberger und Delitzsch leise flüsternd.

„Rothausers „Städtische Novellen“ werden also in den nächsten Tagen herauskommen?“ fragte der letztere.

„Ja wohl, ich habe den Druck durch Sandhagen besorgen lassen — auf einen beträchtlichen Zuschuß seinerseits hin.“

„Na, was halten Sie denn von diesem Opus?“

Steinberger zuckte die Achseln.

„Ganz und gar talentlos. Glattes, gefeiltes Zeug, aber keine Spur von Originalität.“

Er lächelte dabei verächtlich. Aber Delitzsch stimmte nicht in dies Lächeln ein, sondern musterte Rothauser mit einem aufmerksam traurigen Blicke.

XIII.

Rothauser begann nun seine Pläne genauer zu fixieren und machte sich mit seiner alten Schwungkraft daran, sie zu verwirklichen. Officiell setzte er sein juristisches Studium fort, belegte etliche Kollegien und hörte auch von Zeit zu Zeit etwas. Aber das betrieb

er nur pro forma. Sein Schriftstellerruhm, seine Karrière als naturalistischer Romancier lagen ihm mehr am Herzen, und er begann gegen Ende Oktober seinen großen Roman, den er schon so lange skizziert hatte. Inzwischen machte er eifrig Studien und las socialistische Schriften, um mit dem Zeitgeist in Fühlung zu bleiben.

Letzteres war die technische Phrase von Delitzsch, der sich ganz ungescheut über Rothausers naturalistische Pläne lustig machte.

„Wer so gern Portwein trinkt und Cigaretten raucht wie Du, so viel auf dem Sofa liegt und sich für Ballet und Operetten erwärmt, der ist kein Naturalist,“ bemerkte er ihm: „mach Dir doch keine Illusionen! Zum Zola hast Du kein Talent.“

Rothauser bestritt das — sein eigentliches, ihm selbst verborgenes Motiv war aber, daß er seinem bewunderten Mentor gegenüber doch auch etwas Selbstständiges haben müsse.

„Wie kannst Du nur so etwas schreiben, Fritz?“ fragte Helene Felsegg, die sich um seine Arbeiten kümmerte und stets mit neugierigem Interesse nach seinen Plänen frug — der Naturalismus war ihr ein Gräuel.

„Wie soll ich denn schreiben?“

„Mein Gott, Du mußt nach Deiner eigenen Manier, so wie Du die Welt auffaßt, schreiben — ich weiß nicht recht, wie ich Dir — Du mußt eben in alles eine eigene Beleuchtung hineinbringen — immer voll Leben, Phantasie, jedenfalls stets ganz subjektiv und persönlich!“

„Nein nein — man darf eben nicht persönlich schreiben,“ bemerkte der junge Student, der vor Objektivität einen riesigen Respekt hatte.

Das große Geheimnis, daß die Welt nichts anderes ist als ein Erzeugnis des individuellen Gehirns, war ihm noch nicht aufgegangen. Er schrieb darauf los in jener glücklichen, lebenstrunkenen Stimmung, in der er damals war — sein Leben und Denken kam ihm wie verwandelt vor, seit er die Schauspielerin kennen gelernt hatte, und sie standen beide noch im vollen Zenith der

Flitterwochen ihrer Liebe. Er sah die Welt noch für etwas Wirkliches an, und das Herrlichste, was sie bieten konnte, hatte sie ihm freiwillig in den Schoß geworfen: Frauenliebe und Frauenschönheit. Seine harte und spröde, nordländische Natur fühlte sich in diesem neuen Leben seltsam verändert.

Wie ein wunderbares Märchen voll nie geahnter Glückseligkeit erschienen ihm diese Herbstabende, die er an ihrer Seite zubringen konnte in den hohen, dämmerigen Räumen des großen Hauses am Roßplatz! Es läßt sich so gut auf die brausenden Herbststürme da unten herabsehen, auf die Regenmassen, die der Wind klatschend an die Fenster wirft, wenn die prasselnde, rote Flamme im Ofen ihren langen Schimmer über den weichen, bunten Teppich wirft und uns aus dem Dunkel der Kopf der Geliebten entgegenleuchtet mit seinen schönen, lachenden Augen, die von all den seligen Stunden erzählen, in denen wir sie geküßt haben! Draußen versank die Welt in einem Meer voll wogender Nebel und strömender Regenmassen, während zerrissene Wolken am grauschwarzen Himmel die Dämmerung noch fahler und unheimlicher machten — in diesen Zimmern atmete alles wollüstige Wärme, hingebende Weichheit, die uns mit ihren Parfüms und Farben, ihren schweren, drückenden Stoffen, ihrer dunklen, dämmernden Pracht in eine Welt versetzt, wo wir glücklich sind, in eine Welt voll Träume und Märchen.

Rothauser kam nicht mehr heraus aus diesem Zauberlande, in das seine Armida ihn gelockt hatte. Er unterlag willenlos ihrem Einflusse, und er war beinahe täglich mit ihr zusammen. Jeden Freitag Nachmittag, an dem die Theatermitglieder ihr Repertoire erhielten, wartete er mit Ungeduld auf ihren Bescheid, wann sie die folgende Woche an den Abenden besetzt war. Da sie viel beschäftigt war und ohne sie Possen und Operetten fast garnicht gegeben werden konnten, mußte er sich oft damit begnügen, sie von der Prosceniumsloge des alten Theaters aus zu bewundern —

einer Loge, die mit ihrer Brüstung direkt auf der Bühne lag, und wo er mit ihr sprechen konnte, wenn ihr Spiel auf dieser Seite war. Nach beendigter Vorstellung soupierten sie dann stets zusammen — anfangs im Hotel Borussia, später in ihrer Wohnung.

„Du wirst mich noch ganz solide machen, Fritz," bemerkte sie ihm mit ihrem unwiderstehlichen Soubrettenblick: „wenn ich bedenke, was wir früher oft angestellt haben! Famose Kisten!"

Ihre Ausdrucksweise wimmelte von burschikosen oder leutnantsmäßigen Bezeichnungen — Rothauser war im Anfange ihrer Bekanntschaft etwas frappiert, denn er hatte sich ungefähr eingebildet, alle Schauspieler redeten die Sprache der Jungfrau von Orleans.

„Du — Du bist ein Kind," versicherte sie ihm oft, und schlug ihm dabei auf den Arm — und er lachte über dies Wort, von dem sein Stolz sich indessen doch getroffen fühlte.

Aber sie hatte recht. Er trat in dies ganz neue Leben, in diese Existenz voll unaufhörlicher Genüsse, Reize und Vergnügungen mit der ganzen, zitternden Ungeduld eines Neophyten, dem man weis gemacht hat, das Leben sei zum Arbeiten da, und der Mensch müsse eine Maschine seiner Pflicht sein. Seine kräftige Natur versuchte sich gleich in allen Extravaganzen eines raffinierten Genusses — denn nachdem sie einmal entfesselt war, gab es keine Schranke mehr für sie. Es lag überhaupt in Rothausers Art, alles gleich auf die Spitze zu treiben, weil er in seinem Innern keinen festen Maßstab für sein Handeln und Leben mehr hatte, und weil er diese Unsicherheit durch ein radikales Auftreten zu verbergen suchte. Er drückte sich immer sehr kategorisch aus, und man konnte sicher sein, daß er von zwei Maßregeln stets die extremste wählen würde.

Seine Erziehung hatte ihm keine festen Prinzipien beibringen können, Delitzsch hatte mit seinem ätzenden Skeptizismus den Grund seiner Anschauungen unterminiert — so sah er sich denn haltlos, nur mit dem

unbestimmten Drange seines kräftigen Willens, oben zu bleiben, auf das hochgehende Meer des modernen Lebens hinausgeworfen — die Fülle der Erscheinungen überwältigte ihn.

Ganz und voll überließ er sich diesem sinnlich-bestrickenden Leben mit seiner Geliebten, mit diesem blonden, jungen Mädchen, deren zarte, gebrechliche Gestalt auf die Seele eines Gretchens oder Klärchens schließen ließ, und deren Liebesverlangen der Leidenschaft einer Bacchantin glich, deren müde, dunkle Augen plötzlich von einem verzehrenden Feuer durchleuchtet waren. Mit schauerndem Entzücken entsann er sich der ersten Nächte dieser stürmischen Seligkeit — und nicht selten fand ihn Delitzsch, wenn er ihn des Morgens besuchte, allein auf dem Sofa liegen in seiner Wohnung, blaß, erschöpft, mit dunkel umränderten Augen.

Er bemerkte ihm dabei einmal:

„Erinnerst Du Dich, womit Heine diese Blondinen vergleicht, mit ihren sanften Augen und ihrem weißen, ätherischen Teint? Gefrorenen Champagner nennt er sie — sie tauen auf, und da kommt der Vulkan zum Vorschein, der unter der eisigen Hülle lauerte — das sprüht und prasselt und brennt, ein Höllenfeuer von Leidenschaft und Sinnenglut. — —“

Die Liebe dieser Frau beherrschte bald seine ganze Existenz — alles andere, was er sonst getrieben hatte, erschien ihm schal und unerträglich. War sie des Abends unbeschäftigt, so begleitete er sie gleich nach dem Diner nach Hause — er aß ihretwegen an der Table d'hôte des Hotels Borussia. Delitzsch begleitete sie selten noch, er hielt sich wohlweislich zurück.

Und an solchen Nachmittagen wiederhallte die große Etage am Roßplatz von fröhlichem Lachen und Gläserklingen, von Gesang und Musik — nicht selten brachten beide Gesellschaft mit; dann wurden Zigaretten geraucht, medisante Bemerkungen über abwesende und anwesende Kollegen losgelassen, und haarsträubende Aphorismen über Kunst, Litteratur und Theater zum Besten gegeben

— Rothauser gewöhnte sich allmählig daran, über Wagner, Ibsen, Schopenhauer mit größter Sicherheit seine Meinung abzugeben, obgleich er von all diesen Dingen so gut wie garnichts verstand.

„Sag' mal, was hältst Du eigentlich von Deiner Kunst?" frug er sie eines Abends nachdenklich, als sie beide allein waren und schon die Dämmerung das Zimmer in Dunkel hüllte.

Helene sah ihn mit großen Augen an.

„Was ich davon halte? Ah, ich liebe meine Kunst, ich will mich zur Geltung bringen — ich will herrschen, genießen, eine bevorrechtete und beneidete Stellung einnehmen. Weißt du —"

Sie stockte und fuhr nach einer Pause fort:

„Als ich zur Bühne ging, wollte ich hauptsächlich der Monotonie, in der das Leben der Frauen gewöhnlich verläuft, entgehen — der Gedanke, mich als brave Gattin und gute Familienmutter Jahre lang durch's Dasein zu schleppen, war mir unerträglich — ich verlangte mehr vom Leben — oh, und es ist ja schließlich so begrenzt, alles, was wir erlangen können, wenn man bedenkt —"

Sie stützte den Kopf in die Hand und einen raschen Blick zu ihm hinübersendend, fuhr sie fort:

„Sag, hast Du nie das Gelüst des Nero gekannt, eine Weltstadt in Flammen zu setzen, um sich an dem Schauspiel dieses grandiosen Ruins zu erfreuen? O, ich begreife den Mann — ich weiß —

Rothauser starrte sie überrascht, mit einem Gefühl von Furcht an. Sie fing laut an zu lachen und schloß ihm den Mund mit Küssen.

„Du machst ein so erschrecktes Gesicht, mein Liebling — für Dich ist die Welt Neros wohl die abscheulichste, die es je gegeben hat?"

„Na, daß sie schlecht war, wirst Du doch wohl nicht bestreiten können?"

„Ei was — die Welt ist nur dann schlecht, wenn man annimmt, daß sie gut sein soll. Aber dazu liegt gar kein Grund vor."

Darauf ließ sich natürlich nichts erwidern.

Einmal überraschte Rothauser sie, wie sie vor ihrem mit Papieren bedeckten Schreibtisch saß — die Blätter vor ihr waren mit Zeichnungen und feingeschriebenen Randbemerkungen ausgefüllt.

„Komm, du mußt mir einmal Deine Meinung sagen" — und sie ergriff ihn ohne Weiteres am Arme und zog ihn zu sich heran: „ich habe hier ein Szenenarrangement für den Don Juan entworfen — da ist z. B. die Bankettszene in der Mitte, die wird überall so armselig und dürftig gegeben — das müßte man anders machen. Im Hintergrund zwei große, farbige Springbrunnen, darum maurische Säulenhallen, dann rechts Gartenterrasse mit großer Freitreppe und Statuen, alles natürlich in italienischer Renaissance — die Marmorstufen mit roten Teppichen belegt, auf beiden Seiten Palmengebüsche — das müßte Effekt machen!"

Und sie sah ihn ernsthaft, fragend an, mit jenem seltsamen, jugendlich fröhlichen Ausdruck, den sie zuweilen hatte — wobei sie das Kinn in die Hand stützte und mit der Feder ungeduldig auf den Tisch schlug.

Überhaupt waren all' ihre Bewegungen entweder nervös hastig oder apathisch müde — sie konnte niemals die Mitte halten, und ihre Stimmungen wechselten zwischen ausgelassener Fröhlichkeit und unheilbarer Melancholie. Dies Nebeneinander war für Rothauser um so gefährlicher, weil er es nicht begriff — seine feste, gleichmäßige Natur fühlte sich allmählich erschüttert von der total unberechenbaren Natur seiner Geliebten.

Mit solchen Dingen, wie Bühneneinrichtungen für den Don Juan beschäftigte sie sich häufiger — ihr lebhafter Sinn schwelgte immer in künstlerischen Phantasien, in prächtigen Dekorationen, Gruppierungen, Staffagen — für all' diese Dinge hatte sie eine angeborene, glühende Hinneigung; die ganze Fülle der Welt konnte ihr kaum Farben, Formen und Töne genug bieten, um ihrer unersättlichen Einbildungskraft zu genügen. Delitzsch behauptete, sie wäre zum Regisseur geboren, und in der

That hatte sie ihrem Kollegen in diesem Fache am Theater schon mehrere Male wichtige Dienste geleistet. Unter ihren Händen verschönerte sich alles, aber in der effektvollen, die Sinne reizenden Art, die ihr eigen war.

Man merkte das, wenn man ihre Wohnung betrat. Die Etage des ganz und gar modern eingerichteten Hauses umfaßte 5 große Zimmer — der Mittelpunkt der Wohnung war der große Empfang- und Ecksalon. Helene hatte den Einfall gehabt, ihn ganz in dem japanischen Stile des Mikado einzurichten — sie schwärmte für diese Operette und hatte sich in der Rolle der Yum-Yum sehr ausgezeichnet. Hier glänzte alles in Rot und Gold — in lebhaften, hellen und leichten Farbentönen — ein prachtvoller, großer Schirm, auf dessen Goldgrund schwarze, phantastische Vögel flatterten, schuf eine allerliebste Nische, deren Boden mit einem Bärenfell bedeckt war — von der Decke herab hing eine geschnitzte Ampel in schwarzem Holz — an den Fenstern rote Seidenportièren. Auf kleinen, lackierten Tischen standen jene großen Porzellanvasen mit ihrem bläulich-grünen Farbenton, die dem Geschmack des Orients so sehr entsprechen, und rotglänzende Fächer an den Wänden, bemalt mit Drachen, Vögeln und fabelhaften Ungetümen, vollendeten die fremdartige, japanisch-orientalische Ausstattung. Und in dieses exotische Ensemble mit seinen hellen Farben und leichten Formen und Stoffen hatte Helene Butzenscheiben an den Fenstern hineinbringen lassen! Sie sahen mit ihrer grüngelben, altdeutschen Schwerfälligkeit so verdrießlich in diesen imitierten Orient hinein, daß selbst Rothausers Ästhetik sich davon frappiert fühlte und das Wort „stilwidrig“ fallen ließ. Helene bewies ihm aber, daß gerade der pikante Gegensatz wirksam sei — worauf er sich zufrieden gab.

Das Nebenzimmer dagegen, in welchem sie sich gewöhnlich aufhielt, schrieb oder arbeitete, fesselte durch die dunkle, gediegene Pracht seiner Einrichtung. Die Möbel von braunem Nußbaumholz, ein Divan mit dunkelrotem Sammet überzogen, ein länglicher Tisch mit

türkisch gemusterter Decke — am Fenster ein großer Diplomatenschreibtisch, der immer bedeckt war mit Blättern, Papieren, Photographien und Statuetten. Auf einem Sockel eine große Bronzefigur, eine antike Tänzerin darstellend. Rund um die Wände liefen Bordbretter mit allerlei Geräten, große, metallene Schilde, Bronzestatuetten und gemalte Teller. Nur die Hinterwand war frei — auf ihr befand sich eine Kopie des bekannten Gemäldes: Schehezerade, dem Sultan Märchen erzählend.

Die anderen Zimmer waren alle in dieser Art eingerichtet — auffällig war für den Fremden nur, daß man nirgends Blumen sah — Helene liebte sie nicht.

Rothauser sagte sich zuweilen, daß sie doch einen großen Gehalt haben müsse, um all diesen Luxus zu bestreiten. Bisweilen verfiel er auch auf andere Gedanken — aber selten. Er wagte es nicht diesen Reflexionen länger nachzuhängen . . . . . Er entsann sich dunkel — es hatte ihm doch irgend Jemand über das frühere Leben der Schauspielerin allerlei gesagt. Aber schließlich was ging ihn das jetzt an?

Es lag überhaupt nicht in seiner Natur, tiefgehende Untersuchungen anzustellen über das, was ihn nicht direkt berührte.

„Sag einmal, Du hast mir doch nie von Deinen Eltern erzählt?" begann sie eines Abends, als sie in ihrer Wohnung zusammen saßen.

Rothauser entwarf ein ziemlich trockenes und kurz gehaltenes Portrait von ihnen — Helene hörte aufmerksam zu.

„Sieh, sieh — also reichsstädtische Patricier durch und durch — Figuren à la Verrina und Odoardo. Warum siehst Du ihnen eigentlich so wenig ähnlich?" rief sie auf einmal sich umwendend und seinen Kopf zwischen beide Hände nehmend, wobei sie ihm lächelnd ins Gesicht sah.

„Ah, ich beneide sie nicht um ihr Leben und ihre Anschauungen" bemerkte Rothauser nachlässig, ohne auf ihre Fragen zu antworten.

„Warum? Es muß doch eigentlich ein angenehmes Gefühl sein, dies feste Eingewurzeltsein in einem Boden seit Jahrhunderten, diese selbstbewußte Sicherheit — das ganze Leben ist so geregelt und inhaltsvoll.“

In diesen Worten verriet sie sich vollständig als eines jener flüchtigen Kinder der Großstädte, die von keinen geregelten Verhältnissen mehr wissen. Rothauser aber, dem die Solidität seiner Heimat längst langweilig geworden war, lächelte ziemlich blasiert.

Er hatte sich dies Lächeln schon angewöhnt, ebenso die Manier Delitzsch's, die Achseln zu zucken und am Schnurrbart zu zupfen.

„Komm, laß uns ausgehen,“ rief sie nach einer Pause abbrechend: „diesen wundervollen Herbsttag müssen wir benutzen — ich liebe diese Jahreszeit zu sehr.“

„Den Herbst?“

„Ja wohl — es ist so etwas eigentümliches — die sterbende Pracht der ganzen Natur, all dies nochmalige Aufleuchten in den bunten Farben und dem tiefblauen, von weißen Wolken durchzogenen Himmel — das zieht mich so an. Es ist die Ahnung des Todes, die schon in all dem reichen und blühenden Leben liegt. Und das ist so unendlich wahr! Die anderen Jahreszeiten lügen — der Herbst nicht. Vor allem mag ich den Frühling nicht; er ist überdies in einer Großstadt unmodern und ziemlich überflüssig.“

Rothauser lachte. Dann fügte er ernst hinzu: „Du mußt doch im Grunde ziemlich melancholisch sein.“

Sie schwieg.

Beide traten auf die Straße. Sie hatten sich in letzter Zeit daran gewöhnt, ziemlich weite Spaziergänge zu machen — Helene liebte das (obgleich sie sonst für die Natur durchaus nicht empfänglich war). So gingen sie auch jetzt durch die Weststraße, an der Lutherkirche vorbei auf jener eleganten Straße entlang, die nach Plagwitz führt, und wo man nur prächtige Villen, stattliche Gärten, Gewächshäuser und hübsche Terrassen sieht. Nach links überblickt man hier die weiten Wiesen

und Gehölze, die sich an der Elster hinziehen — im Vordergrunde liegen die Kasernen- und turmähnlichen Gebäude der großen Fabriken von Plagwitz — direkt neben diesem Luxusviertel, wo man ausgiebt, was in jenen produciert wird. Der Herbst mit seinem goldenen, duftigen Schleier lag über der ebenen Landschaft — schon angehaucht von der Kälte des nahenden Winters. Die Bäume waren schon zum größten Teil entblättert; ein frischer, steifer Nebel verhüllte die weiter liegenden Gehölze und überzog das Gras auf den Wiesen mit einem feuchten Schleier.

„Erinnerst Du dich? —“ fragte Helene auf einmal, mit dem Schirm nach der Elsterbrücke hinüberweisend — da, wo sie sich an jenem Abend nach dem Theater gefunden hatten; „Es sind jetzt gerade 3 Monate her.“

Er nickte.

„Drei Monate!“ fuhr sie fort, indem sie lächelte: „und wir sind noch immer in den Flitterwochen! Sag, Du liebst mich doch noch?“

Sie hing sich an seinen Arm — es lag wirklich eine Art angstvoller Neugier in dem Ausdruck, mit dem sie ihm ins Gesicht sah.

Rothauser erwiderte ernst ihren Blick.

„Ich liebe Dich, Helene — wahrscheinlich werde ich niemals ein Weib so lieben wie Dich. Siehst Du, mir kommt es vor, als sei mein Leben nur um deinetwillen da — all das Wilde, Wüste und Unklare, das meine Existenz früher hatte, das ist alles weg — ich bin ruhig geworden, seit Du mich liebst.“

„Und du bist glücklich?“ Sie wartete nicht auf seine Antwort sondern fuhr halblaut fort: „Ja, Du — Du bist noch frisch, nicht so, wie wir anderen — Und doch kommt es mir vor — ich habe mit einer gierigen Neugier alle studiert, die sich gegenseitig versicherten, sie liebten sich — als ob die Liebe von heute nichts weiter ist wie ein dämmerndes Absterben früherer Leidenschaften — wie dieser Herbstabend, schön, farbenreich, aber der Zerstörung geweiht, ein Etwas, das nur noch Leben er-

heuchelt — es kommt mir alles so schwach und halb und gemacht vor — man sucht überall nach echter Kraft und nach echtem Wollen und findet sie nicht."

„Das ist dasselbe, was Delitzsch immer sagt," versetzte Rothauser nachdenklich: „solltest Du ebenso pessimistisch sein?"

Beide schwiegen wie von einer unwillkürlichen Furcht ergriffen, wie immer, wenn der Name Delitzsch zwischen ihnen fiel. Dann fuhr Helene fort: „Sieh, wir sind doch glücklich, wir haben, was wir wünschen, wir lieben uns und die Welt beneidet uns — und doch — es fehlt uns etwas —"

„Nun?" fragte Rothauser, von einer seltsamen Ahnung ergriffen.

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie beinahe klagend, „ich kenne es nicht, ich suche es immer und kann es nicht finden. In früheren Zeiten nannte man es Herz, Gemüt — wie du willst; etwas, das wir verloren haben. All' unsere Machtfülle, all das Großartige unserer Kunstmittel kann das nicht ersetzen — ich empfinde immer wie in einem Satze von Beethoven, in einem kleinen Gedicht von Goethe mehr Poesie steckt wie in allem Tamtam und Reklamegeschrei der Moderne — weißt Du das nicht auch?"

„Es ist wahr," sprach er seltsam berührt, „diese Überreizung der Mittel ist noch keine Kunst. Und doch, unsere Zeit ist groß —"

„Bei all dem tollen Leben, bei allen noch so extravaganten Genüssen hat man immer das Bewußtsein einer früheren, glücklichen Existenz," fuhr sie träumerisch fort, ohne auf seine Worte zu achten: „es fällt mir immer das Märchen ein von den Nixen, die so schön sind und jedermann bezaubern — aber sie haben kein Herz und wissen das — und darunter leiden sie ihr ganzes Leben lang."

Rothauser versuchte sie ihrer Stimmung zu entreißen.

„Aber das ist ein Märchen, Helene — und daß Du ein Herz hast, ich weiß es besser."

Sie lächelte.

„O Du — Du glaubst zu wissen, daß ich ein Herz habe? Weißt Du denn, ob ich Dich liebe? Ich will nur, daß Du mir gehörst, daß Du an mich denkst jeden Augenblick — ich könnte Dich sonst quälen und martern, selbst töten — selbst —.“

Ein wilder, beinahe grausamer Ausdruck legte sich über ihr Gesicht. Und Rothauser, der anfangs über ihre „Romanphrase“ lächelte, wie er es im Stillen nannte, begann sich vor dieser Frau zu fürchten.

Er versuchte das Gespräch abzulenken.

„Farinelli wird wohl bald wieder abgesetzt vom Repertoire? Der Empfang gestern abend war ein sehr kühler —.“

„Mir soll's recht sein. Ich habe diese Operettenrollen nicht sehr gern — wenn man nicht erste Soubrette ist, fällt man immer ab. Ballet, Ausstattungsstück, große Possen sind viel dankbarer für mich.“

„Es hat Dir wohl immer gefallen hier in Leipzig?“

„Ah, ich bitte Dich — für mein Fach ein sehr empfängliches Publikum! Ich bin schon vorher in Hannover und in Berlin engagiert gewesen — aber ich werde hier wohl bleiben. Allerdings hat man zu thun —.“

Sie brach ab um nach einer Pause fortzufahren.

„Siehst Du, ich kann hier mit meiner musikalischen Bildung besser vorwärts kommen – ich denke natürlich allmählig daran, zu den kleinen Partien der Oper aufzurücken, die Marie in Czar und Zimmermann habe ich schon zugesichert bekommen — auch die geselligen Verhältnisse sind viel angenehmer hier, keine norddeutsche Steifheit — ich mag diese Sachsen sehr gern.“

„Sieh, sieh, Du hast also Ehrgeiz! Wenn Du nur nicht mit der Weßlar aneinanderkommst — sie ist ja zunächst deine Vorgesetzte im Reiche der Musen.“

„Ah die Weßlar! Das ist auch eine von denen, die mit der Krause allerlei über mich zusammentuschelt! Und dabei führt sie selbst den skandalösesten Lebenswandel!“

„Und Du?“

„O ich lebe jetzt sehr moralisch, mein Bester — Du mußt es ja wissen!“ Und sie warf ihm einen verständnisinnigen Blick zu und trällerte die Arie aus Mozarts reizender Operette vor sich hin: „Ich bin die erste Sängerin.“

In der That beschäftigte sie sich nicht viel mehr mit ihren früheren Verbindungen, seit sie den jungen Studenten liebte — wenn ihre Kollegin Weßlar sie zu einem der Soupers einladen wollte, die der junge Prinz Kattlenburg häufig im Hotel Borussia den Schauspielern gab, und die in der Regel zu Bacchanalien ausarteten, so zuckte sie die Achseln.

Mit Delitzsch kam man natürlich Tag für Tag zusammen. „Er gehört ja zum Hause,“ wie Helene bemerkte. Er erkundigt sich stets in ironischer Weise, wie ihr das Idyll bekomme.

„Sie werden Ihre Wette verlieren!“ bemerkte sie ihm einmal ganz kalt in Gegenwart Rothausers.

„Was für eine Wette?“ fragte dieser neugierig.

„O, nichts — eine Kleinigkeit.“ Sie lenkten beide ab. Aber Rothauser vergaß die Blicke nicht, die zwischen ihnen fielen — er sah immer noch nicht klar in ihr Verhältnis zu einander, und wenn er seinem Freunde nicht so vollkommen getraut hätte . . . .

Er wußte nicht, was zwischen Delitzsch und der Schauspielerin vorgefallen war — er kannte die Geschichte ihrer Jugend nicht, die sie beide verknüpfte, und an die Helene so oft dachte in diesen Tagen ihrer ersten wirklichen Liebe, wie sie meinte.

Ihr Vater war Offizier der hannoverschen Armee gewesen und fiel bei Langensalza, sie war erst etliche Monate alt bei seinem Tode. Er ließ die Familie in einer trostlosen Dürftigkeit zurück — eine jener Familien, wie sie in den Beamtenverhältnissen Norddeutschlands so häufig sind, glänzendes, äußeres Auftreten bei immer zunehmender innerer Verarmung. Siebzehn Jahre lang kämpfte die Mutter den heroischen Kampf mit Auf-

bietung aller Mittel, ihrer Tochter eine anständige Erziehung zu sichern — derartige Existenzen haben Seiten, die über das Kapitel der Häkelarbeiten und Klavierstunden weit hinausgehen. Aus dieser Zeit behielt Helene die erbarmungslose Schärfe und die rücksichtslose Beobachtungsgabe, die das unerbittliche Leben ihr beigebracht hatte. Und als die Mutter starb, sah sich das junge Mädchen wieder vis-à-vis de rien.

Sie hatte nichts, und ihr blieb nichts übrig, als eine Stelle als Erzieherin oder Vorleserin zu suchen — d. h. etwas mehr zu sein als ein Domestik.

Da trat Hans von Delitzsch in ihren Gesichtskreis. Sie kannte den jungen, eleganten Roué schon etliche Zeit, da sie seiner Schwester Klavierstunde gab — er sah sie öfters in seinem Hause. Es dauerte nicht lange, so war er leidenschaftlich in sie verliebt — leidenschaftlicher als es je bei ihm der Fall gewesen war; dies pikante Geschöpf, dessen originelle Bemerkungen ihm auffielen, mußte sein werden. Er war schon damals der hochmütige, blasierte Spötter, der das Leben als philosophischer Gourmand betrachtete, dessen großes Vermögen und dessen reichbegabte Natur ihm ermöglichten, es als Virtuose zu genießen.

Sie entsann sich noch sehr wohl, wie sie immer bekannter und bekannter mit einander wurden, und wie eines Nachmittags . . . . .

Ah, die Sache war doch im Grunde sehr einfach!

Es war in einem engen Zimmer einer großen Mietkaserne in der Burgstraße zu Hamburg; ein dunkler Herbstnachmittag färbte die Welt grau in grau. Sie saß vor dem kleinen Klavier, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte — wortlos und nachdenkend, er stand vor ihr und sprach allerlei zu ihr mit seiner ruhigen, halblauten nnd doch so einschmeichelnden Stimme — er wollte sie ausbilden lassen zum Theater, ihre Stimme, ihr lebhaftes Wesen, ihr unzweifelhaftes Talent versprächen ihr eine glänzende Zukunft, er wolle alles für sie thun — wenn sie seine Geliebte würde, wenn sie ihm gehöre.

Und wie genau entsann sie sich aller Einzelheiten dieses verhängnisvollen Nachmittags! Sie trug ein abgeblaßtes, blaurot kariertes Kattunkleid, das wie gemacht schien für die Armut und Dürftigkeit, die hier herrschte — er in seiner vornehmen, sicheren Haltung, um den eleganten Plein-coeur Kragen eine gelbseidene Kravatte — sie entsann sich noch des dunklen Jackets und der hellen Handschuhe, die er an jenem Tage trug — o, sie wird den Gegensatz nie aus dem Gedächtnis verlieren! Und da trat sie ihr entgegen, diese glänzende berauschende Zukunft, von der ihr immer geträumt hatte, nach der ihr junges, heißes Blut lechzte — sie wollte nicht wieder zurück in dies hilflose, erniedrigende Elend — sie konnte es nicht mehr. Der junge Mann, der ihr alle Herrlichkeiten dieser Welt versprach, wenn sie ihm ihren Leib und ihre Seele zu eigen gäbe — sie mochte ihn im Grunde ganz gern mit seinem frevelhaften Trotz und seiner wilden Genußsucht — sie empfand, daß er ihresgleichen war, und sie schlug ein. Er hatte gewonnen.

Es war ein seltsames Paar, das die Natur in einer dämonischen Laune eigens für einander geschaffen zu haben schien — sie berauschten sich in dem wilden, betäubenden Genußleben, das sie erst in Hamburg, dann in Berlin und Leipzig begannen — es ging alles in Erfüllung, was er ihr versprochen hatte; sie lebte in Glanz und Fülle, bekam Namen und Ansehen und wurde von aller Welt bewundert und beneidet. Und auch nachdem die erste Leidenschaft verraucht war, gab es noch vieles, was sie aneinander fesselte. — Delitzsch brachte ihr seine Philosophie bei, jene ätzende Lebensphilosophie, die von dem Trugbild der Welt den Schleier hinwegreißt, und die in einem Studium der Decorationen und Koulissen gipfelt, mit denen man die große Komödie des Lebens aufführen muß.

Sie sahen sich nachher oft wieder — Delitzsch ging inzwischen auf Reisen; er besuchte Frankreich und Italien, um dann der Form nach seine Studien in Leipzig fortzusetzen. Sie führte ihr Leben in eigenen Bahnen weiter,

machte sich berüchtigt durch ihren Geist und durch ihre Ausschweifungen, wechselte ihre Liebhaber wie ihre Toiletten — er kümmerte sich nicht darum. Wenn sie seine Hülfe in irgend einer Angelegenheit brauchte, wendete sie sich an ihn — sie wußte, sie konnte auf ihn zählen. Sie hatte immer noch das Bewußtsein, daß kein Mann sie so gut verstanden hatte, wie er, und er erinnerte sich dieser Liebe wie eines herrlichen, goldenen Jugendtraumes, den man nicht wieder erneuern dürfe. Sie wußten das, sie waren jetzt beide kalt und müde geworden, sie hielten von den Menschen, von sich selbst, von ihren Hoffnungen nicht mehr viel — und sie verstanden sich immer noch. In ihrem Gespräch wurden manche Sätze nur halb ausgesprochen, weil der Andere die Fortsetzung schon erriet, und sie gebrauchten Worte und Bilder, deren Sinn nur ihnen verständlich war — so sehr hatte das Raffinement ihres Geistes sie einander genähert. Und trotzdem — nie hatte Helene es ihm vergessen, daß er damals ihre hilflose Lage mit seiner kalten Rücksichtslosigkeit ausgenutzt hatte, daß er ihr gesagt hatte: „Gieb Dich mir zu eigen, und ich will Dich reich und groß machen!“ Sie hatte ihren Schritt nie bereut, sie wußte nichts von Gewissensbissen, sie war glücklich — und doch konnte ihr Stolz das nie vergessen. Das war sehr widerspruchsvoll und echt weiblich.

Daran dachte sie oft in diesen hellen, winterlich-klaren Herbsttagen, deren Melancholie einen stets auf den Gedanken bringt, das Facit seines Lebens zu ziehen.

XIV.

„Sieh da, Sievers! Mensch, siehst Du verkatert aus!“

„Unsinn, Kater!“ brummte der Angeredete: „wüßte nicht, wie ich zu einem Kater käme — ausgestorbene Species — gänzlich ausgerottet.“

„Na, wir haben aber doch gestern eine gründliche Sitzung gehabt im Hackerlbräu — alle Wetter," fiel der andere gähnend ein: „Müller war so voll — er behauptete fortwährend, heute wäre erst gestern oder umgekehrt — ah, guten Morgen, Herr Weinlich."

Die Mützen wirbelten in die Höhe — der socialistische Jurist trat zu der Gruppe.

„Ist Rothauser noch nicht da? — er hatte mich auf 11 Uhr hierher bestellt —!"

„Nein — wir erwarten ihn auch."

„Rothauser bummelt! Rothauser kommt auf Abwege!" bemerkte Sievers: „verkehrt in verdammt nobler Gesellschaft — man kriegt ihn kaum noch zu sehen. Da seht 'mal, da kommt der Hoffmann — diese Kravatte! Und die Stiefel! Feudale Fratze, der Kerl!"

Und er warf dem Erwähnten einen Blick mitleidiger Verachtung nach. Der große Hof vor dem Bornerianum erglänzte in den Farben aller Kouleurs — es war 11 Uhr, die Stunde, wo man „antreten" mußte — die einzelnen Verbindungen ballten sich zu dichten Haufen zusammen, kritisierten oder grüßten sich gegenseitig, besprachen ihre Vereinsangelegenheiten und verabredeten Bummel, Kneipe, Exbummel oder in umgekehrter Reihenfolge Kneipe, Bummel, Exkneipe – alles mit der echt studentischen Wichtigkeit, die stets das Bewußtsein durchblicken läßt, sie, die Studenten seien doch eigentlich „die Blüte der Nation".

„Also, die Sache ist richtig? Die „Alsatia" macht Ernst damit?" fragte Sievers einen seiner ältesten Bundesbrüder leise.

„Bedenke doch! das geht nicht anders — sie haben diesen Kerl, der in Göttingen c. i. dimittiert worden ist, richtig aufgenommen —"

„Donnerwetter! c. i.! weswegen denn?"

„Wechselfälschung! Die Alsatia hat protestiert, sie mußte ja ihre Kartellverbindung daraufhin denuncieren — jetzt wird das wohl eine Verrufserklärung geben, und dann fliegt die ganze Geschichte auf."

Sievers machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ein widerwärtiger Handel — Was ist denn das eigentlich für ein Individuum, dieser Kerl aus Göttingen? Ich habe ihn nur einmal in der Feuerkugel gesehen — sah aus wie ein Patentfatzke erster Größe!"

Müller strich seufzend mit der Hand über den Kopf, der ihm noch von gestern her brummte.

„Ist er auch — Fatzke durch und durch! Hat übrigens schon allerlei auf dem Gewissen. In Straßburg hat er in irgend einer Reformbengel-Versammlung eine Rede gegen die Korps losgelassen — worauf er eine Forderung erhielt. Die lehnte er ab."

„Einfache Kneiferei?"

„Weiter nichts. Er hat darauf auch Krach gehabt beim Kommiß — wie ich glaube war er damals Vicefeldwebel, wollte sich zum Lieutenant melden — nach dieser Geschichte war es natürlich nichts. Schon damals hat er auch allerhand faule Geldgeschichten gehabt; in Göttingen ist es herausgekommen —"

„Das ist ja ein Hauptkerl wirklich — und dabei sieht er eigentlich ganz patent aus!"

„Eben, das ist es ja — Ah, guten Morgen, Herr Rothauser."

Man begrüßte sich in der gewöhnlichen, officiell feierlichen Weise.

Rothauser war ständiger „Konkneipant" bei Sievers Verbindung und wegen seines Wechsels und seiner bewiesenen „Schneidigkeit" erfreute er sich eines gewissen Respekts, obgleich er in letzter Zeit wenig zu den Kneipen gekommen war.

„Hör 'mal, Du siehst blaß aus," bemerkte Sievers, ihm ins Gesicht sehend: „siehst Du wohl, das sind die Folgen, siehst Du wohl, das kommt vom Suff."

Rothauser lächelte.

„Ich glaube, das kommt von was anderem," fiel Weinlich langsam ein, mit einem scharf prüfenden Blicke.

Alle lachten.

„Hören Sie mal, warum haben Sie denn das

Frauenzimmer gestern eigentlich nicht mitgenommen im Café Justitia?" wandte sich Müller an Weinlich.

„Welches Frauenzimmer?" Weinlich besann sich. „Ach so, die — nun, ich hatte keine Lust dazu. Übrigens, Sie wissen ja, ich gebe mich prinzipiell nicht mit Weibern ab."

Das war richtig. Weinlich, obgleich er sonst durchaus nicht solide lebte, war bekannt dafür. Man erzählte sich, er habe früher einmal eine Braut gehabt, ein sehr schönes und liebenswürdiges Mädchen aus einer kleinen Bürgerfamilie — die habe ihn verlassen, als sie einen reichen Liebhaber fand. Seitdem habe er für Frauenzimmer nichts übrig.

„Sie hatten mich hierher bestellt, Herr Rothauser?" wandte er sich an diesen, höflicher als es seine Art war — er behandelte ihn überhaupt immer mit einer gewissen Sympathie, die er sonst nicht leicht jemand bewies. Übrigens hatte er auch Absichten auf ihn.

„Ich möchte Sie bitten — falls Sie nichts Besseres zu thun haben — machen Sie mit mir einen kleinen Spaziergang nach Gohlis hinaus — ich will dort nämlich —"

Und Rothauser zog ihn bei Seite und setzte ihm seinen Plan auseinander. Er war in seinem Romane bei einem Kapitel angelangt, wo er die Detailschilderung der Wohnung eines seiner Helden brauchte. Dieser Held war ein Maschinenschlosser — Weinlich hatte ihm nun neulich einmal von seiner Bekanntschaft mit einem solchen in Gohlis gesprochen, und er wollte sich jetzt dessen Wohnung ansehen, um dort Lokalstudien zu machen.

Weinlich sagte gern zu. Sein scharfes, nervöses Gesicht, seine hellen, graublauen Augen zeigten ein ungewöhnliches Interesse.

„Ah, ich weiß, Ihr Roman! Sie sprachen schon neulich davon. — Wie weit sind Sie denn damit?"

„So etwa die Hälfte. — Ich bin in letzter Zeit wenig zum Arbeiten gekommen."

Rothauser sah dabei etwas zerstreut zur Seite.

Der Gegensatz kam ihm unklar zum Bewußtsein, einen Roman zu schreiben, in dem fortwährend von socialer Not, Vererbung, Kampf ums Dasein die Rede war und dabei mit einer Operettensängerin und einem Roué wie Delitzsch Champagner zu trinken.

Weinlich erriet das und sagte mit einem leisen Lächeln: „Die Felsegg wird Sie wohl sehr in Anspruch genommen haben. Sie Glücklicher! Jedermann beneidet Sie — und denken Sie sich, ich nicht!“

„Nun, und warum nicht, wenn man fragen darf?“

Rothauser sagte das in etwas scharfem Tone. Sie hatten sich von den Anderen verabschiedet und gingen durch den Thorweg auf die Universitätsstraße hinaus.

„Das will ich Ihnen sagen — gestatten Sie, daß ich offen bin,“ Weinlich drückte sich selten so formell aus, „wissen Sie, Sie gehören im Grunde garnicht zu diesen Leuten, — deren Gesellschaft Sie doch so in Anspruch nimmt — dieser Epikuraeismus, in dem z. B. Delitzsch's Leben vollständig aufgeht, ist Ihnen doch eigentlich fremd.“

Rothauser empfand, daß er Recht hatte, ja daß sein genialer Freund ihm alle Aesthetik und allen Epikuraeismus erst anerzogen hatte — aber er wollte das nicht zugeben. Immer und immer wieder hatte man ihn im Verdachte der Unselbstständigkeit! Das war es, was seine Eitelkeit nie verwinden konnte.

„Und wozu gehöre ich denn, Ihrer Ansicht nach?“ erwiderte er spöttisch.

„Hm — was weiß ich? Jedenfalls sind Sie eine Kraft und wollen etwas — das ist doch bei diesen Leuten garnicht der Fall. Sehen Sie, da liegt der Unterschied. Wir sind doch eigentlich beide aus der Zone, wo man arbeitet — glauben Sie, daß Delitzsch eigentlich irgend ein Ziel verfolgt bei seiner Existenz?“

„Also ob das Leben zum Arbeiten da wäre!“

Rothauser liebte es schon die halbverstandenen skeptischen Aphorismen seines Freundes zu wiederholen. Weinlich sah ihn von der Seite an.

„Ja — also so denken Sie über die Sache! Sie haben sich schon etwas verändert, seit Sie in Leipzig sind, Herr Rothauser! Als Sie hier ankamen, hatten Sie von der Arbeit noch einen ganz respektablen Begriff — und übrigens, bei alledem, Sie arbeiten ja doch auch mancherlei. — Ihren Roman z. B.“

„Ja, ja, natürlich — aber nur für mich – ich schaffe für meine eigene Größe — ich will mich zur Geltung bringen“ entgegnete Rothauser brutal — in seinem hochmütigen Gesicht prägte sich der ganze souveraine Egoismus aus, den er in sich auszubilden begann, und der seiner Genußsucht so ausgezeichnet zusagte. Er hatte jetzt bereits Augenblicke, wo ihm Nero verständlich zu werden begann.

Sein Begleiter lächelte unmerklich.

„Sie werden's weit bringen, Herr Rothauser! Sie sind schon so modern geworden – ich glaube, die allgemeinen Maximen der deutschen Schriftsteller haben Sie schon genau studiert. Aber wissen Sie, was dazu gehört, um durchzuführen was Sie wollen? Kraft und Talent — ein eiserner Wille und ein großes Talent.“

Rothauser sah in die Ferne.

„Sie haben recht. Ich muß zeigen, ob ich sie habe — ist dies nicht der Fall, so sind meine Prätensionen lächerlich. Ich werde mich nicht beklagen, wenn ich unterliege. Der Erfolg hat immer recht.“

„Da bin ich Ihrer Ansicht,“ fiel Weinlich ein. „Wer sich nicht behaupten kann, hat auch Unrecht gehabt. Nur — erlauben Sie — verwenden Sie Ihre Kraft für eine Sache, die Sie garnicht zu würdigen weiß. Sie sind ganz richtig darauf gekommen, einen naturalistischen Roman zu schreiben, der naturgemäß socialistisch werden muß. — Sie fühlen, daß das die wahre Richtung der Moderne, die Fahne der Zukunft ist — und glauben Sie, daß Ihr Freund Delitzsch dergleichen schreiben würde?“

„Er räsoniert täglich auf meine Arbeit,“ rief Rothauser lachend „er hat von Kunst und Moderne ganz andere Begriffe! Den Naturalismus nennt er eine Karikatur, und die Socialisten — puh!“

„Sehen Sie! Natürlich, er ist Korpsstudent gewesen! Für seine Ansichten ist das alles — Aber er irrt, und alle diese Leute von früher haben keine Ahnung von ihrer Zeit, sie wissen nicht einmal, daß etwas Neues durch die Welt geht, das großartiger ist als alles, was früher war.“

„Sie glauben?“ warf Rothauser mit einem unendlich spöttischen Lächeln hin. In diesem Lächeln glänzte das ganze, wohlgenährte Patrizierbewußtsein des Hauses Rothauser, dem mit Leichtigkeit Tausende durch die Hände gleiten — jenes Bewußtsein, für das Armut, Elend und Mitleid überhaupt nicht vorhanden sind. Was sollte ihm das alles? Er träumte von Pracht und unerhörtem Luxus, von Macht und Genuß — was sollte er mit diesen Heloten des Lebens, um die sich dieser schwächliche junge Mensch an seiner Seite unausgesetzt beschäftigte?

Und Weinlich begann zu reden — fieberhaft, ohne aufzuhören, mit funkelnden Augen und lebhaften Gesten, während sie beide auf der vom Herbststurm durchwühlten Landstraße nach Gohlis hinausgingen — er sprach von seinen Plänen, seinen politischen Träumen — er entwickelte seine Ansichten mit der ganzen Schärfe eines Deklassierten, mit dem erbitterten Groll einer großen, intellectuellen Kraft, die nicht an ihre richtige Stelle kommen kann. Der Staat und die Gesellschaft, wie wir sie jetzt haben, seien eine Unmöglichkeit, eine monströse Ungerechtigkeit — wir stehen vor einer furchtbaren Katastrophe, vor einer socialen Revolution; es seien zu Viele benachteiligt zu Gunsten etlicher Weniger, die alles ausbeuteten —

„Aber das ist alles schon längst gesagt und oft versucht worden,“ unterbrach ihn Rothauser, der alle diese „Phrasen“ nicht hören mochte, „und noch immer ist es mißglückt, diese Ideen durchzusetzen.“

„Weil man es falsch angesehen hat — weil man nicht den richtigen Angriffspunkt herausgefunden hat. Dieser Angriffspunkt ist der 3. Stand, das Bürgertum. Das ist der einzige Feind, den der Socialismus hat.

Es ist Unsinn, die Aristokratie anzugreifen wie 1789, oder das Königtum wie 1848 — der 3. Stand, da liegt die Wurzel alles Übels, die Ursache aller Fäulnis unserer Kultur. Der Parlamentarismus, der liberale Phrasenkram, das heuchlerische, corrupte Bürgertum, das ist es womit wir zunächst aufräumen müssen — es muß dem Volke klar gemacht werden, wie sehr der 3. Stand es bisher ausgesogen hat! Und dabei hat noch dieser 3. Stand die brutale Insolenz, sich selbst für die Hauptsache des Volkes auszugeben — eine durchtriebene Heuchelei!"

„Wie denken Sie sich denn Ihre Agitation im Einzelnen?" fragte Rothauser ausweichend „es wird sehr langer Arbeit bedürfen, um diese Ideen allgemein verständlich zu machen!"

„Und wenn auch — Natürlich wird es Arbeit kosten! Aber wir wollen ja auch arbeiten, fieberhaft, angestrengt! Ich bleibe zunächst in meinem Kreise, Studenten. Sie müssen einmal in unseren Verein „Germania" kommen! Sie wissen ja — der große, konservativ-antisemitische Verein, der auf allen deutschen Universitäten soviel Anhänger hat; der hiesige Zweigverein hat schon eine stark socialistische Färbung, und Sie sollen einmal sehen, was wir anrichten werden! Broschüren, Zeitungsartikel, socialistische Romane — alles muß uns dienen. Die alte Gesellschaft muß fallen — und es ist eine brillante Ironie, daß die Gebildeten selbst daran mitarbeiten."

„Und das Socialistengesetz!" warf Rothauser spöttisch ein.

„Das wird fallen — und der Reichstag mit ihm, der Krach bleibt nicht lange mehr aus. Aber das ist nur der Anfang, nachher wollen wir —"

„Ah, Sie haben ja bereits nihilistische und anarchistische Pläne!" unterbrach ihn Rothauser nachlässig: „in der Hauptsache ist es Ihnen doch nur ums Zerstören zu thun!"

„Ja, und das mit Recht," rief der junge Mann

ungestüm: „denn diese Welt, wie sie jetzt ist, ist nicht wert daß sie ist! Da hängt ein Mißstand am anderen. Die großen Maschinen, die Riesenfabriken, die gewissenlose Spekulationswirtschaft an der Börse — alles muß weg. Ebenso die Militärmassen, die religiösen Albernheiten, die der Staat protegiert, die Ungleichheit in der Steuerverteilung und beim Wahlrecht — alles muß beseitigt werden. Sie sehen wohl, da geht es mit dem alten Gebäude überhaupt nicht mehr."

„Aber Sie werden nicht viel finden, die Ihnen bei dieser Zerstörungsarbeit helfen — und schließlich, die historischen Zustände, wie sie sind, sind immer noch besser als das Neue, das der Socialismus eventuell will."

„Natürlich — was historisch ist, das ist vernünftig — Sentenz des alten Schwindlers Hegel, der auch vom preußischen Staate gehörig bezahlt wurde."

„Und Sie haben ja den sichersten Beweis dafür, daß ich recht habe," fuhr Weinlich mit seiner unheimlichen Schärfe fort: „bei Ihnen, im gegnerischen Lager, da herrscht diese müde Blasiertheit, diese Selbstzersetzung durch die eigene Ironie – die Herren wissen sehr wohl, daß ihre Zeit im Untergehen ist. Sehen Sie nur Ihren Freund Delitzsch — das ist der souveräne Hohn über alles und Jedes, über sich selbst und die ganze Welt. Ich begreife nicht, wie solch ein Mann auch nur eine Minute länger existieren mag."

„Nein, das werden Sie auch nie begreifen," bemerkte Rothauser mit einem halb verächtlichen Seitenblick: „Delitzsch ist aus einer anderen Race wie Sie. Und ich sage Ihnen, ehe wir unterliegen — das gegnerische Lager, wie Sie sich ausdrücken — vorher giebt es einen Kampf bis aufs Messer."

Weinlich zuckte die Achseln.

„Wir werden siegen. Die Zukunft ist unser."

Rothauser antwortete nicht darauf. Er hatte bisweilen eine eigene Manier, sich in ein aristokratisches Schweigen zu hüllen, wenn er nichts Passendes zu sagen

wußte oder nicht wollte. Sein Gesicht sah dann noch einmal so hochmütig aus wie sonst — er knöpfte langsam ein oder zwei Knöpfe seines Mantels zu, schob den Rockkragen zurecht und sah gleichgiltig in die Ferne mit einer Miene, die deutlich besagte: „Sagt, was ihr wollt, ich habe doch noch tausend Gegengründe!

Nach einer Pause begann er: „Ah, und Sie glaubten wegen meines Romans bei mir eine Hinneigung zum Socialismus zu merken? Ich studiere ihn, das ist richtig — ich benutze ihn, soweit ich ihn brauchen kann."

„D. h. um Effekte damit zu erzielen," bemerkte Weinlich sarkastisch. „Nein, Sie nehmen unsere ganze Richtung noch zu wenig ernst — machen Sie sich noch mehr damit vertraut, Sie werden eine bessere Meinung davon gewinnen. Es ist eine ungeheuere Arbeit, die in den Aufgaben der Socialdemokratie liegt, und deshalb allein ist sie schon wert, daß man ein Leben damit ausfüllt. Was wollen Sie? Der Socialismus ist die einzige neue Idee, die dies Jahrhundert hervorgebracht hat — alles übrige ist im Absterben."

„Und haben Sie denn unter Studenten schon viel Anklang mit Ihren Ideen gefunden?"

„Unter Studenten? Bah, davon habe ich eine sehr geringe Meinung. Ich weiß nicht, wie die Studenten früher gewesen sind — aber wie sie jetzt sind, sind sie kein Material, um die Zeit umzugestalten."

„Na, sie treiben doch ziemlich viel Politik!"

„Ach, das ist ja nichts als Gewäsch und Kannegießerei! Im allgemeinen haben unsere Studenten eine höchst mangelhafte historische Bildung, gar keine nationalökonomischen und politischen Kenntnisse und einen vollständigen Mangel an allen weiteren Gesichtspunkten. Ist es Ihnen überhaupt noch nicht aufgefallen, daß die meisten Studenten ein enormes Deficit an wirklicher Bildung aufzuweisen haben?"

„Hm, das ist wahr!" gab Rothauser zu: „es ist überall eine schauderhafte Fachsimpelei — schon unter ganz jungen Leuten. Jeder gräbt sich in seinen Winkel

hinein. Ich habe z. B. bemerkt, in litterarischen Dingen herrscht eine merkwürdige Ignoranz — ich lernte neulich einen Studenten der neueren Sprachen kennen, der die Kameliendame von Dumas nicht einmal dem Namen nach kannte.“

„Nun ja, abgesehen davon — wer hat denn heute schließlich viel Zeit Belletristik zu lesen —“ dies war eine Lieblingsphrase Weinlichs, „aber unsere Herren Kommilitionen haben überhaupt nicht die mindeste Lust, sich um Dinge zu kümmern, die sie nicht direkt gefragt werden im Examen — Natürlich, es ist ja auch ganz unmöglich. Die Skat- und Bierphilisterei läßt ihnen auch nicht die geringste Zeit zu einer anderen Beschäftigung. Es ist wirklich schade, was für eine Menge Zeit, Geld und Nerven dabei verschwendet werden.“

„Sie meinen, das könnte man besser anwenden?“ bemerkte Rothauser ironisch: „sehen Sie — Ah, ich glaube, dort ist schon die Straße, die wir suchten! Gohlis muß doch bald zu Ende sein.“

Sie schritten sich aufmerksam umsehend durch die stillen Straßen des großen Fabrik-Vorortes — die riesigen Mietkasernen, die überall sich erhoben, verrieten, daß hier fast nur Arbeiterbevölkerung wohnte — es sah alles nüchtern, öde und ärmlich aus.

Vor einem kleinen, schmutzig und verfallen aussehenden Hause in einer der Hauptstraßen machten sie Halt und traten ein. Drei kleine Kinder spielten auf dem mit Ziegeln gepflasterten Vorplatz, eine junge aber sehr abgearbeitet aussehende Frau steckte mißtrauisch den Kopf aus der Küche, die nach dem kleinen Hofe zu lag. Man mußte vorsichtig näher treten, denn der ganze Vorplatz war mit Wäsche behängt.

In einem der hinteren Zimmer fand man den Mann.

Er war kürzlich in einer Gohliser Fabrik wegen eines selbstverschuldeten Unfalls entlassen worden und schlenderte jetzt im Hause herum — den verwundeten Arm in der Binde tragend saß er am Tische vor einem großen Krug Bier,

umgeben von dichten Tabakswolken und schwatzte mit einem reduciert aussehenden Individuum, das ebenfalls Arbeiter war.

Weinlich, den er kannte, grüßte ihn, frug ihn nach seinem Befinden, nach der letzten Versammlung in Plagwitz (die er regelmäßig besuchte) und versuchte alles mögliche, ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen — ohne daß ihm das recht gelingen wollte.

Rothauser fühlte sich unbehaglich und gab sich keine Mühe das zu verbergen. Diese Studienreise begann ihm langweilig vorzukommen. Die ganze Atmosphäre hier gab ihm nicht die mindeste Anregung, es stieß ihn alles ab. Das kahle, schlecht geweißte Zimmer, die Kinder, die in der Thür stehen blieben und ihn unaufhörlich angafften, diese Frau mit ihrem scheuen und blöden Gesichtsausdruck — das alles kam ihm nur widerwärtig vor.

„Sollte Delitzsch recht haben, daß ich nicht zum Naturalisten tauge?“ fuhr es ihm durch den Kopf: „man muß sich doch wirklich erst daran gewöhnen, die Arbeit und das Volk in der Nähe zu sehen.“

Uebrigens war mit dem Manne auch nichts anzufangen. Rothauser bemerkte mit Erstaunen, wie der Schlosser Weinlich gegenüber eine ebenso mißtrauische und gedrückte Miene zeigte wie bei ihm. Er antwortete sehr langsam und zögernd, wenn man ihn etwas fragte. Vieles von dem, was Weinlich sagte, begriff er offenbar garnicht — sobald das Gespräch irgend etwas Weiterliegendes berührte, schwieg er. Etliche socialdemokratische Phrasen hatte er auswendig gelernt und citierte sie bei jeder Gelegenheit. Sein ganzer Groll gegen die Gesellschaft reducierte sich eigentlich auf eine lebhafte Erbitterung gegen seinen Vereinsvorstand, mit dem er einmal irgend eine Differenz gehabt hatte. „Härn' Se, die mißten zuerscht Leine ziehn — die mähr'n immer so 'rum bei jeder Kleenigkeet, und nachher kommt doch nischt bei 'raus.“ Auf diesen Punkt kam er immer wieder zurück.

Nach einer halben Stunde verabschiedeten sich die beiden Studenten. Rothauser lächelte ironisch, als sie draußen waren. Weinlich bemerkte das und zuckte die Achseln. Nach einer Weile sprach er:

„Hier giebt es zu erziehen, zu arbeiten! Wir müßten es eigentlich alle machen wie jener Kommilitone von uns — allerdings ein Theologe! — der in Chemnitz in einer Fabrik Monate lang mit den Arbeitern gelebt hat als ihr Genosse, unter ihnen! Das ist ein gutes Beispiel!"

„Bah, das scheint mir wirklich nicht der Mühe wert!" erwiderte Rothauser geringschätzig: „das ist doch —"

In diesem Moment fuhr ein Wagen in raschem Trabe durch die wenig belebte Straße — beide blickten flüchtig auf. Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr ihnen; Weinlich ward seltsamerweise ganz blaß und schien aufs Höchste betroffen.

In dem Wagen saß Delitzsch und Fräulein Martha, seine anmutige filia hospitalis, nach dem studentischen Ausdruck. Sie schienen beide in sehr lebhafter Stimmung, hatten wahrscheinlich gut diniert und machten eine Spazierfahrt im freien Felde. Uebrigens sahen sie nichts von den beiden Spaziergängern, die gerade aus dem Hause traten.

Weinlich packte Rothausers Arm mit unnatürlicher Kraft:

„Sagen Sie, das — das war ja Delitzsch?! Kennen Sie diese Dame?"

Rothauser lachte.

„Natürlich! Eine seiner Zerstreuungen — Martha Rothe, die Tochter seiner Wirtin! — Aber was haben Sie?"

„Nichts!"

Das klang so heiser, so unnatürlich ruhig. In dem blassen Gesicht des jungen Menschen war auch kein Blutstropfen mehr.

Dies junge Mädchen, Martha Rothe, war seine frühere Braut, das Einzige, was diese stolze, verbitterte

Natur jemals geliebt hatte, und die ihm eines Tages in ihrer offenen, herzlichen Weise gesagt hatte: „Siehst Du, wir zwei, wir passen nicht zusammen, das giebt nichts wie Armut und Elend — und ich mag nicht arm sein!“

Er senkte den Kopf.

Der Andere war reich — er hatte also recht. Es ist etwas Herrliches um die Logik der Thatsachen.

Und dieser junge Mann hatte doch soviel Willenskraft, daß er Rothauser nochmals dringend bat, ihn doch an einem der nächsten Abende zum Verein „Germania“ abholen zu dürfen — er müsse sich doch mit dem politischen Treiben der Studenten etwas vertraut machen.

XV.

„— Kurzum, alles in allem, Sie sind eben nicht modern!“

Der junge Mensch machte ein betroffenes Gesicht und lächelte dann verlegen.

„Was meinen Sie damit?“

„Mein Gott! das ist doch sehr einfach: Sie lesen sicher nicht viel Zeitungen, kennen gewiß die neueste Operette nicht, kümmern sich weder um die letzten Berliner Kouplets, noch um den letzten Zola'schen Roman — ich bin sogar gewiß, Sie spielen lieber Whist als Skat!“

„Ich spiele nur Schach!“ erwiderte er mit einem komischen Seufzer.

Helene lachte laut und übermütig.

„Sehen Sie, da haben Sie's! Wie kann man Schach spielen? Werden Sie modern!“

Und sie ließ den jungen Mann, einen idealistischen Schriftsteller comme il faut, für den die jungen Mädchen in allen Gesellschaften schwärmten, stehen und ging zu ihren übrigen Gästen.

Heute strahlte und glänzte alles um sie her — die großen Kronleuchter verbreiteten ihren blendenden Schimmer über den farbenglühenden Sammet der Möbel, über das glitzernde Metall der Vasen und Geräte, der seltsamen Waffen und etrurischen Lampen auf den kleinen Tischen, an denen sich's so behaglich plaudern ließ — wohlthuende, duftige Wärme drang durch alle Zimmer, um so wohlthuender, wenn draußen der Schnee fällt davon merkte man hier nichts in diesem Kreise von plaudernden, lachenden Menschen, ein Kreis, wie ihn sich Helene immer aussuchte: eigenartig und zusammenpassend: Jeder mußte hier etwas bieten können.

In der Fensternische an dem großen Schreibtisch stand Rothauser in eifrigem Gespräch mit Steinberger. Sie unterhielten sich Beide über die vor vier Wochen erschienenen „Städtischen Novellen“ – allerhand reichsstädtische Geschichten aus dem Mittelalter, etwa in der Art von Julius Wolff geschrieben — für den bekanntlich jeder Primaner eine Zeit lang schwärmt.

„Haben Sie denn keine Ahnung, von wem die verwünschte Kritik ist?“ fragte Rothauser ärgerlich.

Der kleine Redakteur zuckte bedauerlich mit den Achseln. „Ich weiß wirklich nicht — stand nur ein Buchstabe R. darunter. Aber es ist eine unangenehme Geschichte! Die anderen Recensionen gehen ja — Sie können als Anfänger damit zufrieden sein.

Er warf ihm einen boshaften, lauernden Seitenblick zu. Rothauser machte eine hastig ungeduldige Bewegung mit der Hand und sprach:

„Warten Sie nur bis mein Roman fertig ist! Er ist ganz in der neuen Richtung geschrieben — diese Novellen sind noch so korrekt-idealistisch. Der Roman wird besser anschlagen.“

„Hm – das will ich auch wünschen“ meinte Steinberger „denn sehen Sie —“

„Na Herr Steinberger, verhandeln Sie Geschäftsangelegenheiten? In diesem Falle – sonst wollte ich Sie nämlich zur Rede stellen wegen ihrer letzten Recension

über den Zigeunerbaron. Donnerwetter, haben Sie die Weßlar heruntergemacht — sagen Sie mal, was hat Ihnen die arme Kleine denn eigentlich gethan?"

Der Sprecher war ein schlanker, blonder Offizier, der bei den Husaren stand — ein Mann von 25 Jahren, der das Gesicht eines verlebten Apoll gehabt hätte, wenn ihm nicht sein langer, blonder Schnurrbart jenen markanten, modernen Zug gegeben hätte, der auch Delitzsch eigen war — eine kräftige, anziehende Gestalt, die von lange dressierter Kraft und von sturmvollem Leben zeugte.

Steinberger lächelte moquant.

„Gar nichts hat sie mir gethan! Aber Sie wissen, Herr von Waldstein — wenn man von der Felsegg eingeladen wird, muß man die Weßlar verdonnern und —"

„Und umgekehrt, nicht wahr? Ich kenne Ihre famose Handschuhtaktik. Ja, es ist etwas Schönes um die Unabhängigkeit der Kritik — wenn ich Sie nicht von Zeit zu Zeit daran erinnerte, glaubten Sie wahrhaftig noch an Ihre eigene Unparteilichkeit und Gerechtigkeit."

„Oh, soweit wird Herr Steinberger doch nie gehen," bemerkte Rothauser anscheinend harmlos — der Redakteur lachte, aber etwas gezwungen.

„Ah, sagen Sie, Herr Rothauser, habe ich Sie nicht neulich gesehen im Café Monopol bei der blonden Bianca? Ich weiß nicht — ich glaube doch —"

„Pst!" Rothauser sah sich betroffen um, ob Helene nicht in der Nähe sei „Alle Teufel, Herr Lieutenant, vergessen Sie nicht —"

Die Beiden brachen in ein leises Lachen aus.

„Ich hatte wirklich ganz Ihre Familienpflichten vergessen," rief Waldstein, nachläßig seinen Kneifer putzend, „na, seien Sie ruhig, Sie hat nichts gehört!"

„Familienpflichten ist gut," sprach Steinberger ernst, „aber wozu brauchen Sie auch noch privatim zu sumpfen, Herr Rothauser? Ein solches Weib —"

„Was geht das Sie an?"

Rothauser brachte das möglichst schroff heraus —

sein geheimer Groll gegen Steinberger brach bei jeder Gelegenheit hervor.

„Na, na, nehmen Sie die Sache nur nicht tragisch. Ich vergaß, Sie müssen ja bummeln, um Stoff für Ihren naturalistischen Roman zu sammeln. Wenigstens ist das ja künstlerisches Prinzip bei allen Poeten von Jung Deutschland.“

Er suchte ihn zu besänftigen, wie immer. Er hatte im geheimen Angst vor all diesen blonden, kräftigen Menschen, diesen Officieren und Studenten, die immer bereit sind, bei irgend einer Differenz nach der Waffe zu greifen — das fürchtete er jedes Mal.

Herr von Waldstein lächelte, und Rothauser zuckte höhnisch mit den Achseln. Der Redakteur benutzte die erste Gelegenheit, um eine benachbarte Gruppe aufzusuchen, wo er Delitzsch begrüßte.

Die Gäste mehrten sich allmählig. Man sah hier selten Fremde — der Kreis, der hier zusammenkam, kannte sich zum größten Teil. Es waren darunter etliche Schriftsteller und Journalisten, Officiere, junge Lebemänner aus den Kreisen der Studenten und der großen Bankhäuser, ein paar Kolleginnen von Helene, ein oder zwei Sängerinnen, die angeblich auf der Durchreise waren, um da oder da zu gastieren (thatsächlich gehörten sie dem Künstlerproletariat der großen Stadt an) u. s. w. — ein Ragout von Kunst, Wissenschaft und Luxus, wie es nur Helene zuzubereiten verstand — ein Kreis, in dem sie so sehr den Mittelpunkt bildete, daß er ohne sie garnicht denkbar war.

Helene begrüßte alle in ihrer eigenen Manier, die auf Jeden einzeln verschieden berechnet schien, und die doch immer dasselbe war — nachlässig-freundlich, anregend durch eine ganz gleichgiltige Bemerkung, nnd die Eitelkeit jedes Einzelnen sorgsam behandelnd wie ein Arzt. Sie wußte wohl, daß alle diese geistreichen Leute vor allem Bonbons und Zuckerwerk für ihre Eitelkeit haben wollten.

Übrigens sah sie bezaubernd aus — sie trug ein

elegantes, fesch aussehendes Prinzeßkleid mit Moiréepuffen am Oberarm — alles dunkel, um die Pracht der Haare und des eigentümlichen Teints noch mehr zu heben. Sie war ganz „Prinzessin Puck“ wie einer ihrer Verehrer sie nach ihrer Rolle im Sommernachtstraum nannte.

Der junge Officier, der träumerisch in den Salon gesehen hatte, legte auf einmal seine Hand auf Rothausers Arm und sah ihn mit einem eigentümlichen Blicke an.

„Nehmen Sie sich in acht vor — vor dem da,“ sprach er, auf Steinberger deutend.

„Ah — Sie meinen auch?!“

Waldstein nickte.

„Er würde sich kein Gewissen daraus machen, Sie hinterrücks moralisch umzubringen! Ah bah, diese Litteraten — sage Ihnen — auf die Dauer werden Sie sich aber noch sehr unbehaglich in der Gesellschaft fühlen.“

„Sie könnten recht haben!“ widerholte Rothauser gedankenvoll.

„Eine widerwärtige Misère!“ fuhr Waldstein fort: „Klatsch und wieder Klatsch, Ofenhockerei und Kleinigkeitskrämerei, ein widerwärtiger Größenwahn, — das ist diese ganze Litteratenwelt! Ah, Sie sind auch nicht für dies Leben gemacht! Ich glaube, wenn Sie Officier geworden wären, das wäre besser für sie gewesen!

Er sah ihn forschend an. Rothauser überhörte ganz das Kompliment, das in seinen Worten für ihn lag — so eigentümlich berührten sie ihn. Von Zeit zu Zeit flog durch seine bereits nervös durchseuchten Gedanken noch die Ahnung eines frischen, angestrengten Lebens in freier Luft und mit ungebrochener Kraft — ein Leben draußen im hellen Sonnenlicht, wo der Wind einem um den Kopf fuhr und all diese wüsten, tollen Leidenschaften hinwegblies.

„Es sind keine Persönlichkeiten, keine vollen, ganzen Charaktere, diese Schriftsteller!“ bemerkte er zu Wald-

stein: „es ist ein so dumpfes, halbes Leben. Ich habe immer das Gefühl, daß man eine vollentwickelte Persönlichkeit sein müsse, wenn man Poet, Künstler, Schriftsteller wird.“

„Ja, Sie haben recht,“ rief der junge Officier, den Kopf emporwerfend: „gut, daß Sie das noch empfinden! Ein Schriftsteller braucht sich den Teufel um die landläufige Moral, um Staat oder Gesellschaft zu kümmern — aber ein ganzer Kerl muß er sein, er muß etwas eigenes haben, und das zu sagen wissen — sehen Sie.“

Er brach ab und schien den Gedanken nicht aussprechen zu wollen. Nach einer Weile fuhr er fort: „Sehen Sie, er ist ja heute schließlich überall derselbe Rauch und Schwindel! Reklame und Humbug — das ist bei allem und jedem das einzige Motiv. Es wird einem oft so katzenjämmerlich dabei zu Mute, wenn man sich die Sache genauer ansieht — man bekommt Lust einfach die ganze Sache zu quittieren und dahin abzufahren, wo man nichts mehr hört und sieht und fühlt — diese Ruhe muß famos sein!“

Rothauser lächelte.

„Ah — und was würde Valeska dazu sagen?“

„Bah, die wird sich rasch trösten. Doch still — ich glaube, unsere Wirtin hat Absichten auf uns.“

„Mir scheint, Sie wollen sich da isolieren, meine Herren,“ bemerkte Helene, rasch auf sie zutretend: „doch das giebts nicht. Man braucht Sie — d. h. eigentlich will ich nur ein paar Malicen von Ihnen beziehen. Ich bin hier mit Herrn Lehwald in einem Disput, was Kunst ist?“

Lehwald war der idealistische Schriftsteller, dem Helene vorgeworfen hatte, daß er nicht modern sei.

„Gerechte Götter!“ rief Rothauser entsetzt: „was soll das — “

„Kunst ist das, was man nicht kann, denn wenn mans kann, ist es keine Kunst mehr,“ fiel Delitzsch mit ernster Miene ein. Alle lachten.

„Fliegende Blätter!“ entschied Helene mit einem strafenden Blick auf den Interpellanten.

„Nein, Wiener Karikaturen,“ replizierte er mit einer Verbeugung.

„Da haben wirs!“ fiel der Lieutenant ein: „Natürlich! Herr von Delitzsch bezieht nämlich alles aus den Wiener Karikaturen: seine mots, seine Principien, seine Kravatten und seine Moral.“

„Darum ist das alles auch so — karikiert!“ wollte Steinberger hinzufügen, aber er wagte infolge eines Seitenblickes von Delitzsch nicht zu vollenden. Dieser warf sich in eine tragische Pose und rief pathetisch: „Meine Herren, schelten Sie mir nicht die Wiener Karikaturen! Sie sind das echteste, das wahrste, das tiefsinnigste Erzeugnis des Jahrhunderts. In einer Frauengestalt, die der geniale Zeichner der Karikaturen hingeworfen hat, liegt mehr moderner Geist als in allen zeitgenössischen Philosophen — die Bemerkungen über das Leben, die Kunst, die Frauen, besonders die Frauen! sind die fine fleur all unserer Weisheit — es sind prachtvolle Glossen zur Zeitgeschichte, die man nicht übergehen darf. Aber man muß sie verstehen! Es steckt Wiener Geist darin: Makartsche Farbenglut, Straußsches Walzertempo, Spitzerscher Sarkasmus. — Lesen Sie auch die Wiener Karikaturen, Herr Lehwald?“

Diese unerwartete Frage an den unglücklichen Idealisten entfesselte von neuem die allgemeine Heiterkeit. Helene rettete ihn, indem sie ihm eine Tasse Thee anbot.

„Der Thee geht um!“ bemerkte Delitzsch, der heute in seiner boshaften Laune war, ablenkend: „Helene, Sie verwirren doch alle soliden Gewohnheiten! Ein regelrechter five o'clock tea ist dies doch nun nicht mehr — Wäre es nicht besser, den Thee als Epilog nach Ihrem Souper erscheinen zu lassen?“

„Sobald Sie mir versichern, daß das wirklich Ihr Epilog ist,“ erwiderte seine schöne Freundin lachend — sie wußte sehr wohl, was Herren anfangen, wenn sie

aus eleganter Gesellschaft kommen, — sie suchen sogleich weniger gewählte Kreise auf.

Indessen hörte man aus dem Nebenzimmer Musik — ein begabter junger Ungar, der am Konservatorium studierte, gab eine Rhapsodie zum besten — in seiner Nähe lauerte ein immer fertiger Tenor darauf, aufgefordert zu werden und zupfte sich unruhig an der Kravatte. Es herrschte die andachtsvolle Stimmung der Kunst — alle hörten mit einem seltsam aufrichtigen Schweigen dies Letzte an, wovon sie noch etwas hielten, die Poesie der Musik, des Gesanges.

„Sehen Sie doch nur einmal, das ist eine echte Palissy," murmelte bewundernd ein junger Arzt, Dr. Wallhof, und blieb vor einer der großen, bunten Schüsseln stehen, die auf dem Gesims standen, „famoses Stück!"

„Ich ziehe die Schehezerade da vor!" meinte Delitzsch, auf das gegenüberliegende Gemälde deutend.

„Sie meinen in persona?"

„Na, natürlich! Was haben Sie denn gedacht?"

„Sie Feinschmecker! Wäre allerdings nicht übel! Aber finden Sie nicht, daß diese Orientalin etwas an unsere Prima Ballerina erinnert, an die Fabroni?"

„Die Fabroni — Wie kommen Sie darauf? Sagen Sie mal, ist die denn jetzt zurück aus Dresden?"

„Nein — sie ist noch immer krank. Hm — wird wohl seine Gründe haben."

Beide sahen sich an und fingen an zu lachen. „Na, Sie müssen's ja wissen, Sie sind ja Mediziner," bemerkte Delitzsch nicht ohne Absicht.

Der junge Doktor blickte etwas zur Seite und wechselte das Thema. Er stand nämlich in einem unangenehmen Verdacht bei mehreren seiner Patientinnen, in einem Zustand, der dies möglich machte, sich allerlei Angriffe erlaubt zu haben. Einmal wäre beinahe eine sehr häßliche Skandalgeschichte daraus geworden — — indessen, er hatte Geld. Merkwürdigerweise hatten ihm diese allmählig bekannt gewordenen Geschichten bei der Damenwelt keinen Eintrag gethan.

„Sagen Sie mal,“ fuhr Wallhof fort, „Sie kennen ja diesen Rothauser näher — glauben Sie, daß er aufkommen wird?“

„Hm — warum nicht, er ist noch jung, hat Talent und Selbstvertrauen — wissen Sie, wenn er hochkommt, wird er unter den Litteraten eine originelle Erscheinung bilden.“

„Warum denn?“

„Weil er eine anständige Persönlichkeit ist!“

Wallhof lachte.

„Hm — ja, so — nein, aber ich meine, er scheint doch von seinen Bekannten sehr überschätzt zu werden! Gott, diese Novellen! Und dann, man erzählt sich allerlei von seiner Lebensweise, ich habe da gehört —“

Delitzsch fiel ihm schroff ins Wort.

„Herr Doktor, ich muß Sie bitten, mich mit solch' liebenswürdigen Notizen über meinen besten Freund durchaus zu verschonen — Sie können ihm ja selbst mitteilen, was er gethan haben soll — denn das wird er vermutlich doch noch nicht wissen!“

Damit ging er durch die Thüre. Der Doktor sah ihm verblüfft nach.

Auf einmal fühlte Delitzsch eine Hand auf seinen Schultern. Er sah sich um, Rothauser stand vor ihm und reichte ihm die Hand.

„Ich danke dir.“

„Aber —“

„Ich habe alles gehört — da, bei der Portiere. Wenn Du mich nicht in Schutz genommen hättest, hätte dieser Ehrenmann schöne Dinge über mich losgelassen — wahrscheinlich ist er auch Litterat.“

„Aber das war ja selbstverständlich. Was hast Du denn von mir geglaubt?“ erwiderte Delitzsch achselzuckend.

„Nein — faktisch, Selbstwiderspruch ist das einzige Unrecht. Die Handlungen unseres Lebens müssen zusammenstimmen zu einem geschlossenen Ganzen — wir müssen mit uns selbst stets einig und klar sein. Pflicht,

Ehre, Moral, Gerechtigkeit — bah, das sind Worte, aber das Ich, die Persönlichkeit, das ist eine Thatsache — die einzige, die es giebt," rief Steinberger.

„Was meinen Sie zu dieser nichtswürdigen Philosophie, Fritz?" wandte sich Helene an den hinzutretenden Rothauser.

Dieser lächelte.

„Sie hat Recht. Herr Steinberger proklamiert damit nur den alleinseligmachenden Egoismus und dagegen läßt sich nichts einwenden."

„Jedenfalls können Sie nichts dagegen einwenden, denn Sie sind egoistisch," bemerkte Steinberger trocken.

„Glauben Sie? Nun, warum nicht?" Rothauser sprach das mit unbefangener Offenheit aus. „Ich habe einmal eine Grabschrift des Sulla gelesen — er rühmte sich, jedem seiner Freunde und Feinde gegeben zu haben, was ihm gebührte — das möchte ich zum Motto meines Lebens machen!"

„Aber, meine Herren, die Kunst — unser gemeinsames Interesse doch schließlich! Wie soll das dabei bestehen?" Helene sah bei diesen Worten seitwärts in den Spiegel, als wollte sie die Wirkung iher Phrasen auf sich selbst beobachten.

„Nun — die Kunst!" Steinberger zuckte die Achseln, „das hat damit nichts zu thun. Wir sind ja unter uns — die Kunst ist ja schließlich auch weiter nichts als der feinste Extrakt unserer Kultur — gewissermaßen die fine fleur unserer Bildung. Oder glauben Sie, Herr Rothauser, wenn Sie frivole Novellen schreiben, daß Sie eine göttliche Weltmission erfüllen? Oder Sie, Fräulein Felsegg, wenn Sie die Arsena im Zigeunerbaron singen? Oder Sie, Herr Lehwald — d. h. ja, Sie glauben — aber sonst haben Sie manche gute Eigenschaft!"

Die Beiden lächelten. Lehwald murmelte ziemlich gedrückt: „Und doch muß es etwas Absolutes geben!"

Das Absolute war sein Steckenpferd — er war Pantheist, daneben Wagnerianer und schwärmte für Ibsen, den er für einen Idealisten hielt.

Der Redakteur fuhr fort: „Also sehen Sie — wozu das Gerede von dem Göttlichen der Kunst und der Erhabenheit der Poesie — bleiben wir doch bei uns. Man weiß ja doch, wie alles gemacht wird, Gott! Und dann, Sie werden wissen, diejenige Kultur leistet in Kunst und Esprit am meisten, die, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, sittlich durch und durch verdorben ist, d. h. wo alle diese Dinge, wie Herz, Gemüt, Gefühl, verkümmert sind zu Gunsten des souverainen Witzes, der weltbeherrschenden Ironie."

„Und Sie meinen, auf dem Standpunkt stehen wir jetzt?" fiel Rothauser lebhaft ein.

Der kleine Jude legte den Finger auf den Mund. „Pst! so etwas sagt man nicht!" Er lächelte dabei diabolisch und sein Auge glänzte — der Dunst der Zersetzung, der aus all diesen Worten aufstieg, schien ihn erst zu animieren.

Helene sah ihn an.

„Überhaupt wird ja nur der wirklich nicht von seinen Ideen beherrscht, der im Stande ist, sie zu verspotten," sprach sie langsam, „wer schwärmt ist unfrei."

Er nickte.

„Gewiß. Und doch schwärmen Sie gelegentlich —"

„Nun, warum nicht? Warum soll ich mir nicht widersprechen?" Sie zuckte die Achseln. „Glauben Sie Konsequenz ist unanfechtbar? — sie ist doch schließlich ebenso conventionell wie alles andere."

„Gewiß, ja. Man muß eben gar nichts voraussetzen. Jede Voraussetzung ist ein Fehler, sagt Montaigne. Und überdies — puh, wenn man erst etwas wirklich nachdenkt, dann wundert man sich, daß sich die Menschen überhaupt noch ernstlich für etwas interessieren können."

„Das Schlimmste haben Sie vergessen!" fiel Delitzsch ein, der bisher geschwiegen hatte, „unser Denken und Reden ist ja nichts wie eine fortwährende Spiegelfechterei. Wir sprechen fortwährend in Bildern und Metaphern, für die es gar nichts Wirkliches giebt. Wir reden ewig von Leben, Welt, Kunst, von Natur, Geschichte, Fort-

schritt — all diese Dinge existieren ja garnicht, wir machen sie. Wir halten sie aber so lange für wirkliche Dinge, bis einmal die Nervenfaser im Gehirn ausgezuckt hat, die sich das zurechtphantasiert — und dann sind Welt und Leben verschwunden für uns."

Helene warf ihm einen kalten Blick zu.

„Sie sind Materialist. Das ist nicht bon ton."

Delitzsch lachte.

„Bah, Sie wissen sehr wohl, daß ich die Poesie zu schätzen weiß! Die Poesie, die in diesen Möbeln, diesen Gemälden, diesen prachtvollen Vasen liegt. Man vergißt das Nirwana, wenn man sich hier zu Hause fühlt."

„Das ist wahr," murmelte Steinberger, sein Lorgnon aufsetzend, „besonders an einem so reizenden Plätzchen."

Er hatte recht — dies Plätzchen in dem zierlichen Salon zwischen dem Arbeits- und dem Speisezimmer war in der That reizend. Helene hatte hier einen künstlichen Erker gebildet — über einem broncenen Vorhangarm, der in einen Löwenkopf auslief, hing ein türkisch gemusterter Vorhang — die Wand dahinter war ähnlich bekleidet. Über dem Divan in schweren, bunten Stoffen befand sich ein Bordbrett, das mit holländischer Fayence, mit Delfter Krügen und Broncestatuetten besetzt war — davor ein zierliches Tischchen mit eingelegter Arbeit und ein altdeutscher Sessel auf einem japanischen Ziegenfell, welches als Teppich diente. An der Seite des Divans stand eine Säule von glänzend schwarzem Holz, welche die Marmorfigur des bekannten Apollino trug — seine weibischen, schlankgeformten Glieder verbargen sich halb in den Palmwedeln, die zwischen dem Vorhang und dem Bordbrett eingefügt waren, und welche das Bild dieses anziehenden Plätzchens vervollständigten.

Rothauser sah auf einmal nachdenklich zu dem Apollino empor — er schien zu lächeln über diese entgötterte Welt, für die das Bild von Sais längst entschleiert war.

„Dann ist alle Pracht der Kunst, alle Hoheit der Poesie für Euch ja weiter nichts wie ein Betäubungsmittel," sprach er leise zu Delitzsch, „und ihr thätet ebenso gut Portwein zu trinken."

„Hm — da läßt sich auch nichts gegen sagen! Hast Du das noch nicht gewußt? Sieh, man merkt immer noch, daß Du da unten von der Ostsee kommst! Laß Dir sagen —"

„Ah, meine Herrn, das Souper! Kommen Sie her — die Pflicht ruft, würde Steinberger sagen — wenn ich ihn nicht hörte!" Helene liebte es heute Abend, den unglücklichen Kritiker mit ihren Malicen zu verfolgen, „so, — Fritz, wollen Sie Fräulein Lohinger den Arm geben — und Sie, Herr Doktor —"

Alles begab sich ins Speisezimmer.

Fräulein Lohinger, die Rothauser zu Tisch führte, war eine hübsche, lebenslustige Konservatoristin, ein junges, graziöses Geschöpf — musikalisch bis zur Raserei und lebhaft wie eine Eidechse.

Steinberger hatte einmal in einem seiner interessantesten Feuilletons gesagt: „Wollen Sie wissen, was eine Leipziger Konservatoristin ist? Ein reizendes Amphibium von Kunst und Natur; ein Wesen, mit dem man über alles reden kann — falls man nur bei der Musik anfängt; eine großstädtische Erscheinung, die in keinem Damenzirkel fehlt — sobald Herrn anwesend sind; ein Quodlibet von Strauß, Offenbach und Suppé — das dabei mit der größten Ernsthaftigkeit für Wagner schwärmt." Fräulein Lohinger war ein solches Quodlibet. Sie war im Geheimen verliebt in Rothauser, den sie mehrere Male bei der Felsegg gesehen hatte — diese war ihre intime Freundin. Uebrigens wußte sie, daß Rothauser und die Schauspielerin . . . . . Aber das störte sie nicht im mindesten. Frauen haben in solchen Dingen Calculs, die mit der gewöhnlichen Logik nichts zu thun haben.

Rothauser bemerkte das halb und halb und belastete

mit diesem Posten wie gewöhnlich seine Eitelkeit — er begann bereits, an sein „Glück bei Frauen“ zu glauben. Und in der That, hatte er nicht Recht dazu? Wenn er zurückdachte: Elsa, Grete, Emmy — und dann vor allem die Soubrette selbst. — — Diese war in der That für ihn auch weiter nichts als der letzte Posten.

Man setzte sich zu Tisch; es wurde serviert — das Gespräch dauerte fort, anstatt wie es bei größeren und etwas officielleren Gesellschaften der Fall ist, in solchen Momenten zu stocken — die elegante und dabei immer etwas reservierte Familiarität, die in diesem Kreise von 15—20 Menschen herrschte, verhinderte das Aufkommen banaler Lückenbüßer und den Austausch von gezwungenen Komplimenten — zwei Elemente, aus denen eigentlich die meisten Menschen ihren Dialog zusammensetzen.

„Ihre Kronleuchter sind nicht stilgemäß, meine Gnädige,“ bemerkte Waldstein: „wie wär's, wenn Sie elektrisches Licht einführten?“

Helene lachte.

„Ah, Sie sind anspruchsvoll. Aber wissen Sie auch, daß das elektrische Licht sehr indiskret ist? Ich mag es nicht leiden.“

„Als ob Sie Indiskretionen zu fürchten hätten!“

„Danke — für ein militärisches Kompliment nicht übel! Aber was das elektrische Licht betrifft — wir vom Theater sind sehr mißtrauisch dagegen. Es hat eine eigentümliche Wirkung auf — auf die ganze Empfindung, es sieht alles zu scharf aus. Ich bin jedesmal unsicher, wenn ich im zweiten Akt des Mikado einsetzen muß, da im Anfang das Lied der Yum-Yum — man hat auf einmal eine blendende Lichtfülle um sich.“

„Sagen Sie, Helene, ist es wahr, was mir Markstätt erzählte, daß Sie die Königin einüben im Spitzentuch von Strauß?“ fragte Delitzsch angelegentlich.

Sie nickte.

„Wills versuchen. Das soll wieder ausgegraben werden — das Spitzentuch der Königin — ist eine famose Operette. Ich habe da ein sehr hübsches Lied.“

Und sie trällerte leise vor sich hin:

Den Frohsinn, den Frohsinn kann mir kein König geben,
Die Liebe, die Liebe kann mir kein König geben.

Ihr gegenüber stritt sich Rothauser mit Fräulein Lohinger über die Beschaffenheit der Suppe — sie behauptete, es sei Mock-turtle-Suppe, während ihr Nachbar sich für Krebssuppe entschied; als nun Helene den Schiedsspruch that, sie hätten Windsor-Suppe vor sich, rief die Dame triumphierend: „Sehen Sie, ich habe doch recht!“ — und als der junge Mann über diese Logik ganz verblüfft sie anstarrte, fragte sie ihm hastig, wann sein Geburtstag wäre — der ihrige sei im Mai, sie fände es reizend im Mai Geburtstag zu haben .... Am Ende der Tafel flüsterten sich zwei junge Schriftsteller eine famose Geschichte ins Ohr über eine Konservatoristin ihrer Bekanntschaft, er, der Erzähler, habe die junge Dame von einem Konzert nach Hause begleitet, und da habe sie ihn aufgefordert, noch eine Tasse Thee mit zu trinken — er habe natürlich geglaubt mit ihrer Familie; und als er hinaufgegangen sei, sei sie allein gewesen, und es wären schon 2 Kouverts gedeckt gewesen, nur 2 Kouverts — das Uebrige könne er sich denken.

Lehwald, das war der Zuhörer, starrte seinen Kollegen voll geheimer Bewunderung an — dieser galt allerdings als ein „verdammt schneidiger Kerl“, man mußte bloß die Miene sehen, mit der er den Klemmer aufsetzte, um sich etwas genauer anzusehen — unnachahmbar!

„Sagen Sie, was halten Sie von Paul Lindau?“ fragte der Lieutenant den ihm gegenüber sitzenden Steinberger.

„Puh!“ machte dieser, „de mortuis nil nisi bene!“

„Er ist ihm zu unmoralisch,“ meinte Delitzsch, „Herr Steinberger hält auf eine gewisse Tugend in der Litteratur.“

„Na, na,“ bemerkte Waldstein zweifelnd: „was halten Sie denn eigentlich von der Tugend?“

„Hm!“

„Herr Steinberger spricht nicht gern über Dinge, von denen er nichts versteht,“ fiel Helene mit einem bezaubernden Lächeln ein und reichte ihm die Schüssel mit Hummer-Mayonaise — er nahm sie würdevoll an, ohne sich an ihre Spötterein zu kehren. und seine Miene verriet deutlich, was er dachte:

„Im Grunde habe ich Euch doch alle im Sack — ich mache den Kredit, von dem Ihr existiert!“

Der Tenor war mit dem Doktor Wallhof in einen lebhaften Disput über das Service geraten — der Mediziner war ein enragierter Kunstfex und schwebte ewig in „stilvollen“ Regionen — er schwor, das Service sei im echten Stile Ludwigs XV. gehalten (Helene hatte in der That ein sehr hübsches altes Rokoko-Service), er wollte sich eben weitläufig darüber auslassen, worin dieser Stil von dem Ludwigs XVI. verschieden sei, als ihn Fräulein Lohinger um die Sauce bat — er wandte den Kopf weg, und diese Pause benutzte der Tenor, um mit seinem Gegenüber ein Gespräch über das Wetter anzufangen — was man ihm als Tenor ja nicht verübeln konnte.

„Ja, meine Herren, die Verse, die ich in dieser Zeitschrift las, waren so schlecht, daß ich Mut bekam, ihr meine eigenen einzusenden,“ rief der junge Doctor Steinhegen; seine ganze Nachbarschaft erklärte einstimmig, das sei unmöglich, aber er blieb bei seiner Behauptung und wollte sie durch eine Vorlesung etlicher lyrischer Proben beweisen, worauf eine allgemeine Panik ausbrach. Die Damen beruhigten sich erst, als Steinberger die neueste Anekdote von Bismark zum besten gab — sie stammte aus der ältesten Auflage des Buches, das er schon vor

15 Jahren über Bismark geschrieben hatte — da aber niemand dies Machwerk kannte, war er sicher. Der junge Steinthal, dessen Vater einer der reichsten Buchhändlerfirmen von Leipzig angehörte, unterhielt indessen Helene mit den Eigenschaften seines großen Hundes, Barry genannt, derselbe sei ein ganz merkwürdig intelligentes Tier, er habe . . . . Die Soubrette unterbrach ihn, indem sie erklärte, ihre Theatermutter, Frl. Krause, habe einen Mops, der das Staunen der Mitwelt errege durch seine merkwürdigen Leistungen; übrigens zöge sie Katzen vor, sie habe neulich die ihrigen photographieren lassen, wenn er sich dafür interessiere — sie warf dabei fortwährend beobachtende Blicke auf Waldstein, der sich mit dem Dr. Wallhof über die bezaubernden Eigenschaften der Polinnen unterhielt und zum Beweise die Arie aus dem Bettelstudenten vor sich hinsummte: „Die Polin hat von allen Reizen —“ „Nein, meine Gnädigste, die gefälschten Bismarkdocumente, die der Kaiser von Rußland bekam, rühren von einem belgischen Ministerialbeamten her, nicht vom dänischen Hofe!“ rief Steinberger dazwischen mit dem ganzen Eifer eines Journalisten, der schließlich selbst an alle die Enten glaubt, die er seinen Lesern auftischt.

Und über all diesem Summen und Schwatzen, Plaudern und Lachen, diesem Flirt und dieser Medisance, dieser Reibung von reizbaren Individualitäten schwebte die gesättigte, selbstbewußte Farbenpracht dieser einladenden, duftenden Räume, deren Thüren alle geöffnet waren, und deren Lichtglanz möglichst verstärkt war — die Schauspielerin liebte es, alles hell um sich zu haben. Das lüsterne, brennende Rot der Sammetdivans, die gleichsam blasierten, matten Töne der gelbbraunen, altdeutschen Stühle, das üppige Farbengewirr der tiefen, weichen Teppiche — daneben das glitzernde Silbergeschirr der Tafel, die blaue Rokoko-Fröhlichkeit des zierlichen Theegeschirres, das schwere dunkelbraune, von geschnitzten Atlanten getragene Gesims über den großen Flügelthüren — diese ganze farbensatte, formentrunkene

Welt blendete, reizte und schien gleichsam erst hervorgegangen aus den schillernden Paradoxen dieser geistreichen Köpfe und aus dem Lächeln dieser verführerischen Frauen.

Rothauser hatte auf einmal eine sonderbare Erinnerung — der Gedanke an die Studentenbude von Sievers fuhr ihm durch den Kopf, und an das Haus, wohin Weinlich ihn geführt hatte.

Indessen wurde die Stimmung immer angeregter — man begann zu trinken — die Stühle wurden zurückgesetzt — die Servietten flogen hierhin und dorthin — Delitzsch warf die seinige Frl. Lohinger an den Kopf, was sie ihm garnicht übel nahm; alle sprachen laut, lebhaft und mit lärmenden Gesten, die Damen lachten geräuschvoller wie je und begannen Geschichten, die anfingen: „Ach nein, das kann ich Ihnen doch nicht erzählen!“ worauf sie sie nach 2 Minuten richtig zum Besten gaben.

„Faktisch, Fräulein Pauli schläft jeden Nachmittag bis 4 Uhr,“ versicherte die Soubrette etlichen Herren: „das ist bei uns fast allgemein — ich selber stehe nicht vor 11 auf!“

„Und die Proben?!“

„Ah — das weiß man zu machen! Was glauben Sie — die Existenz beim Theater ist sehr anstrengend!“

Sie machte dabei eine ausdrucksvolle Geste nach irgend einer Himmelsrichtung hin. Man merkte ihr bisweilen die fast immer übertriebene Ausdrucksweise ihres Berufs — diese Schauspieler müssen, um sich allgemein verständlich zu machen, alles betonen, alles kräftig und nachdrücklich in Scene setzen — daher gewöhnen sie sich an eine permanente Exaltation der Nerven; sie sitzen immer da, dreiviertel ihrer Gestalt einem imaginären Publikum zugewandt, und essen, trinken und schreiben mit der Hast, wie sie das auf der Bühne gewöhnt sind — wo sie fortwährend ihren Dialog im Kopf haben,

während sie anscheinend das Vaterland retten oder den Wein und die Liebe besingen.

Delitzsch entsetzte indessen eine ihm gegenübersitzende, junge Sängerin durch fürchterliche Aphorismen über Kunst und Geschmack, die Lehwald mit mißbilligendem Achselzucken anhörte.

„Glauben Sie immer noch an den Idealismus des großen Henrik Ibsen?“ fragte ihn schließlich der junge Roué: „oder haben Sie Ihre Ansicht darüber geändert?“

„Herr von Delitzsch, Sie wissen ich meine nur insofern — Ibsen ist ja natürlich nicht vollkommen —“

„Wie sagten Sie? Verkommen — ja, da“

„Nein; ich meine: vollkommen —“

„Pardon — hatte nicht recht verstanden. Dr. Wallhof macht da unten einen so furchtbaren Lärm — was hat er nur? Ja, vollkommen ist nichts auf dieser Welt —“

„Nichts,“ fiel Steinberger salbungsvoll ein: „erst im Jenseits wird der Mensch ein Engel und bekommt zwei Flügel, während er sich hier oft mit einem Piano begnügen muß.“

Frl. Lohinger wollte sich über diesen „Witz“ halbtot lachen — sie vergaß sogar die Productionen des Dr. Wallhof, der den Damen die interessante Geschichte von jener alten Leipziger Wurstverkäuferin erzählte, der man viel Geld geboten hatte, wenn Sie anstatt „Heeße weeche!“ ausriefe: „Heiße weiche!“ — die das aber nur 2 Tage ausgehalten habe, und die von all ihren Kollegen und Bekannten mit Abscheu als Apostatin gemieden sei — er reproducierte das „Heeße weeche!“ mit solcher Stentorstimme, daß Helene ihn zur Ordnung rufen mußte.

Inzwischen geriet Rothauser mit Lehwald aneinander.

„Ibsens Größe liegt darin, daß er dieser degenerierten Zeit den Spiegel vorhält,“ behauptete der letztere: „das er ihr zeigt, wie erbärmlich sie geworden ist. In seinen

Dramen sieht man, daß das verlogene, moderne Leben für die Poesie gar keinen Raum mehr bietet, daß der mechanische Materialismus alles überwuchert hat."

Rothauser lächelte.

„Sie suchen Poesie nach ihrem Geschmack — natürlich finden Sie sie nicht! Weil unser Leben anders geworden ist, als in den Tagen der Romantik, sagen Sie es sei unpoetisch — wie können Sie das behaupten? Die Kämpfe und Arbeiten sind infolge der Konkurrenz großartiger, gewaltiger geworden, die Leidenschaften infolge des Luxus mächtiger und sinnlicher, die Ideen infolge des ungeheueren Stoffes umfassender und intensiver — und Sie behaupten, unser Leben habe keine Poesie?"

„Aber das was uns umgiebt ist so gewöhnlich und prosaisch — die Details unseres täglichen Lebens können uns garnicht inspirieren — alles ist eng und kleinlich geworden!"

Rothauser legte die Hand auf den Tisch — sein Auge blitzte. „Ich bezweifle das. Und als Schriftsteller sollte man garnicht sich auf diese Weise den Weg zur Gegenwart versperren Die riesigen Eisen- und Glashallen unserer Bahnhöfe, die luxuriösen Wiener Cafés, die elektrisch beleuchteten Straßen mit Asphalttrottoir — das alles ist dichterisch ebenso behandlungsfähig wie griechische Tempel und gotische Kathedralen. Bah — das erste, beste Blumenmädchen, das Sie im Café treffen, hat vielleicht in diesem wirbelnden, großstädtischen Leben mehr erlebt und empfunden, als die tiefsinnigen Größen des Klassicismus — fragen Sie sie nur!"

Es war während seiner Worte eine allgemeine Stille entstanden — man hörte den jungen Studenten aufmerksam an.

In diesem Moment schien er wirklich von einer ungestümen Inspiration ergriffen, nnd eine Flut origineller Gedanken rang in ihm nach Ausdruck. Delitzsch warf ihm einen achtungsvollen Blick zu. Im Stillen dachte

er: „Sieh, sieh, — ich hätte ihm so viel Ideen garnicht zugetraut. Die Leipziger Luft hat schon gewirkt.“

Waldstein ergriff Rothausers Partei und sprach seine Vorliebe für das Moderne ungescheut aus, man redete für und gegen, bis Steinberger aufstand und mit seinem gewöhnlichen, spöttischen Ausdruck rief: „Ja, wir haben eine moderne Poesie — aber wie sieht sie aus!“

Es entstand eine Pause. Niemand wollte den Naturalismus und das jüngste Deutschland in Schutz nehmen.

Dr. Wallhoff, den die Debatte überhaupt langweilte, trällerte unaufhörlich vor sich hin „Donna è mobile“, der Lieutenant begann wieder von seiner Polin zu erzählen — er hatte nämlich eine junge Sarmatin zur Geliebten, Valeska, eine Kellnerin im Café Straßburg an der Promenade — ein echtes polnisches Vollblut, toll und lustig, die ihn durch ihre endlosen Extravaganzen und Streiche fesselte. Rothauser kannte sie — wenn man Waldstein des Morgens besuchte, traf man ihn oft mit dem jungen Mädchen in bedenklichem Négligé, beide Cigaretten rauchend und Kaffee trinkend — ein eheliches Idyll, wie man es sich nicht moderner denken konnte.

„Ach, bitte, bitte erzählen Sie doch,“ bat Fräulein Lohinger, „ich höre so etwas zu gern.“

„Es bleibt ja unter uns,“ flüsterte ihre Kollegin, „zu Hause sagen wir's doch nicht!“

Beide quälten nämlich Delitzsch, er solle ihnen das neueste Kouplet aus dem „Roten Adler“ zum besten geben — sie interessierten sich sehr für solche Sachen. Der junge Mann spielte erst den Moralischen, schließlich gab er nach; und die Damen hörten mit Bewunderung das berühmte Lied: „Alma, Alma — wo mag das Mädchen sein?“, das damals anfing sein Glück zu machen. Den zweite Vers ließ er indessen aus guten Gründen weg. Schließlich verlangten sie, er solle ihnen eine

Improvisation à la Delcliseur am Klavier zum Besten geben — er sträubte sich mit Händen und Füßen: und zum Glück war ihm schon Jemand zuvorgekommen, der Opernsänger spielte einen ungarischen Tanz von Brahms — die wißbegierigen jungen Damen schwiegen. Sie hätten gar zu gern noch mehr gehört.

„Magst Du diese Musik?“ flüsterte die Schauspielerin ihrem Geliebten zu.

Rothauser schien in einer ungewohnten, träumerischen Stimmung. Diese ganze Luft hier stieg ihm zu Kopfe — der Wein hatte ihn erregt — er fühlte sich so seltsam glücklich in ihrer Nähe, in dieser berauschend schönen Welt.

„Es ist ein sonderbarer Rythmus, die Brahms'schen Tänze!“ antwortete er auf ihre Frage, „so zigeunerhaft leidenschaftlich, eine trotzige Wildheit, die doch melancholisch stimmt!“

Sie sah ihn an.

„Ja, ja, zigeunerhaft. Ich sehe immer Zigeuner vor mir, wenn ich diese Musik höre — sorderbar, nicht? Aber es geht mir bei allen musikalischen Eindrücken so — sie wirken zu lebhaft — es setzt sich alles sofort in Bilder um.“

„Ah, wirklich?! Was denkst Du Dir da z. B. bei Chopin?“

„Chopin? Zauberglänzende Romantik — Mondnacht auf einsamer Heide, zerrissene Wolken jagen am Himmel — zwei Reiter fliegen auf feurigen Rappen dahin, der eine ein Toter, der andere ein Lebender, den die Vernichtung einfordert. Und so —“

Helene sprach das mit halblauter Stimme, die Augen fast ganz geschlossen, als verfolgte sie die Visionen, die sie aus der Tiefe ihrer Seele heraufbeschwor — er fühlte

„Und Strauß?“

sich unheimlich berührt.

„Ah, modernes Heidentum — wienerisch tolle Lebenslust. Da sieht man glänzende Ballsäle, Seidenroben,

schimmernde Vorhänge, Champagnerkübel, verschwiegene Nischen — mit Sammetdivans und Gemälden à la Makart — das ist ungefähr die Plastik des Strauß'schen Walzers."

Sie brach ab — die Lohinger hatte ihr etwas „Schrecklich Wichtiges" mitzuteilen und winkte ihr mit dem Fächer.

„Seltsames Weib," murmelte Rothauser, ihr nachsehend, „ein unaufspürbarer Gedankengang! Man versteht sie nicht, je mehr man sie kennen lernt."

Delitzsch hörte, vor einer Vase stehend, die letzten Worte. Er lächelte. „Sei froh. Denn wenn Du sie begriffst, würde Dich das verderben."

„Das ist ein Rätsel."

„Ich kann es Dir jetzt nicht auflösen. Vielleicht — ach, wer weiß, wann und ob überhaupt? Denk an die Sphinx. -- Sie trägt sie nicht umsonst im Haar."

Rothauser sah einen Moment nachdenkend vor sich hin; dann ergriff er sein Glas.

„Ei was! laß uns trinken — das Leben ist schön, und die Welt ist ein Prachtwerk — ich bin so glücklich!"

„Ein Prachtwerk mit Goldschnitt!" fügte sein ironischer Freund hinzu, „leider bezahlt man es zu teuer — und der Naturalismus? Und Deine großen Werke?"

„Ah bah, der Naturalismus ist Unfug!" rief Rothauser, der bereits etwas getrunken hatte, „ich werde mich jetzt den Kuckuck viel um meine Arbeiten und Pflichten bekümmern! Ich will mich zunächst amüsieren! Stoß mit an — ich will mich nachher auf meine Kunstprinzipien besinnen!"

„Du hast ja schon gar keine mehr," sprach Delitzsch spöttisch, „puh, wozu quälst Du Dich mit Prinzipien ab? Sieh Dir den Dr. Steinhegen dort an — vor einem halben Jahre noch war er einer der unbändigsten Kämpen

des jüngsten Deutschland, er schrieb und tobte gegen die Litteraturpfaffen und geberdete sich als Weltmessias der Zukunft — und siehe da, niemand wollte ihn hören und ihn gut honorieren, trotz seines Skandals — da kroch er zu Kreuze und wurde klein, ganz klein — er weihräucherte Adolf von Herworth, unsern großen Litteraturkoryphäen an und fand Gnade vor seinen Augen — jetzt schreibt er ganz zahm und wird in allen Familienblättern hoch gepriesen. Denn über einen Sünder, der bekehrt ist, herrscht mehr Freude im Himmel, als über hundert Gerechte. Gehe hin und thue desgleichen."

Delitzsch beendete seinen satirischen Ausfall mit einer pathetischen Geste und einer kritischen Bewegung des Lorgnons. Rothauser lächelte, antwortete aber nicht.

Indessen proklamierte die kleine Lohinger „ob man denn nicht etwas tanzen wolle?" die Damen klatschten Beifall, und der Sturm brach los. Helene gab lachend ihre Einwilligung — man räumte auf, schob die Tische und die Teppiche zurück und warf verstohlene Blicke in den Spiegel. Die Flügelthüren wurden alle geöffnet.

„Delitzsch, setzen Sie sich ans Klavier!" kommandierte die Schauspielerin. „Sie sind doch zu faul zum Tanzen!"

„Zu gütig!"

„Was spielen Sie denn da? Wir wollen hier doch kein Menuet tanzen! Leben, Feuer! Fangen Sie an: die blaue Donau!"

Und der Walzer begann seine verlockenden Weisen — jener Walzer, auf dessen Tonwellen die Frauen mit geschlossenen Augen mit trunkenen Sinnen dahintreiben — jener Walzer, der uns von verlorenen Paradiesen, von der berauschenden Fröhlichkeit echter Lebenslust erzählt! In diesen süßen, klagenden Tönen suchen diejenigen, die nichts mehr glauben, nach den Melodien ihres verlorenen Glücks.

Der Tanz begann — ein wirbelndes Durcheinander von hellen Damentoiletten und den dunklen Gestalten

der Herren, wobei das Lachen und Plaudern nicht aufhörte, wenn man seitwärts an die Möbel stieß, oder ein kleines Tischchen umwarf, das im Wege stand.

Rothauser tanzte mit seiner Geliebten — und mit unwiderstehlicher Gewalt verfiel er dem sinnlichen Rausch dieses Tanzes. Das eigentümliche Schleifen, das dämonische Wiegen des Walzers, die berückende Nähe ihres Körpers, der sich an ihn anschmiegte, das Berühren dieser seidenen Stoffe, deren Parfüm ihm zu Kopfe stieg — seine Nerven zitterten, und sein Blut siedete im Rausche der Welt!

Und man mußte Helene Felsegg sehen, wenn sie tanzte. Sie hatte nichts von jener niederträchtigen Gleichgiltigkeit, mit der manches blühende, junge Mädchen den Walzer herunterhaspelt, als ob sie nichts dabei empfände — sie tanzte mit jedem Nerv ihres Körpers, mit jedem Gedanken ihrer Seele. Ihre Haltung schien nachlässig, und war doch verführerisch-graziös; in diesem Moment war sie imposant schön, eine Königin dieses bachantischen Tanzes. Mehrere Male machte sie eine Bewegung, als ob sie ihren Tänzer an sich pressen wolle — ihren Lippen entflohen Worte und Ausrufe, veranlaßt durch das ekstatische Entzücken, in dem sie schwelgte. Sie schien außer sich, wie verwandelt – ein anderes Wesen kam in ihr zum Vorschein — ihr bezauberndes Antlitz, ein wunderbares Gedicht von Jugend, Schönheit und Poesie, schien Jedem zu sagen, der sie erblickte: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Und das empfand Rothauser wohl — er war schon vollständig verfallen diesem Götzendienst der Schönheit.

Der Tanz war beinahe zu Ende — nur hier und da sah man noch rauschende Schleppen, fliegende Kleider, dunkel-erhitzte, atemlose Gesichter — manche fielen, noch taumelnd von dem wirbelnden Drehen, in die Stühle — der Staub lagerte sich um die Lichter und trübte die heiße, dunstige Atmosphäre.

Delitzsch berührte den Arm des jungen Lehwald, der neben dem Piano stand und die Tanzenden musterte.

„Sehen Sie diese Frauen!" sprach er, „keine Minute können sie ruhig bleiben, sobald sie die ersten Accorde des Walzers hören – ihr ganzer Körper bewegt sich — sehen Sie sie an, und sagen Sie dann noch, unser Leben sei ohne Poesie."

„Und glauben Sie, daß diese Poesie Rothausers Fach ist?" fragte Lehwald ironisch, „der Naturalist! Wissen Sie, welch eine eigentümliche Theorie er mir vorhin entwickelte?"

„Nun?"

„Er sagte, man brauche den Naturalismus garnicht immer auf den 4. Stand anzuwenden – es handelte sich darum, ihn aristokratisch zu machen! Wozu immer Plebejer, Kneipen und verlorene Mädchen beschreiben? Es sei ebenso schwierig, einen Salon naturalistisch zu schildern!"

„Hm — er hat ganz recht," erwiderte Delitzsch.

Mittlerweile hatten sich etliche Gäste verabschiedet — es war spät geworden. Man zog sich peu à peu zurück, „tropfenweise", wie Steinberger bemerkte.

„Alle Wetter!" rief Delitzsch, auf seine Uhr sehend: es ist schon —"

Die Schauspielerin legte die Hand auf seinen Arm.

„Pst! Seien Sie ruhig — proclamieren Sie unsere Unsolidität nicht aus. Versuchen Sie lieber jetzt häuslich zu werden!"

Delitzsch brummte ein unbestimmtes „Hm" und ging. Er sah die meisten Gäste schon unten auf der Treppe, und er lächelte ironisch, als er daran dachte, daß Rothauser, um kein Aufsehen zu erregen, sich scheinbar schon vorher verabschiedet hatte — er wußte, daß sie ihn bei sich behalten würde.

Sie eilte zurück in den Salon, wo sie ihn in der That traf — allein, inmitten der großen, glänzenden Räume — die Lichter brannten überall noch — das fröhliche Lachen, die abgesetzten Gläser, die unterbrochenen Walzermelodien — alles das schwebte noch in der Luft.

„Ah, das alles steigt mir zu Kopf!“ sprach Rothauser leise, den Kopf in die Hand stützend.

„Was denn?“ Sie setzte sich auf den Rand des Sessels, auf dem er saß, wobei sie den Arm um seinen Hals schlang und ihn mit einem sinnend ernsthaften Ausdruck auf die Stirn küßte.

„Alles — der Wein, die Musik, diese Menschen — es kommt mir alles so nervös vor.“

Sie lachte.

„Ah, Du mußt auch erst solche Nerven haben wie wir — dann kannst Du uns erst verstehen!“

„Verstehe ich Dich denn nicht?“

Sie sah ihn an und lächelte — er fühlte, wie er sie in seinen Armen hielt, das leise Zittern dieses blonden, bestrickenden Weibes, das sich an ihn anschmiegte, glühend vor Erwartung und mit dem Ausdruck verschlossener, plötzlich ausbrechender Leidenschaften. Sie wollte ihm etwas sagen — und doch konnte sie es nicht — alles in ihr war aufgelöst in Empfindung, Verlangen, in der unsagbaren Sehnsucht nach Glück — nach dem Glück sich hinzugeben. Sie preßte ihn an sich mit festgeschlossenen Lippen, mit glühend heißen Wangen — als wollte sie seine Seele aussaugen mit ihren Küssen und sein Leben ersticken in ihren Umarmungen.

Und er fühlte diesen berauschenden, zerfressenden, alles überwältigenden Einfluß der Frau — dies Lächeln, welches die Nerven des Mannes zerstört, sein Gehirn abnutzt und sein Leben allmählig zerreibt.

Auch in ihm erwachte die geheimnisvolle, nie endende Sehnsucht des Mannes, im Weibe alles zu suchen, was dem Leben Wert giebt, alles Hohe und Große, alles Schöne und allen Glanz der Poesie — diese Sehnsucht, welche tief in unserer Natur begründet ist, trieb diese junge, frische, kraftvolle Natur in ihre Arme — mit der Unwiderstehlichkeit des Magnets, welcher das Eisen anzieht. All unser qualvolles Ringen, unser Wühlen in den dunklen Rätseln des Daseins, unser Rütteln an den ewig verschlossenen Pforten — das scheint erfüllt

und beruhigt, wenn wir in weißen, weichen Armen träumen und die schönen, leuchtenden Augen der Geliebten küssen.

Rothauser fühlte das jetzt — er nahm das Glück, das sich ihm bot, noch für wirklich — er war noch jung und das Leben pulsierte für ihn noch voll und kräftig — der Rausch der Welt stieg ihm zu Kopf.

Er hat recht, der tiefernste Philosoph des Jahrhunderts, der das Weib das Meisterwerk der großen Ironie Welt nennt — als die Natur auf ein Mittel sann, um uns am sichersten an das Trugbild des Lebens zu ketten, erschuf sie das Weib.

XVI.

Am nächsten Morgen sandte Rothauser eine Anzahl der fertigen Bogen seines Romans zu Steinberger — um ihn um seine Ansicht darüber zu bitten. Dieser hatte ihm schon einen Verleger für seine erste Arbeit die „Städtischen Novellen" verschafft — und derselbe hatte sich erboten, auch eventuell den Roman in Druck zu nehmen — natürlich ohne alles Honorar, denn bei einem Anfänger .... Ohne Delitzsch hätte er ihn selbstverständlich überhaupt nicht genommen.

Gleichzeitig schickte er eine historische Erzählung, die er aus einer Anekdote aufgebauscht hatte, an das „Tageblatt", vielleicht konnte ihm das mit der Zeit auch Geld einbringen. Natürlich mit der Zeit ..... Es ging auch nicht so recht vorwärts mit dem Arbeiten.

Denn merkwürdigerweise, er brauchte jetzt viel mehr Geld wie im Anfang. Diese elegante Existenz kostete allerlei. Der Verkehr mit Theatermitgliedern, gelegentlich Champagner, Handschuhe, Logenplätze, Ausflüge zu Wagen — das summte auf. Indessen konnte er sich immer an Delitzsch wenden, der stets Geld hatte.

Dieser hatte ihm gleich in seiner chevaleresk-nachlässigen Manier seine Kasse zur Verfügung gestellt, indem er hinzufügte: „Du weißt, wenn Du einmal Krach kriegen solltest mit Deinem Alten wegen Deiner litterarischen Pläne — rechne nur auf mich —"

Er begab sich also am Nachmittag in der Absicht eines kleinen, studentischen Pumps zu ihm.

„Herr v. Delitzsch ist ausgegangen!" versicherte ihm Martha, als er am Königsplatz erschien: „aber kommen Sie nur herein — er hat eine Karte für Sie zurückgelassen."

„Wie geht es Ihnen denn, Fräulein?" fragte Rothauser, nachdem er die paar Zeilen gelesen hatte — Delitzsch bestellte ihn gegen 9 ins Café Bismarck auf der Grimmaischen Straße. Er sah die hübsche, brünette Kleine aufmerksam und lächelnd an — er hatte stets von vornherein eine merkwürdige Freundschaft und eine Art Interesse für dies Geschöpf empfunden, das liederlich war, ohne jemals gemein zu sein, und die immer heiter und liebenswürdig blieb.

„Danke, leidlich," gab sie zurück: „und Sie? Ach, wenn Sie nur nicht soviel trinken wollten — gestern habe ich wieder 2 Champagnerflaschen und 3 Flaschen Rotwein, alle leer, aus Hans seiner Stube herausgeholt — wie können Sie nur so viel trinken?"

Er lachte.

„Bah — man ist nur einmal jung — Sie haben doch selbst oft mitgetrunken, Fräulein Martha."

Sie nickte.

„Ja, gewiß — wenn es ihm nur bekömmt!"

„Aber setzen Sie sich doch, Herr Rothauser!"

Er ließ sich in der Nähe des Schreibtisches nieder und sah auf den bereits erleuchteten Platz hinab — die Dämmerung des Winterabends hüllte das Zimmer schon in Halbdunkel — die Gestalt des jungen Mädchens war kaum zu unterscheiden zwischen den hellen Crêmegardinen des Fensters, an dem sie lehnte. Sie sah sehr verführerisch aus in ihrem eleganten Kleide und der gestreiften Taille — seitwärts am Halse trug sie eine kokette, weißseidene Schleife — Rothauser fand sie sehr hübsch. Seine bereits zügellos hin- und herfahrenden Gedanken verirrten sich einen Moment sehr weit; aber er bedachte, daß sie die Geliebte seines Freundes war.

„Es thäte Ihnen also sehr leid, wenn ihm etwas zustieße?" fragte er.

Sie sah ihn an.

„O, Sie wissen doch, wie lieb ich ihn habe," antwortete sie leise, gleichsam zaghaft — fast unhörbar schwebte das Wort durch die üppige Sinnlichkeit dieses Zimmers — als ob etwas Reines, Unberührtes darin läge, das noch nicht entweiht sei von dem Hauche dieses wilden Lebens.

Sie strich mit einer hastigen Bewegung das Haar aus der Stirn.

„Sie wissen ja — er ist bisweilen ein so sonderbarer Mensch, Hans — fast alle fürchten sich vor ihm — und er ist auch meistens so hart gegen andre — aber zu mir war er immer so gut! Immer bringt er mir etwas mit, oder führt mich ins Theater — Sie müssen ihn doch auch selbst sehr gern haben? frug sie abspringend und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ja, ja, gewiß," murmelte er hastig — ein sonderbares Gefühl stieg in ihm auf — es war eine Art Beschämung bei der Empfindung, von welch zweifelhafter Qualität seine Freundschaft eigentlich sei.

Auf einmal lachte Martha hell auf.

„Die Grete!" rief sie — ein plötzlicher Gedanke schoß ihr durch den Kopf: „die Grete war neulich wieder

hier und frug nach Ihnen. Haben Sie sie garnicht wiedergesehen?"

Rothauser lächelte in Erinnerung an sein früheres Liebesabenteuer.

„Ja, ja, ein paar Mal — im Café français."

Er hatte garnicht mehr an dies Mädchen gedacht, das sich ihm damals im Rausch ihres Liebesbedürfnisses an den Hals warf — die Geschichte kam ihm jetzt sehr schülerhaft vor. Übrigens hatte er nachher erfahren, daß diese Freundin von Martha schon eine ganze Menge ähnlicher Liebhaber gehabt habe.

Martha fuhr fort.

„Wir treffen uns jeden Nachmittag im Café Hennersdorf im Gewandgäßchen, da sind alle Freundinnen von mir — wir trinken da immer eine Tasse Chocolade. Aber Sie werden sich ja jetzt wohl garnicht um sie kümmern — Sie sind ja sonst beschäftigt — mit der schönen Felsegg," Sie lächelte verständnisinnig.

„Was wissen Sie davon?" frug Rothauser nachlässig.

„Pah — das wissen wir immer! Warten Sie — die Mutter ruft!"

Sie eilte hinaus.

„Merkwürdig, daß die noch so quasi anständig geblieben ist," murmelte Rothauser. Er kannte die eigentümliche Weise, wie Delitzsch mit der hübschen Martha erst intim geworden war.

Frau Rothe nämlich, ihre Mutter, Delitzsch's Zimmerwirtin, hatte im Anfang, als der elegante und anscheinend sehr reiche Student bei ihr Wohnung nahm, versucht, ihn mit ihrer verführerischen Tochter „'reinzulegen". Martha sollte ihm in berechneter Weise entgegenkommen, und wenn dann die Sache zum Klappen käme, sollte die Mutter sie verabredetermaßen in der bekannten Situation überraschen, und dann hieß es: „Entweder Heirat — oder eine gehörige Summe als Schweigegeld gezahlt!"

„Übrigens ein Kniff, der in den Universitätsstädten häufig vorkommt!" versicherte ihm Delitzsch, als er ihm diese Geschichte erzählte.

Diesmal hatte nur Martha auf ihre Rolle verzichtet. Sie hatte sich Hals über Kopf in das blasse, vornehme Gesicht des jungen Mannes verliebt, und als er eines Abends zu Haus war, kommt sie in sein Zimmer, ängstlich, beinahe zaghaft und erzählt ihm alles . . . .

Er sah sie aufmerksam an. Dann nahm er sie in seine Arme, küßte sie und sprach Worte zu ihr von einer leidenschaftlichen, tiefen Innigkeit — Worte, in denen sich noch die ganze, ursprüngliche Glut und Kraft seines Wesens zeigte — er sagte ihr, daß er sie liebe.

Dies Verhältnis bestand seit etwa 5 Monaten, und er hatte sie noch immer sehr gern.

„Das ist eine besondere Species, meine kleine Martha!“ versicherte er Rothauser mit jener anscheinenden Frivolität, die in Wahrheit gar keine war: „weißt Du: Keuschheit in der Sinnlichkeit! Wenn sie sich hingiebt, macht sie immer den Eindruck, als ob sie all diese Dinge garnicht kennte — da liegt ein seltsamer Reiz drin! Wenn ich ihr Untreue gegen mich vorwerfe, fängt sie an zu weinen — und wenn ich sie quäle, indem ich ihr von anderen Damen meiner Bekanntschaft erzähle, dann sieht sie mich erst eine ganze Weile mit ihren großen, dunklen Augen an und schließlich fängt sie an, zu lachen — ich höre sie zu gern lachen!“

Diese würdige Mutter übrigens — Rothauser kannte sie — war eine äußerst respektvoll aussehende Matrone mit schon ergrautem Haar und einem immer freundlich lächelnden Gesicht, die Jedem gern etwas angenehmes sagte — nur mit Martha stand sie schlecht.

Diese frühreifen Töchter der Großstadt lassen sich nicht viel mehr sagen, auch von ihren Eltern nicht — sie wissen zu viel. Martha erzählte ganz unbefangen und mit einer Art Stolz: „Pah — mit 14 Jahren hab' ich schon alles gewußt.“ Sie erhitzen ihre Phantasie durch die gierig verschlungenen Produkte der Leihbibliothek und durch ihre gegenseitigen Unterhaltungen, wenn sie Stunden lang nachmittags im Café zusammensitzen — das ist epidemisch bei den Leipzigerinnen. Und

sie können auch keinen Respekt vor ihren Eltern haben, die sich in echt bürgerlicher Weise in der Familie niemals Zwang auferlegen und sich alle möglichen Gemeinheiten an den Kopf werfen, wenn sie erregt sind. Ein paar Tage nach ihrer Konfirmation hatte Martha in einer Schublade ihrer Mutter ein rot brochiertes Buch gefunden, das sorgsam unter Wäschestücken versteckt war: „Die Schuld des Pfarrers Mouret von E. Zola.“ Man kann sich denken, wie diese Entdeckung und diese Lektüre auf das junge Mädchen wirkten.

Rothauser unterhielt sich noch etliche Zeit mit ihr — sie wirkte immer so sonderbar beruhigend auf ihn „pah, das ist weiter nichts als ein einfacherer Typus, aber im Grunde dieselbe Geschichte,“ dachte er, mit Beziehung auf die Felsegg, dies flammenheiße Geschöpf, bei der alle seine Nerven immer zum Reißen gespannt waren. Wie ganz anders war doch seine Liebe! Es lag echte, farbenüppige Poesie darin – schon der Gedanke, daß dies stolze, leidenschaftliche, hochbegabte Weib ihm, ihm ganz allein gehörte, hatte etwas Berauschendes.

Er bekam beinahe ein Gefühl von Mitleid für Delitzsch, der sich mit Grisetten und Chansonettensängerinnen beschäftigte.

„Leben Sie wohl, Fräulein Martha!“ rief er dem jungen Mädchen zu, seinen Hut und seine Handschuhe nehmend: „soll ich Hans von Ihnen grüßen?“

„Ja, bitte,“ rief sie eifrig, in der Thür stehend: „und kommen Sie nicht so spät nach Hause!“

„Wollens versuchen,“ erwiderte er lachend und ging die Treppe hinab.

Er begab sich ins Café Bismarck.

Dies bei Studenten und Philistern gleich beliebte Lokal lag in der Grimmaischen Straße — eine Art Mittelding von Wiener Café und Studentenkneipe, mit französischen Zeitungen und akademischen Kellnerinnen, mit Marmortischen nnd schauderhaft gepinselten Portraits von allerlei Fürstlichkeiten — sogar eine Art Buffet

war da, dessen Mamsell wegen ihrer Häßlichkeit in ganz Leipzig berüchtigt war.

Rothauser traf zu seiner Überraschung Delitzsch in Gesellschaft von Sievers und Weinlich, die er offenbar nur zufällig da getroffen hatte, denn aufgesucht hätte er sie gewiß nicht.

„Du, Elsa hat schon nach Dir gefragt," bemerkte ihm Sievers nach der ersten Begrüßung: „sie sagte — ah, da kommt sie."

Elsa war aus der Drachenhöhle in das Café Bismark übergesiedelt, und erkundigte sich stets angelegentlich nach Rothauser, den sie immer noch „riesig gern hatte", wie sie seinen Kameraden versicherte. Sie hatte sogar seinetwegen die verlockenden Anerbietungen eines älteren Mediciners, der schon Examen gemacht hatte, ausgeschlagen. Jetzt kam sie eilends herbei — sie sah garnicht übel aus in ihrem feschen Kellnerinnenkostüm: weiße Schürze, Gretchentasche an der Seite, die Locken in der Stirn — sie trug jetzt sogar eine rotseidene Taille, die bei ihrem Geschäft natürlich höchst unpraktisch war, aber sofort die Blicke der Männer auf sie zog.

Sie blickte Rothauser mit einem schmachtenden Augenaufschlag an — aber dieser sah kaum hin und verlangte trocken ein Münchener.

„Die Weiber und immer die Weiber!" murmelte er verdrießlich — aber er sprach diese Worte doch mit einer großen, inneren Genugthuung.

„Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie sich mit ihr einlassen," sprach Weinlich halblaut: „ich glaube, sie ist nicht ganz gesund mehr."

„Denke garnicht daran — aber wie kommen Sie darauf?"

„Hm — diese verdächtigen, roten Arme — und dann ist sie immer heiser — man könnte sich da 'was abholen. Übrigens hat sie in den letzten 14 Tagen privatisiert — da wird sie schön gebummelt haben."

„Es ist eine sündhafte Welt, Kinder," seufzte Sievers in seiner breiten Manier — er hatte diesmal wirklich einen moralischen Kater: „da sitzt man und säuft — und säuft immer weiter — da versäuft man den sauren Schweiß seiner Väter — und"

Delitzsch unterbrach ihn lautlachend.

„Ausgezeichnet, Herr Sievers! Der Witz ist kostbar — auf den komme ich Ihnen einen Ganzen. He, Elsa!"

Sievers fuhr betrübt fort.

„Ach, wissen Sie, auf die Dauer — es ist immer ein schauderhaftes Leben, man kommt zu nichts — wenn man ins Examen steigen soll, ist der Leim da — da thut Einem dann die Zeit leid, die man verbummelt hat."

Er schob wehmütig sein Glas etwas zurück und starrte in die Gasflamme. Rothauser lächelte höhnisch.

„Wenn du nicht mit Zweck und Absicht bummelst, wäre es auch besser, Du ließest es," sprach er achselzuckend, „man muß ganz bei der Sache sein."

„Na, hör mal — das sind ja nette Ansichten! Du bist aber schön versumpft — wenn ich bedenke, im Anfang, wo Du so solide lebtest!"

„Na, sehr solide habe ich wohl nie gelebt," bemerkte Rothauser kühl, der immer durchaus für einen Roué gelten wollte. Er hatte stets große Furcht, daß man ihn für tugendhaft oder arbeitsam hielt, was er für gleichbedeutend hielt mit philiströs — er mußte doch zeigen, daß er das großstädtische Leben jetzt kenne!

Am Nebentische hauste eine Gesellschaft älterer Spießbürger, die seit 3 Stunden einen bandwurmartigen Skat spielte, und die zuweilen Elsa mit allerlei morschen Galanterien heimsuchte — sie wies sie aber immer sehr unzweideutig zurück. Da waren ihr die Studenten schon lieber.

„Was macht denn Hofmann jetzt?" fragte Delitzsch.

„Ach, der liegt im Korbe. Ist scheußlich herunter — hat furchtbar viel gepaukt in der letzten Zeit. Der Kerl hat gar kein Blut mehr im Gesicht; er soll neulich vor der letzten Mensur 58 Herzschläge gehabt haben in der Minute — eine fabelhafte Schwäche."

„Na, hören Sie mal, das kann aber gefährlich werden."

„Er verlangt nie Suspendierung — ich glaube, einmal bekommt es ihm auch schlecht!"

„Da sehen Sie, was ist das nun für ein Unfug, diese Paukereien soweit zu treiben," mischte sich Weinlich ein, „mancher ruiniert doch seine Gesundheit für immer."

„Sie negieren wohl das Kouleurwesen überhaupt?" fragte Delitzsch, langsam eine Cigarette ansteckend.

„Gewiß!"

„Natürlich — Sie negieren ja alle Elemente des modernen Lebens eo ipso! Aber erlauben Sie mir, haben Sie vielleicht gedient?"

„Nein — ich bin auf meine Augen hin freigekommen. Bin auch sehr froh darüber."

„Selbstverständlich — Sie können das ja auch nicht brauchen. Ich will Ihnen sagen, wozu das Kouleurwesen wenigstens gut ist — wir behalten in unserer ganz und gar zerfahrenen Gesellschaft noch etwas Nationales — den jungen Leuten, die direkt von der Schule kommen, wird da eingepaukt, wie sie im Leben zu verfahren haben, um sich und ihrer Nation eine anständige Stellung zu verschaffen — und vor allem anständig von ihr zu denken, hören Sie — und nicht diesen Unsinn von Kosmopolitismus und allerhand vague politische Ideen einzuatmen, wie sie der oberflächliche Liberalismus ja in allen Schichten verbreitet hat."

Weinlich fuhr nervös mit beiden Händen hin und her. „Sie werden sehr bald sehen," sprach er, „was man in kurzer Zeit von Vaterland, Nation und all' diesem eindressierten Chauvinismus zu halten hat! Das Volk weiß nichts davon, das Volk sieht in den Studenten und der Plackerei des 3jährigen Militärdienstes etwas ganz anderes, nämlich —

Er hielt plötzlich inne und sah Delitzsch aufmerksam an.

„Was beliebt?“ fragte der junge Mann spöttisch, „vollenden Sie nur — ich kann Sie versichern, ich werde mir nicht die Mühe nehmen, die Stimmung der Massen zu untersuchen, die niemals Urteile haben, sondern nur Kraft. Es handelt sich einfach darum, diese Kraft zu zähmen — und man hat sie gezähmt.“

„Hm — wie lange? Warten Sie nur — Jedenfalls unterschätzen Sie gewisse Elemente des nationalen Lebens bedeutend.“

„Des nationalen Lebens! Mein werter Herr Weinlich, geben Sie sich erst die Mühe, sich das genauer anzusehen,“ bemerkte Delitzsch mit seiner kühlen Gelassenheit. „Sie und alle Ihre Gesinnungsgenossen, was wissen Sie denn davon? Ich bin in einem deutschen Korps gewesen und habe in einem deutschen Regimente gedient — und ich werde wohl besser Bescheid wissen, was national ist und was nicht. Ich gehöre Ihrer Theorie nach nicht zum Volke, nicht wahr? Aber die heimatlosen Fabrikarbeiter der Großstädte, die Sachsengänger aus Polen und Galizien — diese Leute wären so Ihr Ideal, nicht?“

„Ja,“ rief Weinlich mit dem ganzen, verbissenen Ausdruck eines Menschen, der weiß, daß seine Sache schlecht steht, „ja, denn Sie sind dem Volke entfremdet, Sie haben nichts mehr von seiner Denkart —“

„Wieso? Es fällt mir nicht ein, Sie über meine Denkart aufzuklären — jedenfalls würde ich mich bedanken, sie mit diesem Gesindel zu teilen. Wer ist mehr zu Hause auf diesem Boden, ich oder Jene? Seit dreihundert Jahren hat meine Familie Grundbesitz in allen niedersächsischen Landstrichen. Ich sage Ihnen das, um Ihren Standpunkt zu kennzeichnen. Bevor Sie der anderen Partei irgendwelche Konzessionen machen, lassen Sie sich lieber ein mit — heimatlosen Landstreichern, und behaupten, das sei das wahre Volk!“

„Kinder, nun zankt Euch nicht,“ mahnte Elsa ganz

burschikos, „laßt doch den Quatsch und trinkt lieber eins. Prosit!“

Rothauser hatte den Disput mit einigem Erstaunen angehört — es war ihm immer aufgefallen, welch seltsamen Konservatismus Delitzsch, der sonst alles zersetzte, in nationalen Angelegenheiten bewies, wie er in der Politik sehr feste Ansichten hatte. Er wußte nicht, daß das weiter nichts war als ein Symptom der Race, ein Aufwallen des Blutes — vor allem ein tiefgewurzelter, natürlicher Widerwille gegen die Halbheiten und Unwahrheiten des Liberalismus und der Demagogen.

„Martha läßt Dich grüßen,“ wandte er sich jetzt an ihn, um das Gespräch abzulenken, „weißt Du, daß Du eigentlich sehr zu beneiden bist um diese Martha?“

Er sah ihn nachdenklich an.

Weinlich horchte auf — aber sein Gesicht veränderte sich nicht.

Delitzsch lächelte.

„Nun — und Du?“

Rothauser antwortete nicht sogleich. Er bot Elsa, die sich an seine Seite gesetzt hatte, anstandshalber ein Glas Bier an — im Grunde schmeichelte ihm die Anhänglichkeit des Mädchens doch.

„Na, was haben Sie denn da noch? Da in dem gelben Umschlag — ach was, zeigen Sie doch her!“ Famos —!“

Sievers verhandelte mit einem alten, ausgetrockneten Hausierer, der ins Lokal getreten war und neben allerlei Crayons, Taschenbürsten, Messern und Kämmen auch noch Waare führte, die speziell für junge Leute bestimmt war. Er sah sich vorsichtig um und zog dann allerhand kleine, gelbe Hefte heraus; „die Bekenntnisse einer Amerikanerin“ war das erste — Cochonnerie-Lektüre von der gepfeffertsten Sorte.

Die ganze Gesellschaft fiel mit Gier darüber her — Rothauser kaufte sofort ein Heft, eigentlich auch blos aus Renommage. Sievers und Weinlich lasen in der höchsten Spannung die ersten Seiten. Merkwürdiger-

weise machte sich die Kellnerin noch am anständigsten, sie warf einen Blick auf die saubere Ware und sagte gelassen: „Pfui Teufel, wie könnt Ihr nur solches Zeug lesen?“

„Ja mein Kind,“ erwiderte Delitzsch mit seiner Selbstironie, „so sind wir von die gebildeten Leut'.“

„Uije,“ machte Sivers, der vor Entzücken stöhnte bei Auffindung etlicher besonders schöner Stellen, „Du, Fritz, das Ding mußt Du mir 'mal mitgeben — aber ich sage Euch, neulich hab' ich was gehört, ein Kouplet im Café Rappelsberg am Königsplatz, das war großartig —“

Und er gab zwei Strophen zum Besten, deren Inhalt so unzweideutig war, daß er in einer Gesellschaft halbwegs gebildeter Hausknechte hinausgeworfen wäre. Alle brachen in ein wieherndes Gelächter aus. Rothauser hielt sich für verpflichtet zur Revanche das Neueste vorzutragen, was er im „Roten Adler“ gehört habe von Fräulein Emmy, weißt Du, die damals —“

Es war ein Couplet, dessen Refrain lautete:

Auf einem Dach zwei Kater
Die sitzen lange schon,
Der eine ist der Vater,
Der andre ist der Sohn.

Dieser Blödsinn gefiel allgemein. Man klatschte Bravo und sang es nach, wobei mit den Stühlen geschaukelt wurde. Fräulein Elsa lehnte sich bereits zärtlich an Rothausers Schulter — die Stimmung stieg.

„Du hör mal, wenn die Felsegg Dich hier sähe!“ sprach Delitzsch mit dem Finger drohend, „aber die Gardinenpredigt!“

„Bah — und wenn? Was wäre dabei — ich will doch meine Freiheit behalten!“

„Überhaupt die Weiber!“ fiel Sievers ein, der gern auf die Frauen raisonnierte und daher stets „im allgemeinen“ sprach: „nichts wie Süßholzgeraspel! Quatsch und Redensarten der ganze Kram, den sie von sich geben! Da hab ich neulich auf einem Philisterball, wo ich war,

einen solchen Florbesen (er liebte diese veralteten studentischen Ausdrücke) eine ganze Stunde lang über Lessing und über die Schönheiten der griechischen Kunst reden hören! Herr Gott, hab ich im Stillen gegähnt! Wer kann denn so'n Zeug anhören? Ne — da ist's doch besser, man hält sich an das Reelle, das sie einem bieten und läßt sie dann laufen. Prosit!"

Er lachte geräuschvoll und stürzte einen Halben hinunter. Rothauser fühlte sich doch etwas angewidert von dieser offenkundigen Bildungsbarbarei, die aber unter den Studenten ganz allgemein war.

„Neulich hat Einer bei uns einen langen, politischen Schmus losgelassen," fuhr Sievers fort: „das war großartig — der Kerl hat's aber den Freisinnigen und Juden ordentlich gegeben."

Er warf einen Seitenblick auf Weinlich.

„Ja, ja," meinte dieser affektiert kühl: „die ganze politische Weisheit der Kouleurs liegt darin, auf die Juden zu schimpfen. Dabei besteht, wie man mir sagte, Ihre Kartellverbindung „Teutonica" fast nur aus Juden — man behauptet sogar, sie hielten sich nie mehr wie einen Renommierchristen."

Das Faktum war richtig, und diese Verbindung war sogar sehr respektiert — sie hatte viel Geld, und diese Juden, auf die jeder ehrbare, germanisch-christliche Jüngling unter Seinesgleichen schimpfte, wurden mit Vorliebe angepumpt.

„Wie ist mir denn," fuhr Weinlich fort, der stets mit einer unverkennbaren Genugthuung auf die Kouleurs stachelte, „das ist ja wohl auch eine hiesige Verbindung gewesen, die neulich beinahe in corpore suspendiert war, weil ungefähr alle von verdächtigen Krankheiten angesteckt waren, und man nicht mit ihnen auf Mensur gehen wollte? Eine nette Illustrierung der programmmäßigen „sittlichen Erziehung" welche die Kouleurs ihren Mitgliedern angedeihen lassen wollen!"

„Herr Weinlich!“ Sievers wollte aufbrausen.

„Ich spreche natürlich ganz im allgemeinen,“ bemerkte der Andere mit dem ironischen Pathos, das er zuweilen hatte, „ich habe das nur von Rauchwald gehört — ich glaube, ein Fachgenosse von Ihnen, der jetzt in seinem 11. Semester noch keine Ahnung davon hat, daß es einen französischen Historiker Namens Taine, und einen Staatsmann, Namens Gambetta, gegeben hat.“ Er lachte verächtlich und zugleich befriedigt auf — seine satirische Laune hatte sich entladen; sein Gegner war verstummt. Weinlich hatte in seiner Art ebensoviel Talent zum Juvenal wie Delitzsch.

Dieser Rauchwald war in der That ein Typus unter den Studenten — eine bodenlose Verkommenheit, die in diesem Falle den Ruin einer ganzen Familie nach sich zog. Sein Vater war Rektor eines Gymnasiums in irgend einer kleinen, schlesischen Stadt und bezog 2100 Mark Gehalt jährlich — außerdem hatte er noch zwei Töchter und einen Sohn, der als Einjähriger diente. Wie das Problem dieses Lebens gelöst wurde, war für jeden Nachdenkenden interessant.

„Haben Sie den Aufsatz über den französischen Socialismus schon angefangen, von dem Sie mir sprachen?“ rief auf einmal Weinlich zu Rothauser hinüber.

Delitzsch stutzte.

„Willst Du über den Socialismus schreiben?“ fragte er seinen Freund gedehnt.

Rothauser war etwas verlegen.

„Ja, ja,“ erwiderte er zögernd, es ist nur eine Art litterarhistorischer Arbeit — vielleicht daß ich sie in den „Nachrichten“ oder sonstwo anbringe — ich interessiere mich sehr für diese Sachen.

„So, so!“ machte Delitzsch. Er sah etwas überrascht aus. „Wie kommt er auf diese Ideen?“ dachte er im Stillen.

Sievers hatte wieder eine Rede auf die Juden begonnen — als er merkte, daß niemand so recht zuhöre, legte er sich aufs Trinken, und ließ sich von Elsa den Knobelbecher bringen. Rothauser mußte ihm bei dieser geistreichen Unterhaltung Gesellschaft leisten. Er fing mit Elsa einen sehr animierten Dialog an — sie war doch eigentlich gar nicht übel. Und sie schmiegte sich so zärtlich an ihn und unterhielt ihn in ihrer akademisch-ungenierten Weise so ausgezeichnet, daß er mehrere Male laut auflachte.

„Neulich war eine ganze Gesellschaft da!“ erzählte sie, „schon gegen 1 — die haben eine Zeche gemacht von 120 Mark so viel haben sie getrunken! Herr Gott, war das fidel! Ich habe wohl allein an die 6 Flaschen Burgunder getrunken.“

„Na, na!“ machte Rothauser zweifelnd.

„Faktisch!“ bemerkte sie eifrigst, „es ist wahr! Da hab' ich auch was verdient! 50 Pfg. von jeder Flasche Wein und eine Mark von jeder Flasche Sekt!“

„Ja, die Elsa kann was vertragen!“ bestätigte Sievers, „das ist ein altes Sumpfhuhn! Sechs Flaschen Burgunder — Donnerwetter! Das heißt ich könnte es auch noch!“

„Renommist,“ lachte Rothauser, „was Du kannst, kann ich auch leisten.“

„Oho, unmündiger Fuchs,“ ließ sich Sievers vernehmen, „blamier' Dich nicht!

Er legte schon ganz erschöpft seinen Arm um einen Stuhl — dann begann er von neuem Weinlich seine Ideen über die Ausrottung der Juden darzulegen, wobei er immer weiter trank. Dieser erklärte, das sei alles Unsinn und widersprach ihm heftig — schließlich schrien sie ganz laut gegen einander an.

Elsa hatte ihren Kopf zärtlich an Rothausers Schulter gelegt und begann in seinen Armen einzuschlummern, den Körper halb über sein Knie gelegt — Delitzsch betrachtete sie kritisch durch das Lorgnon, während Rothauser eine längere Rede begann: „Der Naturalismus ist die Richtung der Zukunft —“

„Hol' Dich der Teufel," rief Jener: „verschon' uns um Himmelswillen mit Deinen Überzeugungen! Hör nur, wie Elsa schnarcht! Ich wittre, wittre Morgenluft!"

Er sah auf seine Uhr. Es war gegen halb 2. Der Kellnerin waren in der That vor Müdigkeit die Augen zugefallen — von 9 Uhr morgens an mußte sie im Geschäft sein, immer trinken, animieren und vergnügt bleiben — sie fiel stets beinahe um, wenn es Schluß war.

Indessen kam noch ein Trupp Gäste — ältere Philister, die offenbar schon viel getrunken hatten und etwas Niederschlagendes haben wollten. Elsa raffte sich auf und brachte den verlangten Kaffee.

Die Studenten riefen gleichfalls nach Kaffee — ihre Trunkfertigkeit begann ihnen selbst bedenklich zu werden. Sievers und Weinlich verabschiedeten sich bald und verließen wankend das Lokal, nachdem der Erstern seinem Freunde nochmals versichert hatte: „Es ist ein Hundeleben — da sitzt man und säuft —"

Rothauser schob ihn hinaus. „Diese Sentimentalitäten" machten ihm viel Spaß.

„Puh, ist das Leben langweilig!" seufzte Delitzsch, gedankenvoll Elsa ansehend, die ihn mit ihren schläfrigen Augen anblinzelte

„Eine nette Gesellschaft!" murmelte Rothauser, den Studenten nachsehend; „entweder sind sie betrunken — oder sonstwie krank, oder sie haben den Kater, moralisch und physisch — und dann schwärmen sie noch 10 Jahre lang von ihrem frischen, fröhlichen Burschenleben."

„Hm — das ist eigentlich das Beste dabei," bemerkte Delitzsch: sie bilden sich ein, Virtuosen des Genusses zu sein während sie keine Ahnung von wirklichem Genießen haben — sie haben ja garnicht die Bildung dazu! Was willst Du — im Grunde bleiben sie immer Philister — wenn Einer eine Liebschaft mit einer Kellnerin anfängt, wird er so sentimental, so familiär-gemütlich, das ist echt deutsch — und nachher nach dem Examen, da werden alle diese Leute sehr zahm, oh, so zahm! Nein, das ist nicht die richtige Manier!"

„Ja," rief Rothauser beistimmend: „von Genuß, von Kunst, von Liebe, überhaupt von allem wirklich Lebenswerten haben sie keine Ahnung! Sieh, ich bin sehr froh, daß ich durch meine Verbindung mit der Felsegg aus dieser ganzen Sphäre heraus bin."

Er warf den Rest seiner Cigarette weg und fuhr nach einer Weile mit beinah begeistertem Gesichtsausdruck fort: „Ich bin so glücklich geworden durch sie! Sie ist eine so hochbegabte und im Grunde doch reine und edle Natur! Ich glaube, sie hat überhaupt vorher noch nicht gewußt, was wirkliche Liebe ist — ihr Gefühl ist so intensiv, so leidenschaftlich —"

Delitzsch horchte hoch auf. Und das dämonische Verlangen stieg in ihm empor, diese ganzen Illusionen mit einem Schlage zu vernichten — er hatte dieser Versuchung, anderen moralisch auch ihr Letztes zu entreißen, nie widerstehen können. Unbewußt war er gezwungen, seine eigenen Qualen an anderen zu wiederholen.

„Ja," wiederholte Rothauser: „ihr ganzes Benehmen zeigt, daß sie von der gewöhnlichen Gemeinheit des Lebens sehr wenig kennt —"

„Wenn Du ihre früheren Liebhaber in diesem Punkte fragst," bemerkte Delitzsch kühl: „werden sie Dich vielleicht anders instruieren — mein Bester, ehe man sich auf die Höhen des Daseins hinaufarbeitet, muß man Manches mit in den Kauf nehmen."

„Ihre Liebhaber?" fragte Rothauser verblüfft.

„Na natürlich! Hast Du denn geglaubt, Du wärest der Erste gewesen bei Helene Felsegg? Das war wohl nicht Dein Ernst? — O sancta —"

„Hans! —" Rothauser schlug erzürnt mit der Hand auf den Tisch.

„Bitte, sei ruhig," sprach Delitzsch mit eisiger Kälte: „wir sind doch keine Leute, die sich um solcher Lappalien willen incommodieren! Die Liebschaften einer Soubrette! Übrigens kann ich Dir, wenn es Dir Vergnügen macht, leicht die Liste liefern."

Und er begann einen Katalog, den Rothauser mit

zusammengepreßten Lippen, mit zu Boden gesenkten Augen anhörte. Er sagte nichts, aber sein Gesicht war ganz blaß geworden.

Delitzsch ersparte ihm nichts. Er begann mit sich selbst, dann kam ein Rittmeister von den braunschweigischen Husaren, dann ein reicher junger Hamburger, der ungefähr ein halbes Jahr lang jeden Morgen 2 Stunden vor ihrem Fenster flanierte, ehe er Gnade fand vor ihren Augen — dann kam Berlin: der hübsche Gesandtschaftsattaché: „den hat sie schön gerupft — er hatte aber auch ein heidenmäßiges Geld,“ der Bankbeamte eines großen Geschäftes in der Behrenstraße, ferner ein Officier von den Rathenower Husaren — „sie liebt diese Waffengattung,“ fügte Delitzsch ironisch hinzu, ein reicher, junger Gutsbesitzer aus Ostpreußen „da wäre sie beinahe mit hereingefallen — der Kerl hatte falsche Wechsel gemacht ihrethalben, er war wahnsinnig in sie verliebt“ — dann hier in Leipzig, ein Assessor, mit dem sie sehr ernsthaft liiert schien u. s. w. u. s. w.

Rothauser hatte genug. Diese kühlen, saloppen Bemerkungen trafen ihn wie Messerschnitte. Wie ein leuchtendes Sonnenbild war diese Frau in sein Leben getreten — und da lag ein dichter, trüber Nebel hinter ihr, von dem er nichts gewußt hatte, und der jetzt wieder herantrat, dunstig-grau, eine eisige Kälte ausströmend...

Er blieb ruhig. Er zuckte sogar die Achseln.

„Du übertreibst, Hans,“ sprach er mit heiserer Stimme: „Helene Felsegg kann unmöglich ein solches Leben geführt haben wie alle anderen! Sie ist so ganz anders! Wenn man gemein und ausschweifend ist — woher die Begeisterung für ihre Kunst?“

Delitzsch sah ihn spöttisch an.

„Ach, mein Bester, mir scheint, Du kennst die Hieroglyphen des Lebens doch noch sehr wenig! Ihr Interesse für die Kunst ist echt, aber das hindert sie nicht, sehr ernsthaft ihre Liebhaber zu betrügen! Im Gegenteil — je mehr die Nerven in den Aufregungen

der Ausschweifung gereizt werden, desto empfänglicher werden sie für die Kraftleistungen, welche die Kunst verlangt. — Übrigens kann ich Dir leicht Beweise liefern — hier ist eine Rechnung, welche ich noch heute für sie bezahlt habe. Sie wendet sich häufig an mich, wenn sie einmal zufällig kein Geld hat — pah, als alter Freund!"

Und er zeigte Jenem ein Papier mit dem Stempel: Betrag erhalten.

Es waren Möbel und Schmuckgegenstände, die Rothauser selbst bei der Schauspielerin gesehen hatte.

Delitzsch lachte hell auf, als er seine Miene gewahrte.

„Il est bien bon" rief er: „ich habe ihr öfter schon noch ganz andere Summen vorgestreckt! Sag' mal, mein Bester, was hast Du Dir denn eigentlich gedacht, woher sie all diesen Luxus, diese Wohnung, diese Soupers bestreitet? Von ihrem Gehalt etwa? Ich weiß nicht einmal, was sie bekommt — vielleicht 200 Mark monatlich — was weiß ich? Und davon soll sie leben? Pah, wenn man keine Liebhaber hat! Du bringst ihr nichts ein, und dich liebt sie auch wirklich!"

„Und die Anderen?"

„Ah, die hat sie auch geliebt — nur in anderer Weise. Sie mußte Abwechslung haben. Und da verfiel sie auf Dich. Du warst so frisch — und so jung."

Delitzsch lächelte und stand auf. Er wollte gehen und rief Elsa mit seiner spöttischen Ruhe, die ihn nie verließ. Er wußte ganz genau, in welchem Seelenzustand sich Rothauser befand, und er empfand denselben Genuß dabei, den der Vampyr haben muß, wenn er den Anderen das Blut aussaugt.

Und doch mochte er diesen jungen Mann ganz gern, und er hätte sich jeden Augenblick für ihn geschlagen oder ihm seinen letzten Thaler zur Verfügung gestellt. Aber dieser dämonischen Empfindung, die in ihm war, zu zerstören und zu zersetzen, war er nie Herr gewesen — sein Geist brauchte um leben zu können, wie der Moloch der alten Semiten, die Seelen Anderer, um sie

in sich hineinzuschlingen — ihre Qualen und ihre Freuden bildeten die Nahrung seines eigenen Lebens.

Rothauser blieb allein zurück — er hörte ihn die Treppe hinabgehen, irgend einen Marsch von Offenbach vor sich hinträllernd. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah um sich — es war ihm, als ob er aufwache.

Die Empfindung eines bodenlosen Ekels stieg in ihm auf und beherrschte alle seine Gedanken. Das war natürlich, er konnte über die Konsequenzen seiner patrizisch-aristokratischen Erziehung nicht hinwegkommen. Als er bedachte, daß schon so viele andere in den Armen seiner Geliebten geschwelgt hätten, und daß nach ihm noch viele folgen würden — war ihm das Blut siedend heiß ins Gesicht gestiegen. Er wollte ihr alles sein oder nichts — das war eine Forderung seiner Natur, aber kein Liebhaber en passant! Und was für Erniedrigungen und gemeine Beschimpfungen hatte dies wüste Leben wohl mit sich gebracht! Der Wein, den er da trank, die Möbel, auf denen er saß, bezahlten ihre Liebhaber — Delitzsch hatte es ihm ja bewiesen! Und in dieser Atmosphäre hatte er sich so wohl gefühlt —

Und wußte er denn schließlich, ob sie jetzt allein ihn liebte?

Seine Empfindung war nicht rein — die Entrüstung über sich selbst, die Scham, all diese Verhältnisse nicht durchschaut zu haben, der Zorn über seine zertrümmerten Illusionen, all das wirkte mit — ein wütender Schmerz durchnagte sein ganzes Empfinden.

Er sah um sich — er sah überall denselben Ekel und dieselbe Wüstheit wie in seiner eigenen Seele. Es war kein Mensch mehr im Café — man räumte bereits auf. Eine der Kellnerinnen löschte die Gasflammen aus, eine andere stellte die Stühle auf die Tische und suchte den Boden von allerlei ekelhaften Überresten zu reinigen: Cigarrenresten, Lachen von verschüttetem Bier, Papierfetzen u. a. Elsa lehnte schlaftrunken am Büffet und machte Kassenschluß — sie zankte sich mit der Wirtin um eine Kleinigkeit, die sie von ihr entliehen hatte. Die Atmosphäre war dunstig heiß und überladen

von Bier und Tabaksdampf — man begann die Fenster aufzureißen . . . .

Abstoßend und widerwärtig — die unausbleibliche Symphonie des Ekels, wenn der laute lärmende Genuß verstummt ist.

Mit einem Male sprang Rothauser auf. Es sollte ein Ende haben, dies entwürdigende Leben — er mußte sich erst selbst wieder herausfinden aus diesem wilden Taumel. Er wollte mit Helene brechen, und zwar morgen, sofort.

Er stürmte hinaus. Elsa sah ihm mit äußerstem Erstaunen nach. Sie hatte schon geglaubt, er würde sie diese Nacht mitnehmen, in seine Wohnung — warum war er so lange da geblieben?

Sie mußte sich nun wohl oder übel entschließen, den Rest ihrer Tugend noch etwas zu konservieren.

XVII.

Als Rothauser an diesem Morgen, nachdem er den Rest der Nacht schlaflos verbracht hatte, etwa gegen 10 aufstand, traf ihn ein Brief seines Vaters aus Lübeck, worin dieser ihm mitteilte, daß er auf einer Geschäftsreise begriffen, am folgenden Tage nach Leipzig kommen und ihn aufsuchen werde. Übrigens, fügte der Brief hinzu, hätte er diese Reise auch so unternommen, denn es seien ihm über die Lebensweise seines Sohnes sehr merkwürdige Berichte zugegangen, daß er bei totaler Vernachlässigung seines Studiums Verkehr mit Schauspielerinnen unterhielte u. s. w. u. s. w.

Daran hatte Rothauser nun garnicht mehr gedacht. Er ließ den Brief sinken und starrte eine Weile nachdenklich vor sich hin.

Was sollte daraus werden? Sein Studium, seine eigentliche Bestimmung, seine Arbeiten — das war alles längst von diesem wirbelnden Leben fortgerissen — —

Aus den Zeilen dieses Briefes stieg ihm das Bild des väterlichen Hauses wieder auf — das massive Gebände am Fischergraben, mit der alten Steinfaçade, die noch aus dem 14. Jahrhundert stammte — drinnen ein Gewirr von engen Gängen und weiten, braungetäfelten Sälen mit hohen Kaminen und altersgeschwärzten Familien-Portraits — daneben das Packhaus mit seiner Physiognomie von Arbeit und stiller Einfachheit — in allem die selbstbewußte Ruhe einer Welt, die das Produkt dieser kräftigen Ostseeluft ist, und die wie der Engländer nur für sich lebt, kalt, hart und abgeschlossen gegen andere.

Und er empfand doch noch, daß er zu dieser Welt gehöre, obgleich der heiße Atem der Großstadt schon an ihm zehrte, wie an einer sicheren Beute.

In seiner Stimmung jetzt schien ihm der Brief wie ein Wink seines Schicksals — er bestärkte ihn in seinem Vorsatz, mit dieser ganzen, frivolen Gesellschaft zu brechen. „Dies Leipzig steigt mir wirklich zu Kopf," wiederholte er mehrere Male — die Phrase gefiel ihm. Mit dieser Erkenntnis schien ihm schon ein wichtiger Schritt gethan. Nein, das ganze Leben mußte wieder anders werden, einfacher, ruhiger — nicht dies wahnsinnige Tempo. Er war ein Ehrloser, wenn er sich noch länger zu den Soupers einer Frau einladen ließ, die von seinem Freunde Delitzsch Geld annahm — und noch von vielen anderen.

Ein Ehrloser! Er preßte die Hand vor das Gesicht und seufzte unwillkürlich auf. Er konnte ja nicht an sie denken, ohne daß sein Blut rascher wogte — sie war ja so unsagbar schön, diese Frau, die soviel gesündigt hatte, so verführerisch reizvoll — sie hatte ja doch sein ganzes Leben, sein Denken, sein Empfinden in sich aufgesogen — und er wollte sie verlassen!

Er ging ruhelos im Zimmer auf und ab — sein Blick fiel auf die Bücher, die er sich angeschafft und nie gelesen hatte, auf die angefangenen Kollegienhefte — mit einer Art Zerstreutheit sah er auf ein Lesezeichen, das noch in Ihering's „Geist des römischen Rechts" stecken geblieben war — er hatte dies Buch etwa zur Hälfte gelesen — alles das, diese positive, wirkliche Welt berührte ihn jetzt sonderbar; er wachte auf.

„Wo bin ich denn gewesen?" murmelte er, „es war die höchste Zeit, daß das ein Ende nahm."

Er blieb stehen — sein Gesicht hatte rasch den gewöhnlichen, kalten und festen Ausdruck wieder gewonnen; seine Entschlüsse waren gefaßt.

Es galt vor allem wieder arbeiten zu lernen, nicht mehr mit Delitzsch die Abende zu verbummeln und seine Fachstudien bis zu einem gewissen Abschluß zu verfolgen. Dann wollte er auch schreiben, aber anders . . . „diese zersetzende Frivolität" (er wiederholte diesen Ausdruck zweimal) mußte auch seine litterarische Karriere gefährden. Er hatte ganz recht, sich in die Bewegung des Naturalismus, in die Richtung der Zukunft zu werfen — Helene war es immer gewesen, die ihn davon abgehalten hatte. Auch der Socialismus . . . .

Rothauser hatte, es war das der Einfluß seiner Erziehung, im Grunde vor nichts mehr Abscheu, als vor dem Worte „frivol", wenn ihm das offen entgegentrat — dabei hielt er Delitzsch z. B. nicht für frivol, weil dieser alles, was er sagte, zu begründen und zu vertheidigen wußte — ein psychologischer Schluß, der natürlich vollkommen falsch war.

Am Abend wollte er zu Helene gehen und ihr sagen, was er von ihr hielte, und daß das alles ein Ende nehmen müsse. Er ging des Morgens zum ersten Male wieder seit langer Zeit in die Universität — es war ein kalter, dämmernd-grauer Wintermorgen, der Schnee wirbelte in dichten Flocken herab, unaufhörlich den ganzen Tag.

Aber Rothauser konnte schlecht zuhören. Nie war

ihm der Professor so langweilig vorgekommen, nie war es ihm absurder erschienen, daß da hundert junge Leute sitzen, die mit ängstlicher Miene auf das Heft ihres Nachbars sehen, wenn sie ein Wort von dieser Pandekten-Exegese verlieren. Vor seinen Ohren summte immer noch die Melodie: An der schönen, blauen Donau .....

Er nahm sich zusammen, und arbeitete mit Ausdauer den ganzen Morgen durch.

Am Nachmittag ging er in die Bibliothek. Das war ein instinktiver Zug seiner Natur. Die nervöse, fieberhafte Zerfahrenheit, die ihn bereits zu beherrschen begann, verlangte nach der einfachen Ruhe, nach der nachdenklichen Beschaulichkeit dieser Räume, in denen Jeder schweigt. Das war dieselbe Empfindung, welche die von der Welt müde gehetzten Ritter des Mittelalters trieb, sich in die Klosteräume zu flüchten — die Pulse hörten hier auf mit ihren heftigen, stürmischen Schlägen.

Es ward sonderbar friedlich und ruhig in ihm, als er hier war. Alles war hier ruhig, alles ging leise auf den dicken Teppichen einher — eine jede dieser arbeitenden Physiognomien war ernst, gleichgiltig und vertrauen-einflößend. Das Licht warf einen gedämpften Schimmer über die endlosen Bücherreihen, über die Büsten großer Gelehrter, die grünen Tische und die braunen, geschnitzten Stühle — hier war nichts von prickelndem Sinnenreiz — hier kam nur die Leistung und die Arbeit zur Geltung.

War das nicht auch modernes Leben, diese unablässige, wissenschaftliche Arbeit? War dies Jahrhundert nicht gerade durch Thaten groß, die in Laboratorien und Bibliotheken vollführt waren? Rothauser fühlte einen neuen Ideeninhalt in sein Gehirn strömen — er arbeitete sich in eine fast freudige Stimmung hinein.

Er merkte, daß er schon lange nicht mehr gearbeitet hatte. Es ging schwer. Vor einem der Bücherschränke traf er Knautmüller, den er schon lange nicht mehr gesehen hatte.

„Was machen Sie denn da?“ fragte er ihn leise,

auf seine Hefte sehend (man durfte sich hier nur flüsternd unterhalten).

Knautmüller machte ein wichtiges Gesicht.

„Seminar-Arbeit — sehr interessant, ich beschäftige mich da schon seit zwei Monaten mit. Verwickelte Sache, sehen Sie! Es handelt sich darum, etliche Glossen und Noten zu den Essays von Montaigne richtig zu interpretieren, die man in seinen hinterlassenen Papieren gefunden hat! Denn eine kritische Ausgabe von Montaigne giebt es noch nicht! Nach 1588 ist nur 1595 noch einmal eine Ausgabe erschienen, bei der eben diese Noten fehlen. Diese wurde im Jahre 1601 ins Englische übersetzt, und die Herausgeber haben da ganz horrende Schnitzer gemacht!"

Rothauser hörte schon nicht mehr zu. Er wandte sich ab und lächelte. Er kannte dies Thema: Noten, Glossare, Editionen, Handschriften. Darin vertrockneten und verdumpften ganze, volle Menschenleben, kraftvolle, jugendliche Naturen.

Ja, die Wissenschaft ist die gigantischste Illusion unseres Jahrhunderts. Wie oft hat man sie mit einem Gebäude verglichen und wie falsch ist dieser Vergleich! Die Wissenschaft ist die Arbeit von hunderttausend Maulwürfen, die alle blind sind gegeneinander, und von denen jeder in einem besonderen Gange wühlt und immer weiter wühlt.

Sie haben den Himmel entvölkert und die Götter entthront. Und wenn man sie fragt: „Was gebt ihr uns dafür wieder?" dann antworten sie mit einem ihrer berühmtesten Führer: „Ignorabimus".

Das war aber eigentlich nicht der Mühe wert!

Alles dies ging Rothauser durch den Kopf, als er schweigend Knautmüller ansah. Die Hieroglyphen dieses müden, schon vergilbten Gesichtes waren leicht zu lesen — in seiner Art war dieser Mann auch modern.

Er verabschiedete sich und ging mit einem Seufzer die Treppe hinab.

Eine dunkle Ahnung überflog ihn, daß der Geist

der Zeit ebenso in dem Staube dieser Bücher verborgen lag, wie in dem prickelnden Schaum des Champagners. Betäuben, vergessen um jeden Preis! Und nun wollte er zu Helene! Es sollte aus sein mit ihr. Er wollte ihr sagen, daß er sich in ihr getäuscht habe, daß er sich zu gut dünke, blos in dem Chorus ihrer Liebhaber mit zu figurieren, daß ihr Verhältnis ein Ende nehmen müsse —

Er wollte ihr noch Verschiedenes sagen, und er präparierte sich gehörig. Unterwegs legte er sich die betreffenden Phrasen zurecht.

Als er am Roßplatz ankam, sah er Licht oben in ihrer Etage — er wußte somit, daß sie allein zu Haus war. Sie gab fast gar keine Gesellschaft mehr, wenn er nicht dabei war. Mit einer etwas jugendlichen Entschlossenheit stürmte er in das Haus hinein.

Das Dienstmädchen öffnete ihm und ließ ihn eintreten ohne ihn erst anzumelden, wie sie das gewohnt war.

Rasch trat er ein, er brachte den ganzen, eisigen Hauch des Windes, die Flocken des draußen wirbelnden Schnees, die noch auf seinem Mantel lagen, mit in diese üppig-warmen, farbendämmernden Räume — diese weiche Luft mit all den glücklichen Erinnerungen, die in ihr lagen, legte sich schwer auf ihn. Aus dem mittleren Zimmer hörte er Klavierspiel — er trat unbemerkt näher, sie mußte ihn nicht gehört haben.

Helene saß allein vor dem Klavier und spielte. Sie hatte diese Manie, an freien Abenden, wenn ihre Kolleginnen von der Loge aus dem Schauspiel zusahen, bisweilen stundenlang zu Hause ihren Träumen und Phantasien nachzuhängen. Sie spielte den Traumwalzer von Millöcker — ihre Augen schlossen sich halb unter dem Einfluß dieser berückend-weichen, sinnlichen Musik — man sah, diese Klänge machten ihre Nerven erzittern wie die Saiten des Klaviers.

Rothauser stand schweratmend auf der teppichbelegten Schwelle. Die Lichter des Pianos warfen ihren vollen Schein auf ihr Antlitz — und wie tollkühner Wahn-

sinn schien ihm jetzt sein Vorhaben, von diesem holden Märchen seines Lebens zu scheiden. Aber es mußte sein. Seine Selbstständigkeit, seine Ehre — alles stand auf dem Spiel.

Auf einmal wandte sie sich um — und mit einem leichten Aufschrei legte sie ihre Arme um seine Schultern. Ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

„Ich bin ausnahmsweise zu Haus geblieben heute," erwiderte sie auf sein Fragen: „wollte mich heute erholen, da ich morgen doch auf dem Posten sein muß. Man giebt Tannhäuser."

„Tannhäuser – aber das geht Dich doch nichts an," bemerkte Rothauser zerstreut lächelnd.

„O — nur Komparserie. Ich muß ein hübsches, weißes Kleid anziehen und vor der Fürstin einen Knix machen — beim Aufzug im 2. Akt.

„Da werdet ihr auch mit herangezogen?!"

„Ja, ja — das ist nicht anders! Bei diesem großen Aufzug werden oft alle Kräfte des Theaters herangezogen – selbst die großen Sängerinnen. Natürlich werden wir höflichst darum ersucht. —"

Sie warf sich in einen Sessel.

„Ah, das ist immer noch besser als dies unerträgliche Gekritzel auf der Probetafel: Morgen um 11 Uhr u. s. w. Uebermorgen Generalprobe 10 Uhr — ist das eine anstrengende Geschichte! In der letzten Zeit habe ich fast jeden Sonntag im Carola- und im alten Theater zugleich zu thun gehabt!"

„Du bist sehr zu bedauern!" erwiderte er höflich, aber mit bemerkbarer Ironie.

Sie sah ihn an. Seit seinem Eintritt hatte sie gemerkt, daß eine Krisis in der Luft lag — seine Gedanken standen in seinem Gesicht geschrieben. Rothauser konnte seine Stimmungen nicht verbergen — er besaß zu wenig Uebung und zu viel Stolz dazu.

Ihr ahnte etwas von dem was geschehen war, und eine jähe, furchtbare Angst faßte sie — sie wollte und sie durfte ihn nicht verlieren. Und sie hatte das immer

gefürchtet — sie empfand, daß etwas von dieser rauhen und festen Kraft übrig geblieben war, das sie noch nicht gezähmt hatte. Sie erinnerte sich an ihr erstes Gespräch — sein höhnender Trotz dem Weibe gegenüber.

„Was hast Du?“ fragte sie leise, nahe an ihn herantretend und ihm in die Augen sehend.

Er antwortete nicht.

„Kommst Du von Delitzsch?“ fuhr sie lächelnd fort: „er hat wohl wieder etwas in praktischer Philosophie von sich gegeben? Ich kann diese ewigen Spöttereien nicht leiden.“

„Ah, Du spottest doch selbst?!“

„Nun ja — wenn auch. Aber Menschen, die immer spotten, mag ich nicht. Und sieh, ich leide immer darunter, wenn ich spotten muß. Ich habe Dich gerade so gern gehabt, weil Du garnicht gespottest hast — ganz anders wie die übrigen.“

Sie zog ihn an sich und preßte ihr Gesicht in einem heißen, heftigen Kuß an das seinige. Auf einmal sprang er auf, mit einer ungestümen, fast rohen Bewegung — und seine Züge drückten eine solche leidenschaftliche Aufregung aus, daß sie ihn erstarrt anblickte.

„Fritz?!“

Das klang beinahe herrisch. Rothauser blieb stehen und sah ihr tief in die Augen — er hatte unwillkürlich, fast krampfhaft ihre Hände gefaßt.

Er begriff es nicht — wie konnte man so schön sein, so verführerisch reizvoll, und sich wegwerfen um — um — ja, es war doch wahr, nichtswürdig wahr — sie hatte sich weggeworfen um Geld. Sie war wie alle anderen, nicht mehr und nicht weniger. Die elendeste Sängerin in dem gemeinsten Tingeltangel der Vorstädte, die bezahlten Priesterinnen der Venus Vulgivaga standen gerade so hoch wie sie. Oder war das doch wahr, was ihm Delitzsch gesagt hatte, daß der Sinn des Lebens Entwürdigung sei, und daß die harte, brutale Alltäglichkeit uns erst allmählig unseren Idealismus, unsere übertriebenen Ansprüche auspeitschen müsse, bis wir wirklich

genießen können?! Und dann nehmen wir mit allem vorlieb!

„Sag, haben sie Dich zu Hause gequält?" fragte sie ihn leise, fast flüsternd: „Haben sie Dich zur Rede gestellt, die schnatternden Muhmen und Basen? Kannst Du an das Leben mit diesen Holzpuppen denken, wenn Du bei mir bist?"

Ihr Atem streifte sein Gesicht — ihre blonden Haare berührten die seinen — mit verzehrender Glut hefteten sich ihre Blicke auf seine Augen, die noch immer abgewandt waren, als starrten sie in einen Abgrund, in dem er versinken würde.

Sie zog ihn zu dem Sessel, der bei dem großen, französischen Kamine stand — dieser Sessel, an dem soviel Erinnerungen aus der ersten glücklichen Zeit ihrer Liebe hafteten — wo er zu ihren Füßen lag, den Kopf an ihrer Brust oder in ihrem Schoße verborgen und in glühenden, unzusammenhängenden Worten die ganze Seligkeit seiner Empfindung ausströmte, wo sie mit ihrer heißen, brennenden Hand in seinen Haaren wühlte und ihn küßte und wieder küßte, unersättlich, nie befriedigt .... Und draußen rüttelte der Herbststurm an den Fenstern und warf die Schatten der Dämmerung durch das große Zimmer — sie sahen und hörten nichts, sie waren glücklich, unendlich glücklich.

Und das war kein Traum, keine Erinnerung, dies berauschende Glück — es war geblieben, blutvolle, lebenswarme Wirklichkeit! Die schöne Frau küßte ihn wieder, ihr Arm umschlang ihn und ihre großen Augen fragten ihn deutlich: „Was hast Du zu fürchten? Ich liebe Dich ja!"

Seine Lippen preßten sich aufeinander und seine Hände krampften sich zusammen in der Qual seines inneren Kampfes.

„Helene, was hast Du aus mir gemacht? Ich weiß jetzt, was Du mir von Deinem früheren Leben bisher verschwiegen hast — ich weiß —"

„Aber ich liebe Dich ja!" unterbrach sie ihn und

preßte ihn an sich mit einer ungestümen, leidenschaftlichen Wut — das klang wie ein jubelnder Aufschrei, wie ein Ausbruch ihres innersten Wesens — der Siegesruf des Weibes, das von dem Manne sein Leben begehrt, wenn es ihm sagt: Ich liebe dich.

„Sieh, Du bist ein Kind!“ flüsterte sie ihm zu, „was quälst Du Dich um Dinge, die Dich garnicht kümmern sollen? Das liegt ja alles weit hinter uns — wer wird zurücksehen, wenn er oben ist? Oh, mein Liebling, Du mußt nicht denken, daß ich jemals einen so lieb gehabt habe wie Dich — ich denke nur an Dich, ich kann nicht mehr sein, ohne Dich, ich habe nur Dich, Dich ganz allein!“

Und sie riß ihn an sich und erstickte ihn gleichsam mit ihren Küssen — das war ein bacchantisches Rasen, eine unstillbare Liebeswut, die in diesen Küssen und Umarmungen lag — er stöhnte laut auf unter diesen Umschlingungen und sein Kopf wirbelte unter der ächzenden Glut dieser Küsse, die seine Lippen bluten machten und seine Seele vergifteten.

„Mehr! mehr!“ flüsterte sie leise, kaum hörbar, wenn seine Arme sie losließen und sein Gesicht blaß wurde in der tollen Erregung dieses Liebestaumels. Unersättlich wie der Vampyr ist das Weib, wenn es den Mann in sich aufsaugt, und ihn ganz, seine ganze Kraft und sein ganzes Wesen auskosten will.

Und sie hatte ihn endlich bezwungen — er lag da, hilflos, zitternd wie ein Kind — sie schaute ihn an mit ihren großen, leuchtenden Augen, in ihrer berückenden, sündhaften Nixenschönheit — ihr Atem geht schwer und ihre Hände sind brennend heiß.

„Und nicht wahr — das ist alles Unsinn, was Du dachtest? Deine Arbeiten, Deine Familie, Dein Ruhm?“

Er lächelte trüb.

„Es ist Unsinn.“

„So küsse mich!“

Und er küßte sie — auf den Mund, auf die Lippen,

die Stirn, den Hals — er wollte nichts mehr von all der lächerlichen, erbärmlichen Welt da draußen — er hätte sein Dasein beschließen mögen in den weichen Armen, die ihn umschlossen.

Sie sah ihn an mit jenem dämonisch versengenden Ausdruck, den er nie hatte begreifen können, und vor dem er sich fürchtete — und der zugleich so seltsam, so mädchenhaft schön war, wie erfüllt von der süßen, zitternden Erwartung des Weibes, die dem Manne sich zu eigen giebt — es war kein Nerv an ihr, der nicht aufgelöst war in Liebesverlangen.

„Komm — Du weißt schon, was ich will — komm —“

Er ergriff sie und trug sie auf seinen Armen leicht wie eine Feder durch die weiten Zimmer, obgleich er bebte vor Erregung. Das sah so seltsam aus in der matten Beleuchtung der überall angesteckten Lichter — die hohen Spiegel warfen das Bild der schönen Frau zurück, die sich in seinen Armen wiegte mit geschlossenen Augen und gelöstem Haar — die dunkelbronzenen Gesichter der Amoretten und Faune auf den Marmortischchen lächelten lüstern, die heißen, betäubenden Farben der Divans und Vorhänge, die prickelnde Formenfülle der goldglitzernden Rokokouhr, die träge, üppiche, sinnliche Gestalt des Apollino — alles das schien lebendig zu werden im Liebesrausch und die entflammten Sinne noch mehr zu betäuben.

Er trug sie bis vor die Thür ihres Schlafzimmers — wie ein Sklave gehorsam — er war unterlegen, verfallen.

Ihre Augen leuchteten, als sie ihn erschöpft und gehorsam zu ihren Füßen sah. Das waren dieselben Augen, die Tannhäuser in den Venusberg lockten, zu heidnischer Lust und zum bösen Feind, wie die alten Chroniken sagen — und Frau Venus ist nicht tot, — sie lebt, sie lebt noch. — — — — — — —

Wie Spreu ist das Schicksal des Mannes, wenn es in der Hand des Weibes liegt.

Und als er am Morgen erwachte und finsteren

Blickes hinausstarrte in die dunkle, nebeldampfende Welt, in die fahle Dämmerung des Wintermorgens, da fühlte er, daß er nun ehrlos war, daß ihre Liebhaber auch ihn bezahlen würden, und daß sie ihn vielleicht eines Tages verlachen und verhöhnen und vor die Thür setzen würde.

Er seufzte tief auf.

Und wie sehr sich innerlich sein alter Trotz gegen diese „sentimentalen Reflexionen" sträubte, wie sehr er versuchte mit dieser wikingerhaften Weltverachtung weiter zu denken und weiter zu leben — es war etwas in ihm erschüttert und zerbrochen — sein männlicher Stolz, seine selbstbewußte Sicherheit; es nagte schon etwas an dem unverletzlichen Palladium des Mannes: der Selbstachtung.

Er hatte genießen wollen, und er hatte sich mit durstigen Sinnen hineingestürzt in den Wirbel der Welt.

Und da war das Weib gekommen und war Herr geworden über ihn — so sehr er sich dagegen gesträubt hatte. Diese Frau, die ihn liebte, so schön sie war, schien wie eine Verkörperung der wilden, unheimlichen Poesie des Weibes: zu zerstören, was der Mann geschaffen hat.

Denn das Weib ist das Symbol der Welt, und die Welt ist ewige Zerstörung, nie endende Zersetzung. Das Weib folgt stets nur den dunklen, nie begriffenen Leidenschaften, die in Wahrheit das Schicksal der Menschen bestimmen, und denen der Mann sich immer vergebens entgegenzustemmen sucht. Er schachtelt das Leben ein in Begriffe, Systeme, Principien — er nennt sie Logik, Gerechtigkeit, Vernunft und Fortschritt; er erfindet eifrig immer neue Worte, mit denen er sich täuscht, und er glaubt so die Gesetze der Natur in der Hand zu halten. Von alledem weiß das Weib nichts. Es ist dämonisch wie die Natur und handelt mit elementarer Unmittelbarkeit.

Und darum die nie endendende Sehnsucht des Mannes, im Weibe seine Ergänzung zu suchen, er ahnt,

daß in ihr ein Urelement, ein Stück Natur liegt, von dem er sich immer weiter entfernt — zu seinem eigenen Verderben.

Eine dunkle Ahnung dieser verzweifelten Erkenntnis lag in den Worten Delitzschs, mit denen er stets seinen Freund gewarnt hatte — Rothauser hatte ihn nie recht begriffen.

Jetzt war es zu spät.

XVIII.

„Sieh, da bist Du ja! Nun — Du siehst etwas blaß aus, hast Dich aber sonst ganz gut gehalten!“

Mit diesen Worten begrüßte Rothauser sen. am Berliner Bahnhof seinen Sohn, der gekommen war ihn abzuholen — er musterte ihn mit einem langen, prüfenden Blicke.

Vater und Sohn sahen sich sehr ähnlich. Beide dieselben blonden, straffen Gestalten, mit den etwas eckigen Bewegungen, den kalten, stahlblauen Augen und dem Zug rücksichtsloser Härte um den Mund. Nur war der Vater noch sonnverbrannter, reservierter und gleichsam undurchdringlicher als der Sohn, bei dem in den Augen schon die nervöse Müdigkeit aufflackerte, unter der sein Gehirn zuweilen litt. Der blonde Vollbart und die weiße Haut gaben der Gestalt dieses Kaufmanns etwas nordisch-wikingerhaftes und zeugten von reiner Raçe und gesundem Blute. Dieser Mann schlief regelmäßig 9 Stunden, nahm zur regelmäßigen Stunde seine regelmäßigen Mahlzeiten und hatte schon sehr früh geheiratet — über die Ausschweifungen, zu denen junge, sinnlich beanlagte Männer gezwungen sind, zuckte er die Achseln und verurteilte sie rückhaltslos.

Er machte den Eindruck des kaufmännischen Gentle-

man im englischem Stile, des reichsstädtischen Patriciers, der in den modernen Großstädten des Reiches nur eine „haltlose Windigkeit" sieht, Berlin und das Preußentum verabscheut und das „freie Amerika" als Musterstaat hinstellt. Den Kaufmannsstand hielt er für den ersten der Welt, weshalb es ihn unangenehm berührte, daß er im jetzigen Deutschland nicht die Hauptrolle spielte — da er in Amerika und Indien gelebt hatte, schienen ihm alle europäischen Verhältnisse überhaupt kleinlich und keiner rechten Aufmerksamkeit würdig — ein Mann, der nicht 20000 Mark jährliches Einkommen hatte, war in seinen Augen eigentlich immer ein Lump. Er hatte in vollstem Maße jenen Hochmut des Geldes, der für das 19. Jahrhundert so charakteristisch ist — nur war dieser bei ihm keine protzenhafte Arroganz, sondern das gefestete und bis zu einem gewissen Grade vornehme Selbstbewußtsein des Finanzaristokraten, der weiß, daß er über das einzige, wirkliche Machtmittel seiner Zeit verfügt.

Es lag im Charakter dieses Mannes, daß er von Kunst, Litteratur und Poesie auch nicht das Mindeste verstand und alle diese Dinge stets nur mit verächtlichem Achselzucken behandelte. Mit demselben Achselzucken mochten seine räuberischen Vorfahren über die Weine und Leckerbissen des Südens hinweggegangen sein — sie ahnten dunkel, wie gefährlich diese Dinge sind. Es floß normännisches Blut in seinen Adern. — — That, Arbeit, Schaffen, darin ging sein ganzes Leben auf.

„Wo logierst Du?" fragte Fritz Rothauser etwas zerstreut, als sie aus der Bahnhofshalle traten.

„Hotel Borussia," lautete die Antwort, die seinen Sohn etwas betroffen machte. Das war das Hotel, in dem er jeden Mittag mit der Felsegg aß. Wenn sein Vater bei der table d'hôte — ah bah, mochte kommen, was da wollte! Fritz Rothauser war entschlossen, wie er sich vor sich selbst ausdrückte, seinen Standpunkt um jeden Preis zu behaupten.

Daß er um den Konflikt überhaupt nicht herumkommen würde, hatte er ja von vornherein gewußt.

Der ganze Vormittag wurde ausgefüllt mit eintönigen Spaziergängen durch die Stadt, mit direkten und indirekten Erkundigungen über seine Beschäftigungen — Erkundigungen, die von allerlei Anspielungen begleitet waren —, mit Nachrichten von Verwandten und Bekannten zu Hause, mit interessanten Berichten über den Handel und die Fortschritte des Tabaks-Imports. Rothauser und Co. importierten nur Rohtabacke.

„Siehst Du,“ erzählte er beinahe triumphierend: „wir sind jetzt auf dem Standpunkte, daß wir die holländische Konkurrenz beinahe ganz am Boden haben. In Sumatra haben wir großartige Erfolge erzielt — jetzt überall Deutsche, wo früher nur Holländer waren. Ich hatte sonst auch noch von Felix Brasil große Vorräte — aber jetzt ist Sumatra beinahe alles bei uns!“

Der junge Mann an seiner Seite hörte gezwungen, verlegen zu — er dachte an alles Mögliche andere: an die gemütlichen Abende bei Delitzsch mit Portwein und Cigaretten, an das heutige Ballet im Theater, an Walzermelodien, an die schönen Augen seiner Geliebten .... Da, diese andere Welt, die er aus den knappen, sachlichen Worten seines Vaters heraushörte, das war alles so ernst, so kalt und trocken — er hatte das wirklich schon halb vergessen.

Einmal schien die Krisis ihrem Ausbruch nahe. In Rothausers Wohnung, die sein Vater aufsuchte, frappierten diesen die zahlreichen Photographien und Brochüren — er sah seinen Sohn scharf an und sprach mit langsamer Bestimmtheit: „Du scheinst Dich doch etwas vom Gegenstand Deines Studiums entfernt zu haben. Ich glaube, es ist gut, wenn Du all diese Sachen aufgiebst.“

Fritz Rothauser wollte aufbrausen. Aber er bezwang sich. Er sah seinen Vater fest an, und sie hatten beide nicht den Mut noch ein Wort hinzuzufügen.

Sie gehörten Beide zu den Leuten jener nordländischen Race, die selten sich hinreißen lassen, bei denen

15*

sich alles ansammelt, um dann wie ihre heimatlichen Sturmfluten loszubrechen — bei denen jedes einmal ausgesprochene Wort unwiderruflich den Rückweg versperrt. Diese Leute geben nie nach und nehmen nichts zurück — sie würden fürchten sich etwas zu vergeben, wenn sie das thäten.

Von der stahlharten Schärfe dieser egoistischen Naturen haben Generationen, die Jahrhunderte lang in den großen Städten des Binnenlandes verdumpft sind, keine Ahnung — diese rücksichtslose Härte hat die normännischen Eroberer, die Politiker der Hansa und die Handelsherrn der Seestädte groß gemacht.

Fritz Rothauser war entschlossen, rückhaltlos aufzutreten, wenn sein Vater Widerstand gegen seine Pläne zeigte.

Er begleitete ihn bis an die Thür seines Hotels und versprach zum Diner nachzukommen — er wollte vorher noch seine Geliebte verständigen. Sein Vater mochte dergleichen ahnen, er warf ihm einen prüfenden Blick zu, als er wegging.

In dem prächtigen, weißgold in Rokoko gehaltenen Speisesaale dieses Hotels, das, wenn auch nicht groß, so doch alt und vornehm war, versammelte sich die gewöhnliche Gesellschaft, worunter auch Steinberger, Delitzsch der junge Steinthal, etliche Damen vom Theater und einige wenige Hotelgäste waren. Zu den Letzteren gehörte auch Rothauser sen., der seinen Platz gegenüber Delitzsch hatte.

Dieser discutierte mit Steinberger über den eben damals erschienen Roman von Bleibtreu „Größenwahn“, der die litterarischen Kreise von Leipzig lebhaft beschäftigte. Der Redakteur erklärte ihn achselzuckend für ein echtes Produkt des Naturalismus, cynisch, gemein, dabei total formlos u. s. w. Delitzsch wollte in der Arbeit eine eminente dichterische Begabung erkennen, der aber jedes Concentrationsvermögen fehle.

„Wovon sprechen Sie?“ fragte Steinthal mit seiner gewöhnlichen blasiert-schläfrigen Miene, die zu seinem dicken, bleichen Gesicht ausgezeichnet paßte.

„Von einem Roman, in dem nur von Litteratur und Kunst die Rede ist," bemerkte Delitzsch lässig, „es ist also nichts für Sie."

„Ah, wer wird sich mit diesem Zeug beschäftigen," erwiderte der junge Mann, dem die Geldsäcke seines Vaters als der Schlußpunkt menschlicher Weisheit erschienen, „ich bitt' Sie, wen interessiert denn das? Ein Roman, in dem von Litteratur die Rede ist!"

„Na, vielleicht finden Sie doch etliche leichtgläubige Seelen, die auch heute noch ihr Dasein mit Kunst und Poesie ausfüllen," sprach sein Gegner achselzuckend.

„Aber sie bringen's zu nichts," antwortete Steinthal lachend, „spielen denn diese Litteraten irgend eine Rolle bei uns? Du lieber Himmel – obskure Skribler, die sich dabei einbilden, daß sie die Welt bewegen! Da, im Geschäftsbüreau, in der Fabrik, da muß man heute was tüchtiges leisten — dann kann man alle diese Schriftsteller in den Sack stecken."

Er lachte nochmals geräuschvoll und blickte selbstzufrieden um sich. Er hielt sich im Stillen für eine riesig praktische Natur — die seelische Epidemie, die bebekanntlich heutzutage am meisten verbreitet ist.

Delitzsch dachte ihm eine scharfe Ladung zu.

„Bravo!" rief er, „ausgezeichnet! Herr Steinthal, haben Sie schon etwas dergleichen wie höhere Bildung gehört? Ob ich eine Ahnung von Lucian oder Dante habe — das ist ganz gleich, nicht wahr? Aber wenn ich die Schwankungen der Kreditaktien vorher berechnen kann, oder in allen Feinheiten der Integral- und Differentialrechnung Bescheid weiß — dann rücke ich sofort in eine Klasse höherer Wesen!"

Steinthal ward rot und hustete verlegen. Er wußte, es war gefährlich mit Delitzsch anzubinden. Trotzdem fuhr er anscheinend gleichgiltig fort.

„Sie werden doch nicht ändern, daß die Sache so liegt, wie ich sage. Wer weiß denn heute etwas von diesem — diesem —"

„Lucian!" ergänzte Delitzsch ironisch. „Übrigens

haben Sie ganz recht, raisonnieren Sie nur auf alle höhere, besonders klassische Bildung, dann werden Sie's weit bringen. Das liegt im Zug der Zeit."

„Na, Sie werden doch nicht bestreiten, daß unsere Bildung viel weiter gekommen ist, als dies einseitige klassische Zeug!"

„Hm — das scheint mir doch noch sehr fraglich," erwiderte der junge Mann ruhig, seiner Tischnachbarin die Schüssel hinreichend, „wenn man die Bildung der heutigen Gesellschaft auf ihren wirklichen Gehalt hin untersucht, so sieht man ganz deutlich, daß heute überall eine Art Verwilderung herrscht, eine Civilisationsbarbarei, mit der wir uns in früheren Epochen blamiert hätten. Wir haben uns alles Mögliche aus der Vergangenheit angeeignet — eine unentwirrbare Masse von Stoffen, Mitteln, Farben und Formen — aber das ist's ja eben, wir können diese Masse nicht mehr beherrschen; ein erstaunlicher Mangel an Sinn für die Form, an der einfachen Anmut, überhaupt an Geist charakterisiert unsere Epoche — und diese Dinge machen doch erst den Künstler. Niemals wird man wieder so plaudern können, wie in den Salons des ancien régime, und kein Mensch des 19. Jahrhunderts hat jemals wieder solche Briefe oder Memoiren geschrieben, wie Frau von Sévigné oder Herr von Talleyrand. Das vorige Jahrhundert hatte einen ungeheuren Vorteil vor uns — den Sinn für die Form!"

Delitzsch belebte sich immer erst bei solchen Auseinandersetzungen, und jeder, der ihm zuhörte, merkte mit schweigendem Erstaunen, wie viel dieser Skeptiker, der über alles Wissen spottete, in Wahrheit wußte.

Auf einmal mischte sich Rothauser sen. in's Gespräch. Er hattte diesen jungen Mann schon etliche Zeit gemustert.

„Gestatten Sie, mein Herr," begann er, „wir haben in unsern Tagen auch wichtigere Dinge zu thun, als Briefe oder Memoiren zu schreiben — der Fortschritt der Menschheit ist heute ein so gewaltiger geworden, daß wir uns nur mit der praktischen Arbeit

beschäftigen können. Was haben der Handel, die Industrie, der Verkehr jetzt für einen Aufschwung genommen! Und an dieser Arbeit sich zu beteiligen, darin liegt doch schließlich die wahre Kraft."

Delitzsch hatte ihm mit höflicher Aufmerksamkeit zugehört.

„Der Fortschritt," sprach er lächelnd, mit der Serviette über die Lippen fahrend, „das ist — ein Wort. Allerdings ist dies Wort zu einer fixen Idee unseres Jahrhunderts geworden — ich glaube, schon Schopenhauer hat dies einmal geäußert. Um einen Fortschritt glaubhaft zu machen, müßte man doch erst wissen, wohin eigentlich die ganze Arbeit und die Entwicklung des Menschengeschlechts führt — Fortschritt ist doch die Annäherung an ein bestimmtes Ziel — welches ist denn dies Ziel?"

Er blickte seinen Gegner fragend an.

„Dies Ziel?" stotterte Rothauser sen. verblüfft — wie alle Fanatiker des Fortschritts, hatte er natürlich keine Ahnung, wohin denn dieser führen sollte.

„Und dann," fuhr Delitzsch mit seiner unangenehmen Schärfe fort, „abgesehen davon, was resultiert denn aus dieser ungeheuren Vervollkommung unserer Technik und dem Anwachsen von Handel und Industrie, und darauf läuft doch der ganze sogenannte Fortschritt hinaus? Der Einzelne muß sich wegen der enormen Konkurrenz ungeheuer anstrengen, immer arbeiten, ringen, kämpfen — sein ganzes Leben gestaltet sich immer schwieriger und unbehaglicher — alles, weil er sich am Fortschritt beteiligen muß! Das ist ein hübscher Circulus vitiosus! Die Persönlichkeit, das kraftvolle, ausgebildete Ich geht verloren — der Mensch von heute ist meist nur noch eine Nummer in einer Maschine. Dabei degeneriert er die ganze Race in den immer mehr anschwellenden Großstädten, in den Fabriken und Komptoiren, körperlich wie geistig — alles, weil Einen der Moloch Fortschritt zu dieser Sisyphusarbeit zwingt."

Rothauser sen. hatte ihn mit immer mehr steigendem Zorn und Entrüstung angehört. Er war ein Liberaler

von reinem Wasser, und er hatte nie geglaubt, daß es jemand gebe, der den Fortschritt des 19. Jahrhunderts bestreiten könne. Der Fortschritt — das war etwas so durchaus Selbstverständliches für ihn, wie die Sonne am Himmel — das war sein Dogma, das er für unerschütterlich hielt.

Er nahm sich zusammen. Er wollte sich nicht vor der ganzen Tischgesellschaft von diesem blassen, jungen Menschen blamieren lassen.

„Mein Herr," erwiderte er mit mühsam unterdrücktem Ärger, „wenn es keinen Fortschritt gäbe, warum arbeiten wir dann? Was hätte die ganze Kulturarbeit dann für einen Zweck?"

„Ich sehe auch keinen dabei," entgegnete Delitzsch ganz kaltblütig, sich ein Glas Wein einschenkend. Der hanseatische Kaufmann machte eine Bewegung, als ob er die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wollte. Steinberger lächelte.

„Glauben Sie, daß man mit solchen Grundsätzen Deutschland zu dem gemacht hätte, was es jetzt ist? Wenn Alle diese Ansichten hätten, die Arbeit sei zwecklos, wer würde sich dann noch anstrengen? Was sollte aus der Welt werden? Sie werden, wenn Sie konsequent sind, Ihr ganzes Leben also mit Genuß ausfüllen?"

„Nun, warum nicht?" Delitzsch reichte ihm mit einer höflich ironischen Verbeugung den Dessertteller hinüber, „das ist ebenso angenehm wie lehrreich. Jedenfalls haben Sie mit all diesem meine Beweisführung nicht entkräftet. Und schließlich — wir Einzelnen sind eben alle weiter nichts wie die Produkte der historischen Gesetze unserer Zeit, die mit uns machen, was sie wollen. Wir vom Jahre 1888, wir wissen aber nichts mehr von den Idealen, der Nüchternheit und der Genügsamkeit des früheren Deutschlands. Wir haben alles erreicht, was wir wollten — und, mein Gott — das stumpft schließlich ab — man wird müde; wenn man sich nicht ab und zu etwas amüsierte, wüßte man nicht, wozu das Leben da wäre."

„Ja," sprach Rothauser sen. halblaut, indem er fast eine Bewegung machte, als wollte er aufstehen, „so denkt man jetzt! Und früher — hm, wir waren allerdings so leichtgläubig, an Arbeit und Forschritt, an die Vervollkommnung der Menschen zu glauben. Im Jahr 48, da wollten wir Deutschland zu dem machen, was wir träumten. Und das ist alles ganz anders gekommen! Ja, ja, ich habe in Berlin Manche getroffen, die so sprachen, wie Sie!"

Delitzsch zuckte leicht die Achseln.

Während der letzten Minuten war Fritz Rothauser in den Saal getreten. Er begrüßte die Soubrette, die sich schon vor ihm eingefunden hatte, sowie seine übrigen Bekannten, dann seinen Vater, der über diese Beziehungen seines Sohnes einigermaßen erstaunt war. Es erfolgte eine allgemeine Vorstellung.

„Diesen Menschen kennst Du also?" flüsterte Rothauser sen. seinem Sohn heimlich zu, auf Delitzsch weisend, „der hat ja unglaubliche Ansichten —"

„Bitte, er ist mein intimster Freund!" erwiderte der junge Mann ruhig.

„So?!" stieß der Alte kurz und scharf hervor, „also Du teilst womöglich seine Meinungen?"

„Bis zu einem gewissen Grade, ja." Rothauser sen. schwieg.

Sein Sohn fand bald Gelegenheit, sich mit der ganzen Härte seines Charakters zu waffnen, um die peinliche Szene dieses Diners zu überstehen. Er mußte auf die gelegentlichen Fragen seiner Freunde antworten, die unter einander schwatzten, lachten und ihre Witze machten — er sah auf seinen Vater, der ernst und finster dabei saß, und dem man ganz deutlich ansah, daß er sich hier nicht zu Hause fühle.

Und da empfand er wieder den Gegensatz, den er zu all diesen geistreichen, skeptischen Naturen, zu dieser Leipziger Eleganz bildete — er kam sich nordländisch

barbarisch vor — die Gegenwart seines Vaters drückte auch ihn wieder in die engen und beschränkten Verhältnisse seiner Heimat zurück.

Er sah, wie Helene ihm zulächelte, wie ihre Kollegin lachend und verstohlen ihr etliche Bemerkungen zuflüsterte — wahrscheinlich über Rothauser sen. — dies reizende Lachen, das flüssige Geplauder von Delitzsch, die unwiderstehlichen Sarkasmen Steinbergers — das war seine Welt, die Welt der Schönheit, des Geistes — und vor allem, des Genusses. Er konnte sie nicht mehr verlassen, diese Welt!

Steinberger machte sich gerade den Spaß, vermittels eines einfachen, philosophischen Kunststückes, das er mit Citaten aus Kant und Hume aufbrämte, dem unglücklichen Steinthal zu beweisen, daß er überhaupt garnicht existiere — derselbe sah sich ganz erschreckt um und rief schließlich Helene Felsegg zu Hilfe, die ihn wie gewöhnlich auslachte — reiche Anbeter hatte sie immer sehr bald ausgelacht!

„Überhaupt muß man die grenzenlose Nichtigkeit des Seins gänzlich verachten,“ schloß der kleine Redakteur mit einer philosophisch resignierten Geberde, „spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni“.

„Jedenfalls, die Mühe, die man sich darum giebt, ist das Leben nicht wert,“ bemerkte Rothauser jun. nachdenklich — und das war in diesem Moment keine Phrase; wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erkenntnis, daß dies von allen Wahrheiten die jämmerlichste — und die wahrste sei.

„Da bist Du der Quintessenz des Daseins erst negativ näher gekommen,“ meinte Delitzsch gelassen, „wirklich erträglich wird das Leben erst unter einer Bedingung — ein Hilfsmittel muß der Mensch immer haben, um sich in dem Charivari zurechtzufinden — sonst hält er's nicht aus.“

„Und das wäre?!“

„Die Begeisterung!“ erwiderte Delitzsch, „das ist der Hebel, mit dem man die Welt aus den Angeln hebt —

die wirklich glücklichen Menschen sind nur die, die sich begeistern können."

„Sie sind nicht übel — Sie fallen von dem Materialismus in den Idealismus," spottete Steinberger.

„Bah — auf die Illusionsfähigkeit kommt im Grunde alles an. Wer die meisten Illusionen hat, ist am frischesten, am lebenskräftigsten. Wenn die weg sind — ah, das Übrige! Und darum ist die Welt heutzutage auch meist so katzenjämmerlich gestimmt. Begeisterung, unbefangene Bewunderung kennen wir garnicht mehr — Freude an etwas Edlem, Großem — bah, das langweilt uns alles, wir sind an alles gewöhnt, an die größten Wunder, an die bizarrsten Phantasien und die genialsten Gedanken — da kann Einen ja schließlich nichts mehr reizen."

„Ja, ja, im Grunde stimmt's," meinte Steinberger, halb gähnend, „die ganze Civilisation pfeift auf dem letzten Loche. So ein Opus wie dieser Bleibtreu'sche Roman ist der beste Beweis dafür. An dieser Übersättigung liegt's auch, daß man nimmer zu kurieren ist — man ist eben an alles gewöhnt."

„Wenn Weinlich hier wäre," dachte Rothauser, der mit schwermütiger Aufmerksamkeit zuhörte, „er würde sich freuen über diese Beiden! Und er will dem Volke dazu verhelfen, die Genüsse der Civilisation an sich zu reißen, damit der dumme Kreislauf immer von neuem beginnt, ebenso albern und ebenso unermüdlich —"

Er mochte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen. Bisweilen, wenn man in die Tiefen des Lebens sieht, macht Einen der Dunst, der da aufsteigt, so müde, so sterbensübel — wie ein schwerer, grünlicher Nebel, der sich vor die Sonne zieht, und Alles verfinstert und tötet ......

Er fuhr aus seinem Brüten in die Höhe, Steinberger rief ihm — vielleicht mit Absicht — eine Bemerkung über seine schriftstellerischen Arbeiten zu; er sah, wie sein Vater die Stirn in Falten legte, und sein Auge zornig aufblitzte.

Rothauser sen. hatte genug von diesem Diner. Man erhob sich allgemein, stand noch etliche Zeit plaudernd

zusammen und trennte sich dann — Delitzsch schien noch eine Verabredung mit seinem Freunde treffen zu wollen und trat mit der Schauspielerin auf ihn zu.

„Also diese?!" sprach Rothauser sen. leise, aber scharf und fast heiser zwischen den Zähnen — er überflog die Felsegg mit einem eisigen, prüfenden Blicke. Von Anderen hatte er gehört, daß sein Sohn mit einer Dame vom Theater ein intimes Verhältnis unterhalte. Das mußte diese sein.

Helene Felsegg sah ihn etwas erstaunt an — ein leises, beinahe verächtliches Lächeln kräuselte ihre Lippen; sie wiegte sich mit graziöser Sicherheit in den Sohlen, während sie da vor ihm stand. Entschieden, dieser Mann war noch schwerer zu zähmen als sein Sohn!

„Fritz!"

Rothauser sen. rief das dem jungen Manne mit herrischer, fast drohender Stimme zu, als sie Beide in das Vestibule des Hotels hinaustraten — in dem kleinen Nebensalon, wo Kaffee getrunken und geraucht wurde, blieben die Anderen noch zusammen, Rothauser hatte ihnen mit affectierter Gleichgiltigkeit zugerufen, er werde gleich nachkommen.

„Fritz, ich habe diesen Mittag genug gesehen und gehört. Ich weiß jetzt, auf welche Abwege Du geraten bist. Litteraten, Theaterdamen, professionelle Bummler, Leute, die sich über alles lustig machen, wie Dein — Dein Freund da — das ist eine saubere Gesellschaft! Also Du willst selbst Schriftsteller werden natürlich unsterbliche Werke schreiben, eine große Rolle spielen, nicht wahr?"

Fritz Rothauser antwortete nichts — er preßte fast krampfhaft die Lippen zusammen. Helene Felsegg beobachtete ihn drüben vom Zimmer aus mit einer Unruhe, die sie vergebens zu verbergen suchte.

Der Alte fuhr fort: „Diese Geschichte muß ein Ende nehmen. Du wirst all diese Verbindungen abbrechen und Dich nur mit Deinem Studium beschäftigen. Ich

will nicht, daß aus meinem Sohne ein verbummelter Student oder Litterat wird.

Jener antwortete mit derselben eisigen Härte: „Du sprichst von Dingen, die Du garnicht verstehst. Ich weiß, was ich will, und ich werde meine eigenen Wege gehen.“

„Fritz!“

In seiner knappen, grausamen Kürze setzte ihm sein Vater auseinander, daß er sich fügen müsse, wenn er nicht wolle, daß er ihn im Stich lasse – er solle sofort und auf der Stelle mit all diesen Leuten brechen, und ein arbeitsames, ernstes und auf sein Fachstudium beschränktes Leben anfangen.

Aber diese Worte paßten schlecht für diesen jungen Menschen, in dem alles noch zitterte von der durchschwelgten Liebesnacht, dem der Kopf noch voll war von den süßen, betäubenden Erinnerungen an die geliebte Frau, die da drüben auf ihn wartete . . . . .

Er sah Delitzsch auf der Schwelle stehen, die brennende Cigarette im Munde, mit jener kecken Eleganz und Lebenssicherheit, die sein Gesicht immer zeigte — er lächelte ihm spöttisch zu; Fritz Rothauser wußte, was dies Lächeln zu bedeuten habe. Und da, nein, es war keine Täuschung – Helene hatte sich vor das Klavier gesetzt, ihre Finger glitten über die Tasten — er hörte wieder die bestrickende Melodie, die er nie vergessen konnte, die Töne des geliebten Walzers. Und eine Reihe glänzender, bezaubernder Bilder traten wieder vor ihm auf — er lauschte und lauschte: An der schönen, blauen Donau. Der Walzer lockte ihn weiter und weiter . . . . .

Da rief er seinem Vater laut und fest zu: „Nein, ich kann nicht! Ich bleibe bei dem, was ich will — und Du wirst mich nicht hindern!“

Jener sah ihn an und ging langsam hinaus. Er hatte das Schicksal seines Sohnes schon bei sich entschieden — mit seiner unbeugsamen Logik beschloß er, ihn seinem Schicksal zu überlassen.

„Die reine Scene aus Vater und Söhne,“ brummte

Steinberger vor sich hin, während Rothauser in das Rauchzimmer trat und anscheinend ruhig Delitzsch um eine Cigarette ersuchte.

XIX.

Es gab noch eine letzte, kurze, aber fürchterlich beredte Scene zwischen Vater und Sohn.

Bevor Rothauser sen. abreiste, wollte er noch einen letzten Versöhnungsversuch machen — trotz allem ward es ihm nicht leicht, diesen jungen Menschen sich selbst zu überlassen in diesem Strudel. Er suchte ihn in seiner Wohnung auf.

Es kam zu nichts. Und als der Alte seiner heimlichen Verachtung gegen dies „Gesindel von Litteraten, diese Zigeuner von Künstlern" ungescheut Ausdruck gab, brauste der Sohn zornig auf. Sie schieden in offener Feindschaft — es gab keine Versöhnung mehr zwischen ihnen.

Und nun saß Fritz Rothauser an dem dunklen, trüben Winternachmittag einsam in seinem Zimmer und starrte hinaus auf die draußen wirbelnden Flocken, auf die schmutzig grauen Häuserwände, die ihn überall angrinsten, auf das öde alltägliche Leben der Straße, das langsam in der Dämmerung erstarb. Eine trübe Ahnung durchfuhr ihn — sein junges, sonst so frisches Gesicht sah müde und abgespannt aus — die Ereignisse der letzten Tage hatten seine Nerven mitgenommen.

Und dann dachte er wieder an seine Geliebte, an die Sommernacht, in der er sie zuerst geküßt hatte, an das Leben voll Glanz und Duft und voll herrlicher Melodien, das er mit ihr führte — und er empfand nichts von dem Dunkel und der Kälte, die von allen Seiten auf ihn eindrangen.

Ja, sein Vater! Da lag der Brief vor ihm, den er eben an ihn geschrieben hatte, sein Abschiedsbrief, in

dem er sich lossagte von seiner Familie, seiner Heimat, von dem Boden, in dem er wurzelte.

Er hatte ihm darin alles gesagt, was ihn zu diesem Schritte bewog, unerbittlich, mit grausamer Offenheit — er sah jetzt klar, wie alles so kommen mußte, wie seine eigene Erziehung in ihm diesen gefährlichen Zug entwickelt hatte, rücksichtslos alle Schranken niederzureißen und nur seinen eigenen, egoistischen Willen zur Geltung zu bringen.

Er erinnerte sich, wie sein Vater stets gespottet hatte, wenn von Gott, Religion die Rede war, wie er jedem Theologen und Priester mit dem arroganten Dünkel des „aufgeklärten" Liberalen begegnet war — da hatte er schon als Kind die Luft dieser selbstverständlichen Ungläubigkeit eingeatmet und gelacht, wenn von göttlichen und überweltlichen Dingen die Rede war. In ihm entwickelte sich das schwindelnde Selbstbewußtsein des entfesselten Kraftmenschen: „Ueber mir ist niemand — und ich bin niemand verantwortlich!"

Und als er heranwuchs, entwickelte sich sein Denken immer „freier", wie sein Vater sich ausdrückte – er lehrte ihn nur auf die eigene Kraft vertrauen und brachte ihm jene Geringschätzung der Menschen bei, in welche die sogenannten self made men so leicht verfallen, weil sie aus Stolz und Hochmut stets die Hilfe ihrer Mitmenschen verschmähen — sie wollen alles nur durch sich selbst sein, und ihr ganzes Leben ist ein konzentrierter, undurchdringlicher Egoismus.

Vor Großmut, Uneigennützigkeit, vor allem idealen Streben hatte sein Vater nie Respekt gehabt, er predigte seinem Sohne stets: „Das paßt nicht mehr in unsere Zeit". Und da begann dieser allmählig zu glauben, daß man überhaupt vor nichts Achtung und Bewunderung empfinden müsse. „Der Kampf ums Dasein!" das war es ja, was er ewig zu Hause hörte. Und aus dieser aufgeklärten, praktischen Denkart, aus diesem selbstzufriedenen Laissez faire, laissez aller, entwickelte sich bei dem jungen Menschen eine moralische Verwilderung, eine

rücksichtslose, im tiefsten Grunde barbarische Art, alles zu beurteilen, die verborgen blieb, so lange er zu Hause war, die ihn aber draußen im Leben für jeden gewandten Psychologen empfänglich machen mußte.

Darum hatte Delitzsch so leichtes Spiel mit ihm gehabt! Dieser junge Mann wußte von keinem Ideal, keiner Religion, keiner höheren Verpflichtung — er war modern praktisch erzogen.

Freilich — Fritz Rothauser wußte das wohl — sein Vater hatte auch seine Götzen. Er begeisterte sich für die Arbeit, für den Fortschritt der Menschheit, für seine kaufmännische Ehre. Ach ja, zu Hause, in den engen, kleinen Verhältnissen, da konnte man wohl an diese Dinge glauben. Aber in der Großstadt — da hat sich der Horizont erweitert — der Sohn lächelte darüber.

Und dann — wenn man die Dinge scharf ansah — waren alles dies nicht Worte, mit denen sein Vater seinen Egoismus, das Streben nach seiner eigenen Größe verhüllte?

Ah, diese Gedanken waren so entsetzlich! Das wühlte und nagte und bohrte, und darunter bröckelte das Leben zusammen — man tastet nach einer Stütze, und alles wankt und bricht.

Immer derselbe Kampf — das wahnsinnige Ringen der Generationen, die in dem socialen Strudel auf- und niedertauchen.

Und er wollte noch größer, noch freier werden — er war jetzt auf eigenen Füßen gestellt, und er wollte sich selbst helfen — er mußte.

Mit solchen Gedanken machte sich Fritz Rothauser an die Arbeit. Er blätterte und wühlte in seinen Papieren, bis er die Bogen seines Romans fand — in der trotzigen Entschlossenheit, die sich seiner wieder bemächtigte, fand er gerade die richtige Stimmung zum Arbeiten.

Da klopfte es an die Thür.

Seine Wirtin meldete mit ziemlich überraschter Miene, daß eine Dame ihn zu sprechen wünschte. Er sprang

auf — eine jähe Ahnung machte, daß all sein Blut wie in einem heißen Strahl zum Herzen strömte.

Es war Helene Felsegg, frisch, rosig überhaucht von der draußen herrschenden Kälte, die ihren glitzernden Reif in dem schweren Pelzwerk ihrer Kleidung zurückgelassen hatte — mit einem Lächeln, bei dem alle die dunklen Gespenster seines Denkens flohen — sie kam wie die Sonne, die er an diesem ganzen Tage vergebens gesucht hatte und nach der er doch lechzte, — denn er brauchte sie zum Leben.

„Mein armer Freund, sie haben Dir schön zugesetzt die letzten Tage!" sprach sie leise, fast traurig, indem sie die Arme um seinen Hals schlang und ihm aufmerksam in die Augen sah. Er zog sie in seine Arme und küßte sie.

„Er ist abgereist, nicht wahr? Und Du gehörst jetzt ganz, für immer mir?" fuhr sie fast jubelnd fort: „hast du denn nicht gewußt, daß das einmal so kommen würde?"

„Ich wußte es wohl," entgegnete Fritz Rothauser sinnend: „aber es geht einem immer so — es berührt einen sonderbar, wenn es dann wirklich kommt — der Bruch mit der Heimat.

Er seufzte unwillkürlich.

Sie sah ihn lächelnd an — langsam und wie berechnend hatte sie ihre Handschuhe ausgezogen und schwenkte sie in der Hand hin und her — in dieser feinen Hand von krankhafter Weise, an der jedes Aederchen ihn fascinierte — und diese Handschuhe strömten dasselbe Parfüm aus wie ihre ganze Erscheinung, dies Parfüm, das stets so sonderbar auf ihn einwirkte. Er kannte ihre Vorliebe für starke und seltene Parfüms — sie hatte wie alle Frauen einen eigentümlichen Grund dafür, einen Grund, den man jungen Mädchen nicht gut hätte angeben können — diese Parfüms ließen ihre Nerven in einem gewissen, seltsamen Vergnügen erzittern, dem wenig andere Genüsse an Intensität gleich kamen.

„Sieh, Fritz, ich kam zu Dir, weil ich dachte —

es ist nicht hübsch, wenn man nach solchen Geschichten allein ist — ich bin ja eigentlich so froh, daß es so gekommen ist. Was hab' ich für eine Angst gehabt heute Mittag!"

Er lächelte matt.

„Ah, wirklich?!"

„Wirklich — Du kannst es mir glauben. Und Du warst ja neulich so sonderbar! Als ob Du mich verlassen wolltest, als ob Du mich garnicht mehr liebtest!"

Er sah sie an.

„Was ist denn Liebe eigentlich? Was nennst Du Liebe?" Ein dumpfe, zornige Traurigkeit lag in seiner Stimme.

„Oh, was Liebe ist?!" Sie war aufgestanden und blickte mit einem unbeschreiblichen Lächeln zu ihm hin: „um Dir das zu sagen, müßte ich Dich küssen, Dich in meinen Armen halten — das kann man nicht erklären. Das ist ein so albernes, dummes Wort, dies Erklären."

„Was ist Liebe?" Er sah sie seltsam an: „Würdest Du mich lieben, wenn ich häßlich, krank und schwächlich wäre?" Sie lachte — für einen Augenblick fassungslos, überrascht von dieser Frage.

„Nein, dann natürlich — Aber was willst Du nur? Du bist ja nicht krank oder häßlich — Du bist jung, und schön und stark — und ich liebe Dich so — Du sollst mir gehören, ganz — ganz und gar —"

Sie setzte sich nahe zu ihm, sie brachte ihr liebreizendes, lächelndes Gesicht ganz nahe dem seinigen — das war ein Ausströmen von Duft und Frische, von wohlthuender köstlicher Wärme — der ganze, geheimnisvolle Zauber der Frau, die Ahnung des Weiblichen, die noch über allen Einzelheiten ihrer Erscheinung lag, kamen noch mehr zur Geltung hier in dem dunklen, schmucklosen Zimmer, in dem Alles die spröde Männlichkeit seines Bewohners, die rauhe Verachtung von Schönheit und Eleganz aufzuweisen schien.

Helene richtete sich auf und warf einen neugierigen Blick umher.

„Du, ich bin eigentlich auch so halb und halb gekommen, um mir Deine Bude einmal anzusehen,“ sprach sie lachend, mit einer Geste und einem Ausdruck wie ein Student.

Sie hatte ihren Hut und ihren Mantel auf den Tisch gelegt, ordnete an ihrer Frisur und sah sich dabei im Zimmer um wie in einer fremden Welt. Das war auch in der That Alles etwas ganz Neues für sie.

Sie musterte die Bücherreihen in der schmucklosen Etagère an der Wand, diese echte Bibliothek eines einigermaßen gebildeten Studenten, die großen, schlecht gebundenen Lexika, die zerrissenen 20-Pfennig-Hefte der Reclamschen Bibliothek, die fachwissenschaftlichen Werke mit ihren zum Teil unverständlichen Titeln. „Wie komisch das Alles aussieht!“

Sie musterte das unentwirrbare Charivari auf dem länglichen Schreibtisch, die zwischen Schreibheften und Brochüren verstreuten leeren Cigarettenschachteln, dazwischen die lebensmüden Löschblätter und Schwefelholzdosen — das Opernglas zwischen den zwei Tintenfässern — dahinter eine kleine Gipsbüste des Antinous, Stöße von Büchern und Kollegheften, die an der Wand aufgeschichtet waren — alles dies bedeckt mit Tabaksasche und Tintenflecken — Helene Felsegg lachte laut auf.

Sie musterte die polizeiwidrig häßlichen Öldrucke an den Wänden, die daneben befestigten Schläger, darunter das große Trinkhorn und die umgekehrt aufgehängte Matrikel (alle diese Dekorationen stammten aus der ersten Zeit seines studentischen Übermutes) — sie fand das alles höchst sonderbar. Fast mit der Neugierde eines Kindes untersuchte sie Alles, stöberte in allem herum, wollte überall Erklärungen haben und fragte nach allem. Mit der graziösen Behendigkeit einer Katze eilte sie in dieser Studentenbude von einem zum anderen — mit vor Eifer geröteten Wangen, mit lachenden, blitzenden Augen, die stets ihren alten neugierig-grausamen

Ausdruck annahmen, wenn sie den jungen Studenten durch irgend eine Seitenfrage in Verlegenheit zu bringen suchte. Er entsann sich dieses Ausdrucks noch —, so hatte sie ausgesehen damals, als er sie zuerst sah — auf dem Balkon des Café français. Er lächelte in der Erinnerung —

Und mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl, mit einer Unbefangenheit, wie er sie selten kannte, gab er ihr Antwort auf Alles, ging auf alle ihre Kaprizen ein — und zuweilen, wenn er sie aufmerksam auf ein ihr unbekanntes Objekt niedergebeugt sah, faßte er ihren Kopf, diesen entzückenden, blonden Kopf, und küßte ihn — mit jener leidenschaftlichen Heftigkeit, in der er sich zu betäuben suchte.

Er war glücklich, er hatte wieder die alte Empfindung, daß er nicht leben konnte ohne sie. Und Helene hatte recht, diese Empfindung war doch eigentlich nur die Liebe — man braucht sie, wie man die Sonne und den Wind braucht. Warum liebt man? Weil man liebt.

„Du, hör' mal — wir wollen nun aber vernünftig werden," sprach sie, auf einmal ernst geworden: „wir müssen uns jetzt mit Deiner Zukunft beschäftigen — Du mußt ja doch nun für Dich selbst sorgen. Was willst Du nun zunächst anfangen?"

„Ich will erst meinen Roman beendigen," erwiderte er: „hoffentlich ist das ein erfolgreiches Debut für meine litterarische Karrière. Dann werde ich weiter sehen. Sie sollen schon merken zu Hause, daß ich mir allein helfen kann."

„Dein Roman! zeig doch mal — wie weit bist Du denn damit?"

Er setzte ihr den Plan und die Methode des Werkes auseinander — sie hörte aufmerksam zu, den Kopf in die Hand gestützt, die großen Augen fest und nachdenklich auf ihn geheftet.

Rothauser hatte keine geringere Absicht, als mit diesem Roman dem „Naturalismus endgiltig zum Siege zu verhelfen," wie er sich ausdrückte. Er hatte all die

unzähligen Broschüren von Bleibtreu, Alberti, Leo Berg, Wolf, Hart über die neue Richtung gelesen und war überzeugt, daß eine neue Litteraturperiode für Deutschland hereinbreche, in der er eben eine Hauptrolle zu spielen gedachte. In seinem Roman war die Hauptfigur eine Kellnerin, die von einem reichen Fabrikanten verführt wurde — ihr Bruder, ein Maschinenschlosser, beschloß sich an demselben zu rächen und brachte einen Streik zuwege, der die Familie des Betreffenden ruinierte — außerdem spielten noch ein sozialistischer Agitator, ein Jude, und ein verkommener Kommis, der ebenfalls diese Kellnerin anbetete, eine große Rolle.

Die ganze Arbeit hatte alle Fehler ihres Genres — d. h. eine übermäßige und krasse Betonung des Sexuellen, eine große Respektlosigkeit gegen die Sprache, die mit dem obscönsten Slang und Dialekt aller Art gemischt war, und die gewöhnliche, echt deutsche Formlosigkeit, die sich um solche Kleinigkeiten wie Komposition garnicht kümmert, falls nur die sogenannten „Ideen“ gut sind. Es war auch insofern ein echtes Produkt des jüngsten Deutschlands, als alle Augenblicke philosophische und psychologische Auseinandersetzungen den Gang der Handlung unterbrachen — und überhaupt eine große Unfähigkeit im Erzählen sich dokumentierte.

Rothausers Art war überhaupt zu knapp und zu sachlich, seine Individualität zu formenarm, als daß sein Styl hätte sehr nüanciert sein können — sobald er sich bemühte, etwas phantasievoll zu schreiben, verfiel er ins Gezwungene.

Helene hörte ihn aufmerksam und geduldig an — sie las etliche Seiten des Romans durch und warf sie auf den Tisch mit der Bemerkung: „Nein, Fritz, das ist zu kraß!“

Er lächelte stolz.

„Bah -- das ist modern! Das wird Aufsehen machen, Skandal — und das will ich grade!“

„Ich weiß nicht —“ Helene zögerte. Dann fuhr

sie rasch fort: „Nein, Fritz, das ist nie und nimmer Dichtung, das ist keine Poesie.“

Wieder dies selbstbewußte Lächeln seinerseits.

„Kennst Du denn eigentlich unsere moderne Litteratur?“

„Ja ich kenne sie — aber ich will Dir etwas sagen, mit diesen Sachen werdet ihr niemals die Menschen von jetzt befriedigen.“

„Aber das ist doch modernes Leben!“

Helene legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter.

„Und wenn es das wäre. — Die Meisten graut es bereits vor diesem modernen Leben, vor diesem tollen Charivari. Oh, ich habe das in Berlin durchgemacht! Mir kommt es vor, als ob ein Sehnen durch die Welt ginge nach Romantik, nach Märchenpoesie und Mondschein — nach der einfachen, sonnigen Pracht der alten Volkslieder, nach den süßen Melodien Mozarts und Webers. Wie ein wüster Alpdruck lastet das unaufhörliche Tamtamgerassel der Moderne auf einem — diese Zeit ist zusammengeschmiedet aus Maschinen und Kanonen — die Welt geht mit Dampf. Das ist alles so hastig und unfertig, was heute geleistet wird! Der Kampf ums Dasein — das tönt jedem Tag und Nacht in den Ohren, bis er erschöpft zusammenbricht. Die moderne Welt ist ein entsetzliches Schauspiel!“

„Du irrst,“ versetzte Rothauser ruhig: „und die heutige Welt verlangt auch etwas ganz anderes von ihrem Dichter. Wir sollen ihre socialen Kämpfe, ihre parlamentarischen Schlachten, ihre Arbeiten in Fabriken und Comptoiren beschreiben — all diese Elemente machen das Leben. Keine Romantik mehr, die schließlich doch nur süßholzraspelnde Empfindelei ist.“

Die schöne Frau sah ihn an — sie schüttelte den Kopf. Ihr Geist war zu sehr entwickelt, um nicht etliche Schwächen seiner Ausführung zu durchschauen, und dann widerstrebte auch ihr echt weibliches Empfinden all dem, was er so selbstbewußt predigte In ihr rief alles nach der Sonne, nach dem Licht — sie wandte sich voll Ekel

ab von diesem modrigen Dunst, der aus der Tiefe aufsteigt, von den wimmelnden Massen da unten, welche die Glücklichen herabreißen wollen vom Bacchanal des Lebens . . . . .

„Ja", fuhr sie halblaut fort: „so denkt ihr alle. Aber in Wahrheit, wenn spätere Zeiten einmal in unserem Sündenregister blättern, dann werden sie finden, daß eine teuflische Gemeinheit in dem unseligen Wort liegt, das unsere Zeit aufgebracht hat, in dem Kampf ums Dasein! Das ist entsetzlich, das rücksichtslose, brutale Niederstampfen. Und sei gewiß — einmal, in dem wüsten Lärm und Brausen, da sehnt ihr euch nach Liebe, nach Hingebung, nach echter, starker Empfindung — ihr möchtet wieder träumen und schwärmen wie früher — weißt Du das Goethe'sche Wort:

> Durch den grimmigen, teuflischen Hohn
> Erkannt' ich den süßen, den liebenden Ton.

Und dann ist's zu spät!"

Sie war auf einen Stuhl gesunken und sah nach draußen, in das Dunkel hinaus — ein bitterer, beinahe verzweifelter Ausdruck lag über ihrem Gesicht.

Er kreuzte die Arme über der Brust und blickte sie fest an. Dann sprach er langsam:

„Und Du selbst, Helene? Du hast Dich doch selbst mitten in den Strudel hineingestürzt! Du hast gefehlt und gesündigt wie alle anderen!"

Da sprang sie ungestüm auf.

„Ja, ich habe genossen, was das Leben mir bot, ich habe alles ausgekostet — das ist wahr. Aber das ist doch ganz natürlich, daß man das thut; Ihr macht es alle so. Die Frau kommt nur selten dazu, weil Ihr sie vorsorglich im Zaum haltet. Mir ist es aber gelungen — und mein Leben war — Im Uebrigen frag' Delitzsch um die Gründe, warum man so handelt; der kann Dir das besser auseinandersetzen!"

Er wandte den Blick ab von ihr — er empfand bisweilen wirklich ein Grauen vor ihrer „Unmittelbarkeit".

Sie handelte, weil sie so mußte, einfach, naturgemäß — wie selbstverständlich. Wie andere Menschen ihr Leben und ihre Handlungen nannten — darüber zuckte sie die Achseln. Und sie konnte das, denn sie war schön, begehrenswert schön. Vor ihr beugte sich Alles — Geist, Kraft, Reichtum und Talent. Sie schien dem Leben eines jeden, der ihr näher trat, erst seinen eigentlichen Wert zu geben.

Fritz Rothauser faßte ihre Hände und führte sie an seine glühend-heiße, fiebernde Stirn, während er leise die einfachen Worte sprach, die sie immer berauschten:

„Ich habe Dich lieb, Helene!"

Und sie warf sich mit einem Schrei des Entzückens in seine Arme und ihn an sich ziehend, verdoppelte sie die Kraft ihrer Umarmungen, die Glut ihrer Küsse — kaum hörbare Worte dazwischen flüsternd, die gleichsam erstickten unter Liebesseufzern und nicht endenden Beteurungen.

„Liebe mich, mein teurer Freund," flüsterte sie schweratmend: „liebe mich — die Welt ist so tot und so kalt — ich will nur Dich —"

Nach einer langen Pause sprach Helene.

„Ah, nun laß deine Arbeiten heute," rief sie übermütig: „heute gehörst du mir — komm, wir wollen uns amüsieren, tanzen — Vive la joie."

Er folgte ihr lachend, glücklich — alle Schwermut war verschwunden.

Draußen knisterte der hart gefrorene Schnee unter den Füßen, und die Sterne funkelten mörderisch kalt an dem krystallklaren Nachthimmel — es war Karnevalszeit, und der lachende Unsinn gaukelte in allen Gestalten durch die belebten Straßen.

Auf dem Königsplatze bestiegen die beiden einen Schlitten, sie wollten nach dem Krystallpalast, wo Maskenball war — Fritz Rothauser hatte heute selbst ein fieberhaftes Verlangen sich zu betäuben, zu vergessen.

Sie jagten rasch dahin, über den Roßplatz vor der Universität vorbei, wo Gruppen von Studenten standen,

die ihnen erstaunt und mit offenem Munde nachblickten — sie kannten Rothauser, und seine „noble Freundin“ war ihnen auch bereits bekannt.

Was kümmerte er sich noch um diese Leute! Er tanzte mit der schönen Frau, die er liebte, bis der Morgen heraufzog und die Sterne verblaßten, einer nach dem anderen, bis die Champagnergläser klirrend an die Wand flogen und der letzte Geigenton verhallt war in dem lärmenden Jubel der Walzer, aus dem das uralte satanische Wort herausklang:

„Après nous le déluge!“

XX.

„Also glauben Sie, daß der Idealismus mehr ziehen würde?“

Der kleine Verleger stützte unentschlossen den Kopf in die Hand und klopfte mechanisch mit der Feder auf den Tisch.

„Hm — das ist so 'ne Sache — sehen Sie, die Sachen von Ebers und Dahn hat das Publikum ja gewissermaßen satt — und da könnte man gewissermaßen —“

Steinberger klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Da könnten Sie gewissermaßen dem Naturalismus ein Hinterpförtchen aufmachen, bevor er Ihnen von vorn die Bude einrennt,“ fiel er sarkastisch ein. „Hören Sie, wenn die Herrn von Gründeutschland aufkommen, geht es Ihnen böse an den Kragen.“

Der kleine Sandhagen warf sich in Positur.

„Ich werde den Zeitumständen Rechnung zu tragen wissen,“ rief er. „Aber Sie, Sie sind ja viel ärger kompromittiert — Was haben Sie noch neulich im Tageblatt „Vor Sonnenaufgang“ verrissen und auf die „Gespenster“ geschimpft!“

„Ich weiß, was dem deutschen Volke gut und nützlich ist!“ erklärte Steinberger möglichst ernst.

„Na, na!“ Lehwald, der diese interessante Erörterung abschneiden wollte, erinnerte den Verleger an sein eigentliches Anliegen: „Also Sie meinen, ich müßte die Sache noch idealistischer anlegen?! Ich dachte gerade, daß sich so 'n bischen Realismus ganz gut machte — da, die eine Scene, wo der Held seine Geliebte entführt und die herbeieilende Hofdame mit Fußtritten regaliert, grenzt doch an's Naturalistische.“

„Die Fußtritte sind auch ganz gut,“ meinte Sandhagen nachdenkend, „lassen Sie die nur ruhig stehen. Aber im allgemeinen ist Ihr Epos noch zu ernsthaft — trocken. Sie müssen ihrem Helden noch so eine Art faustische Verbummeltheit geben — lassen Sie ihn immer nur lange, möglichst geniale Reden halten, wenn auch gar nichts dahinter steckt. Das zieht, sage ich Ihnen, das zieht! Wissen Sie — grade wie bei Julius Wolff! Auch haben Sie ja viel zu wenig stilvolle Interieurs. Wenn eine Erzählung im 13. Jahrhundert spielt und man sieht gar keine Butzenscheiben, große Harfen, geschnitzte Sessel und Pfällelgewänder — dann weiß man ja garnicht, wozu so 'n Ding geschrieben ist. Und dann lassen Sie Ihre Heldin nicht so offenkundig lasterhaft sein — das will das Publikum nicht. Sie kann ja allerlei ausgesessen haben, muß dabei aber immer den bekannten Hang zum Guten zeigen — Sie verstehen schon?“

Der Idealist lächelte verständnismäßig und empfahl sich. Der „Hang zum Guten“ war ja eigentlich seine Specialität. Wenn er in seinen Romanen oder Novellen schwarze Bösewichter schilderte, von denen kein Hund auf der Straße ein Stück Brot mehr genommen hätte, dann hieß es am Schluß doch immer: „Im Grunde hatte er ein gutes Herz“. Das ist ein Kniff, der beim deutschen Publikum noch nie versagt hat.

Steinberger sah ihm achselzuckend nach.

„Sagen Sie mal, ist denn jetzt der famose Ver-

leumdungsprozeß von Tasing entschieden?“ fragte er nach einer Pause nachlässig, zu Sandhagen gewandt.

„Ach so, von dem bekannten Abschriftsteller?! Hm — ich glaube, er fliegt' rein.“

„Na, dem kanns auf einen Reinfall mehr oder weniger auch nicht ankommen. Der hat ja alle Augenblicke eine solche Geschichte. Sie haben sich doch nicht näher mit ihm eingelassen? Ah, guten Morgen, Herr Rothauser!“

Fritz Rothauser trat in das Empfangszimmer seines Verlegers. Er sah müde und ausgespannt aus — seine Gesichtsfarbe hatte schon etwas von jenen fahlen Tinten, die man auf der Grimmaischen Straße so häufig sah. Seine Augen sahen mit einem flackernden, unruhigen Ausdruck in das draußen wirbelnde Unwetter — es war wieder Herbst, und die Regenstürme rüttelten an den Fenstern.

In seiner Begleitung befand sich ein bekannter Journalist, der Mitarbeiter des „Morgenblattes“, eine aufgeschwemmte, mit einer freundlich lächelnden Glatze versehene Figur, der man den Juden auf zehn Schritt Entfernung ansah — ein Individuum, das, nachdem es wegen seiner gemeinen Verleumdungen und Schmutzereien (er hatte einmal einen verdächtigen Handel mit einer Kellnerin aus der Drachenhöhle gehabt) zehnmal moralisch und endlich einmal physisch geohrfeigt war, hauptsächlich davon lebte, dem Theater und den städtischen Behörden Opposition zu machen — wofür er von gewisser Seite bezahlt wurde. Nie ohne dieses! Herr Adolf Wolfstein lebte vom Skandal wie ein Aasgeier von seiner Beute — er war jeden Augenblick bereit, mit der Miene tiefster sittlicher Entrüstung „für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten“.

Delitzsch hatte seinen Freund, als er ihn in Begleitung dieses Litteraturjuden comme il faut traf, betreten gefragt, wie er zum Verkehr mit solchen Leuten komme — aber Rothauser erwiderte ganz trocken: „Was willst Du? Ich brauche diese Leute!“

„Ah, ich sehe, Sie sind mit meinem Roman beschäftigt?“ sprach er jetzt in einem etwas nachlässig arroganten Tone zu Sandhagen.

Er sah auf dessen Pult das Bündel seines Manuskriptes liegen: „Nicht wahr, er wird Aufsehen machen?“

„Hm, ich glaube nur zu viel Aufsehen.“

„Wie meinen Sie das?“ Rothauser lächelte befriedigt.

„Na, hören Sie, da sind etliche krasse Sachen drin. Erotisches und Anderes. Hier z. B. —“

Er blätterte eine Weile und las dann etwa eine ganze Seite lang vor. Die Herren schlürften das interessante Gericht als Kenner — sie schmunzelten und lachten beifällig. „Schade, daß Lehwald nicht mehr da ist,“ meinte Steinberger mit tiefsinniger Miene.

Rothauser war auf seinen Erfolg nicht wenig stolz. Aber der Verleger machte ein bedenkliches Gesicht.

„Das kann einen Skandal abgeben,“ sprach er: „außerdem haben Sie da mehrere bekannte Personen ganz genau abkonterfeit — und das ist immer das bedenklichste. Gott! Allgemeine Sachen, schimpfen Sie über die Verderbnis Ihrer Zeit soviel Sie wollen — aber einzelne Personen angreifen — nein, danke! Denken Sie an die Geschichte mit Hellwald!“

„Hellwald?“

Steinberger lachte laut auf.

„Hellwald — Sie wissen, die große Buchhändlerfirma — da unten. Der Sohn hatte das Kunststück fertig gebracht, in einem Jahre 600000 Mk. zum Fenster hinauszuwerfen, in sehr lustiger Gesellschaft — die Felsegg war auch dabei beteiligt, Schließlich trieb er es so arg, daß er aus „Gesundheitsrücksichten“ nach Italien gehen mußte. Na, die ganze Geschichte brachte der bekannte Ruperti in einen Roman — machte natürlich bedeutendes Aufsehen in Leipzig, wie Sie sich denken können. Ruperti hatte Namen genannt, es kam zur Anklage, zum Prozeß und zur Verurteilung.“

„Sie vergessen nur, daß Ruperti vorher in der schäbigsten Weise vor der Familie Hellwalds zu Kreuze kroch,“ fiel Sandhagen achselzuckend ein: „das setzt die Sache ins rechte Licht.“

„Hm, ja — ich erinnere mich,“ meinte Wolfstein schmunzelnd: „das war ein famoser Fall, die Geschichte! Was haben wir da für ein Kapital 'rausgeschlagen!“

„Ja, ja — es war wirklich ein Kapital,“ bemerkte Steinberger ganz harmlos.

Jener stutzte.

„Wieso? Was wollen Sie damit sagen?“

„Na — wir sind ja unter uns, thun Sie man nicht so,“ Steinberger klopfte ihm wohlwollend auf die Schultern: „man sagt, die Familie Hellwald habe Ihrer Zeitung eine gehörige Summe geboten, wenn Sie schwiegen und den Fall nicht breit treten — denn man weiß ja in Leipzig, wenn das Morgenblatt erst mal loslegt, dann (Wolfstein lächelte geschmeichelt) — na also, Sie konnten sich aber über den Preis nicht einigen — man bot Ihnen zu wenig, und da ließen Sie Ihrer sittlichen Entrüstung über „die verderbten Zustände unserer Gesellschaft“ freien Lauf — kanns Ihnen ja auch nicht verdenken.“

Steinberger steckte sich eine neue Cigarre an, Wolfstein zuckte die Achseln, schwieg aber. Nachdem die beiden Biedermänner sich ausgesprochen, hüteten sie sich wohl, gegenseitig noch weiter zu plänkeln. Keine Krähe hackt der anderen die Augen aus.

„A propos Ruperti!“ fiel Sandhagen ein, und sah prüfend über die Bücherrepositorien, denen er ein brochiertes Buch entnahm „ich wollte das da an das Tägliche Journal übersenden — Sie können es vielleicht gleich mitnehmen. Es ist sein neuestes Opus, König Harold, historischer Roman.“

„Wird unaufgeschnitten recensiert,“ bemerkte Steinberger mit imperatorischer Miene und steckte das Buch zu sich.

Sandhagen lachte.

„Hm — ja, wie Sie wollen. Ruperti ist ja allerdings mit Sack und Pack zu den Konservativen übergegangen und schimpft auf die Liberalen und die Juden, was das Zeug halten will.“

„Ja, nachdem er erst die hohen Honorare von uns eingesteckt hat,“ murmelte Steinberger, mit der Hand nervös seinen Bart streichend — die tiefgekränkte Miene eines Mannes aufsteckend, der endlich auch einmal hereingefallen ist, nachdem er selbst so und soviel andere auf den Leim gelockt hat.

Es wurden hierauf etliche liberale Redensarten losgelassen über die „Versumpftheit der konservativen Presse“, über Stöckerei und Muckerei, die eine Schande sei für das deutsche Volk, über die Barbarei des Antisemitismus, welche des aufgeklärten 19. Jahrhunderts unwürdig sei u. s. w. Natürlich befolgten sie dabei den bekannten Kunstgriff jedes waschechten Liberalen, der ein großes Geschrei darüber erhebt, daß man die Juden „um ihrer Religion“ willen verfolge — woran ja im Ernst niemand denkt.

Als Wolfstein darauf mit tiefster Indignation eine Geschichte von einem Kollegen erzählte, der ein anständiges junges Mädchen, das hier am Theater debutieren wolle, durch eine organisierte Claque unmöglich gemacht habe, weil sie zu „unliebenswürdig“ gegen ihn gewesen sei, und als Steinberger mit ironischer Miene bemerkte: „So was kommt bei uns nicht vor,“ war man im Begriff, in den freundschaftlichsten kollegialen Klatsch hineinzusteuern, wenn nicht Rothauser, der dem Gespräch nur mit Widerwillen gefolgt war, interveniert hätte.

„Sie wollen also den Roman so bringen, Herr Sandhagen?“ fragte er kurz.

„Mit etlichen Streichungen“ erklärte dieser: „ich glaube, die erotischen Stellen, das geht noch. Aber Sie raisonnieren da über die jüdischen Bankiers, über die Juden — überhaupt, dadurch könnten Sies mit der Kritik böse verderben.“

„Aber das ist meine Ansicht über die Sache,“ erwiderte Rothauser etwas naiv.

Die Herren lächelten. Ansichten! Dieser junge Mann da schien wirklich noch für seine Ansichten einstehen zu wollen -- merkwürdiger Luxus! Steinberger lächelte langsam, indem er die Mundwinkel etwas herabzog und Jenen freundlich anblickte — es war das sein unheimlichstes Lächeln, das den Betreffenden unfehlbar auf die Proskriptionsliste des allmächtigen Journalisten setzte.

„Sie haben darin etwas schroffe Ansichten, Herr Rothauser,“ sprach er kühl: „ich darf wohl sagen: antisemitische — Sie treten ganz offen für eine teilweise oder ganze Aufhebung der Judenemancipation ein — Sie schwärmen wohl für Böckel und Zimmermann?“

„Hm“ machte Rothauser, „eine Aufhebung der Judenemancipation wäre so übel nicht. Aber diese Frage ist doch zu weitliegend — ich habe doch nicht! —“

„Bitte, Herr Rothauser — in Ihrem Buche geht die ganze Tendenz darauf hin (Steinberger sprach wie viele seiner Stammesgenossen stets ein sehr mangelhaft stylisiertes Deutsch.) Wissen Sie aber auch, was das heißt? Ein himmelschreiendes Unrecht, einen Teil des deutschen Volkes ohne allen Grund seiner Menschenrechte zu berauben — Und dafür noch zu schreiben, das ist —“

Er verstummte; der junge Student sah ihn scharf und aufmerksam an. Leider ließ er sich bei dieser Frage immer so weit hinreißen!

„Es handelt sich hier garnicht um einen Teil des deutschen Volkes,“ sprach Rothauser ruhig: „ich betrachte die Juden gar nicht als zu meinem Volke gehörig.“

„Was?! Die Juden wären nicht ebenso gute Deutsche wie alle Übrigen?!“

„Mit Ihrer Erlaubnis, nein! Die Juden sind eine fremde Race, und daran kann keine Philosophie der Welt rütteln. Über Dinge wie Blut und Abstammung kommt man mit allen Phrasen nicht hinweg.“

„Werter Herr Rothauser — ein solcher Chauvinismus ist wirklich etwas passé.“

„Das ist kein Chauvinismus — das ist die Empfindung nicht blos der Gebildeten, sondern auch der Massen in Deutschland. Die Juden haben nichts von unserem Äußeren, unserer Denkart und unseren Charaktereigenschaften — ja, sie kennen nicht einmal unsere Sprache gründlich.“

Der letzte Hieb saß. Rothauser wußte in der That ganz genau, daß viele dieser jüdischen Schriftsteller und Kritiker, die über das litterarische Deutschland zu Gericht saßen, nicht einmal ihre Briefe orthographisch richtig schrieben.

„Sie wollen also nicht —“ fragte Sandhagen, der das Gespräch ablenken wollte.

Rothauser überlegte.

„Am liebsten wäre mir's, wenn alles stehen bliebe. Sehen Sie doch zu, ob's nicht geht. Wenn nicht, dann — Erlauben Sie eben einmal —“

Er vertiefte sich in eine Durchsicht des Manuskripts. Es entstand eine Pause. Steinberger lächelte ironisch und wollte gerade den Streit von neuem beginnen, als einer der in den vorderen Zimmern beschäftigten Kommis zu Sandhagen kam und ihm zuflüsterte, Fräulein Biedermann wünsche ihn zu sprechen.

„Bitte nur einzutreten!“

Die Schriftstellerin erschien auf der Schwelle und überflog mit einem hoheitsvollen Blicke die Herren, die sie alle kannten, und die sie begrüßten. Sie sah ungewöhnlich gut aus — mit einem verstaubten Lächeln reichte sie Rothauser die Hand und bedauerte, ihn schon längere Zeit nicht gesehen zu haben. Sie war in der That sehr zufrieden mit sich — die Geschäfte gingen gut; vor acht Tagen hatte sie wieder eines jener ephemeren Familienblätter „mitbegründet“, die „endlich einem unabweisbaren Bedürfnis abhelfen“, und in denen der uralte Köder eines ausgeschriebenen Preislustspiels immer noch Hunderte gläubiger Seelen auf den Leim lockt.

„Haben Sie gehört, Herr Steinberger?!“ wandte sie sich an diesen, „was ist das jetzt wieder ein Skandal in Berlin! Himmelschreiend, nein, wirklich haarsträubend! Dies krasse, realistische Drama von Ruperti, „Die Enterbten“, ist mit ungeheurem Beifall am Ostend-Theater aufgeführt worden! Und das soll ein Stück sein, welches die Vererbung der Trunksucht und der Unsittlichkeit behandelt! Wo bleibt da die Humanität und die Moral?!“

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein,“ bemerkte Wolfstein, „das ist nur in Berlin möglich! Alle Schreier, die hier nicht aufkommen, suchen in Berlin Skandal zu machen!“

Aber Fräulein Biedermann war in großer Unruhe. Sie setzte sich geräuschvoll, faltete die Hände und fuhr mit großer Zungengeläufigkeit fort:

„Nein, meine Herrn, es handelt sich hier um eine Existenzfrage der deutschen Litteratur! Wohin soll das führen, dieser unsittliche Naturalismus, diese Nachtreter von Zola, die das Familienleben zerrütten und unser ganzes ideales Streben angreifen. Bedenken Sie doch nur, diese neue Richtung soll ganz offen für freie Liebe und für Emanzipation des vierten Standes, und überhaupt für die gefährlichsten Neuerungen eintreten!“

„Haben Sie denn diese Sachen gelesen, gnädiges Fräulein?“ fragte Rothauser gelassen.

„Ich?!“ Fräulein Biedermann wurde ordentlich aufgeregt. „Wie können Sie so etwas von mir glauben? Ich werde doch nicht diese Sachen lesen! Kann denn eine anständige Dame — ich bitte Sie —“

Sie wollte verschämt die Augen senken, hielt aber klugerweise auf halbem Weg inne.

Rothauser wunderte sich nicht über diese Naivetät, aufs Geradewohl über eine ganze Richtung den Stab zu brechen, die man nicht im Entferntesten kannte. Er war an Derartiges schon gewöhnt.

„Aber Sie sollen ja selbst so etwas schreiben wie diese Leute, Herr Rothauser,“ begann Fräulein Bieder-

mann von neuem, und richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihn, „ich will doch nicht hoffen — Sie haben bisweilen so schrecklich krasse Ansichten!“

„Finden Sie?“

„Ja, gewiß – ach, wenn Sie doch erst zu der Überzeugung gekommen wären, daß der häusliche Herd, das trauliche Familienheim das einzig wahre ist, daß das Ideale schließlich doch immer siegt! (Dies war ihre Specialität – wie Lehwald den „Hang zum Guten“, so führte sie beständig den „Sieg des Idealen“ im Munde.) Echt deutsche Tugend und Sittlichkeit muß der leitende Gedanke jedes Schriftstellers sein, der es ehrlich mit seinem Volke meint —“

Und sie warf ihm von unten herauf einen leise strafenden Blick zu; sie hatte allerlei von seinen Bummeleien gehört und zweifelte, ob dieser moderne Deutsche für Tugend und Sittlichkeit zu gewinnen sei.

Rothauser lächelte eisig kühl, nicht ohne einen bitteren Beigeschmack.

„Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein,“ bemerkte Steinberger würdevoll, „und unsere Richtung, die in den Familienjournalen stets für die idealen Güter des deutschen Volkes eintritt, ist die einzig richtige — das beweist schon unser Erfolg! Bah — wer hat solche Auflagen wie wir? Wer kann solche Honorare zahlen? Dagegen können wir die sogenannten Realisten ruhig poltern lassen — die liest ja doch kein Mensch.“

Fräulein Biedermann begann jetzt von einem Roman zu sprechen, den sie unter der Feder habe, und dessen Verlag sie einem Freunde Sandhagens anbieten wolle — es war ein Opus à la Nataly von Eschstruth, viel Phrasen, etwas gemachte Pikanterie, ein sentimentaler Abschluß und besonders etliche aristokratische Gesellschaftszeichnungen — der letzte Punkt ist für die deutsche Leserin unentbehrlich. Man nimmt zu diesem Zwecke am liebsten die österreichische Gesellschaft, weil diese die zweifelhaftesten Elemente birgt, und man da am besten darauf losphantasieren kann.

Rothauser wußte, wie diese Dame und fast alle ihre Kolleginnen arbeiteten. Aus den Reminiscenzen der Leihbibliothek, aus ihren Jugendballerinnerungen, aus der einmaligen „echten Liebe“, die sie ja bekanntlich immer gehabt haben, konstruieren sie sich ein Bild des Lebens zurecht, wie es in Wirklichkeit nun und nimmer aussieht — bei ihren Soireen und Thés dansant, am Schreibtisch und im Ballsaal können sie natürlich das Leben nicht kennen lernen — aber für die verschwommene und dumpfe Atmosphäre des deutschen Familienlebens ist die Kost, die sie bieten, wie gemacht.

Und Rothauser, bei all seiner eigenen Selbstgefälligkeit, empfand doch unklar, welch unglaubliche, dumm-dreiste Arroganz in dem ganzen Treiben dieser „idealistischen“ Schriftstellerinnen und Familienblätter eigentlich lag — diese Frauen, die nichts kennen und wissen, die meistens auch nichts erleben und keine ausgebildeten Persönlichkeiten sind und sein können, deren Bildung noch dazu sehr zweifelhaft ist — sie werfen sich zu Richtern auf über das ganze, kräftig-pulsierende Leben einer Nation, die ihr Dasein nicht am Theetisch verbringt wie sie. Sie sprechen hoheitsvoll von den Höhen und Tiefen des Lebens, während sie hinter dem Ofen hocken und endlos ihre Roman-Strickstrümpfe stricken — und wenn von draußen, von der so sehr unbequemen Wirklichkeit einmal ein kalter, schneidender Luftzug hineinweht, dann appellieren sie an sämtliche Ideale des deutschen Volkes und zetern: „Wie realistisch! Wie roh!“

Ihre großartigste Leistung, die ihnen der Instinkt der Selbsterhaltung eingab, war die Erfindung, daß die Litteratur für die Familie da sei — eine Lüge, so groß und ungeheuer, daß sie prämiirt zu werden verdient. Damit gaben sie selbst zu, daß sie eigentlich nur für unmündige Personen schrieben — für die unbeschäftigten Backfische und für Gymnasialabiturienten. Denn der Familienvater, der liest ja nicht im modernen Deutschland, der muß abends seine Stammkneipe aufsuchen und seinen Skat spielen.

Daran dachte Rothauser, als er Fräulein Biedermann ansah, und er beurteilte sie und all ihre heliotropfarbigen Ideale milder — sie betrog sich und betrog Andere. Diese Person glaubte fest an ihren inneren Beruf, ihre göttliche Sendung und suchte ihresgleichen im Klatsch. Sie schwärmte für Fortschritt, für Aufklärung, für „freies Menschentum“ — aber die echt aristokratischen Allüren ihrer gefeierten Kollegin B. von Luckner in Berlin waren der Gegenstand ihrer fortwährenden Bewunderung. Sentimental und verlogen, phrasenhaft und kindlich-einfach — alles mit der bezaubernden Selbstverständlichkeit und Naivetät, wie es nur Frauen fertig bringen. Nachdem sie den beiden Herren jetzt vergebens eine halbe Stunde die ideale Tendenz ihrer Arbeit klar zu machen gesucht hatte, ließ sie auf einmal ganz unmotiviert eine sehr excentrische Geschichte von einer ihrer Freundinnen einfließen — eine Schriftstellerin von jener bekannten Sorte, die bei allen bedeutenden Persönlichkeiten in Deutschland nach Photographien und Notizen hausieren geht und dann, wenn die Fechtreise vollendet ist, ein Buch herausgiebt, „Erinnerungen an X. X.“ — ein Buch, in dem auch nicht ein einziger echter Gedanke, Empfindung oder Anschauung ist, das sie aber nichtsdestoweniger die Dreistigkeit hat, gleich mit ihrer Photographie zu versehen, um sich dem Publikum ja in Erinnerung zu bringen.

Rothauser hatte genug. Er empfahl sich und ging hinaus. Draußen, als er an die werten Kollegen dachte, die er da zurückgelassen hatte, stieg ihm unwillkürlich die Frage auf: „Was war hier größer, die Verkommenheit auf der einen Seite oder die Dummheit auf der andern?“ — Und daß diese ganze, würdige Gesellschaft, die ohne den geringsten wirklichen Beruf dazu und ohne die mindesten Fähigkeiten dem deutschen Volk Poesie „verzapfte“, daß dieser ganze litterarische Kleinhandel eigentlich einen maßlosen Frevel beging an der ganzen Nation, an dem geistigen Besitztum eines der ältesten Kulturvölker — das fiel ihm schon nicht mehr ein. Er

dachte im Grunde auch nur noch an sich. „Wenn ich nur oben bin — pah, was kümmern mich die Andern?“ Das ist ja das allgemeine Motto moderner „Poeten“.

Im kaiserlichen Deutschland hat in Wahrheit noch Niemand daran gedacht, daß eine Nation erst adelig wird, wenn sie durch ihre Kunst beweist, „qu'elle a pourtant quelque-chose là“ — wie Chénier sagte. Und daß die Kunst für Männer und für das Leben da sei — auf solche Ungereimtheiten ist wirklich noch kein Deutscher verfallen.

XXI.

Schenkt ein, schenkt ein — ich halte still,
Fragt nicht, welch' Wein ich trinken will
Die Sorte ist mir gleich —

So wogten die prickelnden Töne des Wiener Walzers durch das Zimmer, wo Delitzsch vor dem Klavier saß und wie gewöhnlich seine zahlreichen Mußestunden durch Wein, Weib und Gesang ausfüllte — während Rothauser, wie ein Vulkan qualmend, es sich auf dem Sopha behaglich machte und mit großem Eifer Fräulein Martha die Idee seines Romans auseinandersetzte, der vor ihm auf dem Tische lag — er war gerade erschienen. Das junge Mädchen hörte ihm andächtig zu, während ihre Füße sich leise, ganz unwillkürlich nach dem Takte der Musik bewegten — sie lächelte bisweilen etwas ungläubig, sie konnte sich immer noch nicht entschließen, diesen „schneidigen jungen Mann“ für ein Genie zu halten. Nach ihrer Vorstellung mußte ein Dichter ganz anders aussehen!

Delitzsch sprang auf und sah nach seiner Uhr.

„Du — es wird Zeit — wenn wir denn doch einmal zu dieser gottverlassenen Gesellschaft hinwollen, zu

der Du mich gepreßt hast. Lasse ich mich von Dir in eine sozialdemokratische Versammlung schleppen!“

Er seufzte tief auf.

„Aber, Hans, ich versichere Dir, es ist keine social-demokratische Versammlung — es handelt sich um den „freien dramatischen Verein“, der sich für die Begründung von Volksbühnen abquält —“

„Ach, Falle! Das kennt man. Litteratur ex officio, aber in Wahrheit Politik. Weil wir, Gott sei Dank, noch das Socialistengesetz haben, kommen die Leute durch solche Hinterthüren herein. Dein Freund Weinlich ist doch auch dabei? Na ja, da hast Du es — Fritz, Fritz, nimm Dich in Acht vor der Demokratie, Du gehörst nicht zu dieser Sorte!“

Er begann langsam seine Handschuhe anzuziehen.

„Lieber Freund — Du kannst doch nicht Deine Thüren zusperren vor dem Zeitgeist. Die Social-demokratie ist die Tagesfrage sine qua non. Du solltest mal sehen, was diese Leute jetzt schon agitieren für die Wahlen im Februar. Wir werden schöne Dinge erleben! Und sie haben recht, denn unsere Zustände sind so faul, die ganze Welt von heute ist so morsch —

„Bravo!“ rief Delitzsch, „Fritz, Du bist der richtige Deutsche — immer verdammt ernsthaft — Du hast Dich hier in eine schöne Politik hineingearbeitet.“

„Wenn es sich um sociale Revolutionen handelt, muß man auch ernsthaft sein.“

„Je ne vois pas la nécéssité. Weißt Du, mein Bester, wir schieben nicht, sondern wir werden geschoben — das ist eine alte, verdammte Wahrheit — Martha, hier ist ja der Knopf immer noch nicht in Ordnung — Übrigens, was ich sagen wollte, unsere ganze staatliche, religiöse und gesellschaftliche Existenz ist ja in der Auf-lösung begriffen, und der socialen Revolution in irgend einer Form entgehen wir ja doch nicht. Wir sind alt, und wir haben unter uns einen unterdrückten Stand, der zehnmal stärker ist wie wir. Lügt Euch doch nicht um historische Gesetze herum! Die Arbeiter werden

einst unsere Fabriken und Paläste zertrümmern, das ist ebenso natürlich, als wie daß die Barbaren das römische Reich zertrümmerten. Betäuben und vergessen; da hast Du den Sinn der ganzen Geschichte!"

Er trällerte eine Operettenmelodie vor sich hin.

Rothauser sah ihn mit einem sonderbaren Blick an.

„Darum hat Dir wohl auch mein Roman so wenig gefallen," sprach er langsam aufstehend, „er ist Dir zu positiv, zu ernst, zu — wie sagtest Du doch? zu pathetisch!"

Delitzsch blieb an der Thüre stehen und wandte sich um — es lag ein eigentümlicher Ton in Rothausers Worten.

„Du hast mir meine Kritik doch nicht übel genommen? Du wünschtest doch selbst meine wirkliche Meinung zu hören? Mein Lieber, es ist keine Poesie in Deiner Arbeit — der moderne Roman muß Dichtung sein, frei, phantastisch, meinetwegen auch romantisch — aber nicht das gequälte und gezwungene Aufeinanderbauen und Construieren und Beobachten!"

„Ja, ich weiß," machte Rothauser nachlässig, „das wirfst Du der modernen Litteratur überhaupt vor, daß sie gequält und gezwungen wäre."

Sie traten beide hinaus; aber sie vermieden es, dies Gespräch wieder aufzunehmen. Übrigens hatten sie beide von vornherein die stillschweigende Übereinkunft gehabt, sich in gewissen Punkten zu „schonen"; überzeugen lassen wollten sie sich ja nicht, und ihre Freundschaft war ihnen zu wertvoll, um über irgend eine „akademische Frage", wie sich Delitzsch ausdrückte, in Streit zu geraten. Sie wußten sehr wohl, daß zwischen ihnen auch der geringfügigste Streit unfehlbar zu einem unheilbaren Bruche führen würde.

„Du siehst heute schlecht aus," bemerkte Delitzsch nachlässig, ihn von der Seite ansehend. „Falten an den Schläfen — tiefliegende Augen — bummele nicht so viel, mein Bester."

„Hm — gestern habe ich sehr solide gelebt. Allerdings haben wir in den Magdeburger Bierhallen bis 1 Uhr Skat gespielt."

„Na, da haben wir's! Auch auf den Skat bist Du schon gekommen! Übrigens, wie ist es denn mit Sievers — der wollte ja wohl zu Ostern ins Examen steigen?"

„Ach, da wird ja nie was draus! Den Rummel kenn' ich — das hat er schon seit zwei Jahren vor. Jetzt hat er meistens das besoffene Elend, liegt des Morgens bis 12 Uhr im Bett und jammert einem was vor, wenn man zu ihm kommt."

„Eine schöne Existenz!" Delitzsch verzog verächtlich das Gesicht. „A propos, was hat mir Bianca da neulich erzählt — Du wolltest den langen Referendar kontrahieren, der sie seit acht Tagen poussiert?"

Rothauser nickte.

„Werd' ich auch. Der Kerl ist mir lange zuwider."

„Du, verzettele Deine Zeit nicht! Du bist doch jetzt sehr beschäftigt!"

„Ach, das werden wir schon noch abkönnen. Für so 'was hab' ich immer Zeit."

Ja, Fritz Rothauser war jetzt sehr beschäftigt. Er mußte arbeiten, arbeiten mit der ganzen eisernen Notwendigkeit des Menschen, der um seine Existenz ringt. Das Gefühl „auf eigenen Füßen zu stehen" macht sich in der Wirklichkeit peinlicher, als es sich in pathetischen Monologen ausnimmt. Die kleinen Arbeiten wurden ihm schlecht oder gar nicht bezahlt. Und dazu das ewige Warten und Herumlungern in den Redactionen und Bureaux, wo man so „eilfertig" behandelt wird, und die Höflichkeit oft eine Sache ist, die noch kein Diogenes hier gesucht hat. Und vor allem doch wollte man leben: die materiellen Angelegenheiten, das häßliche Wort vom täglichen Brot drängte sich so in den Vordergrund. Da mußte man sich anstrengen, schreiben, oft bis in die Nacht — was er bot, das boten ja Hundert und Tausend andere auch, er mußte erst noch beweisen, daß er mehr war wie sie. Der sofortige und glänzende Erfolg seines Romans — das war die fixe Idee, die ihn nicht mehr verließ. Übrigens hatte sich Rothauser schon entschließen müssen, um seine immer noch luxuriösen Ausgaben zu

decken, sich an einen jener menschenfreundlichen Israeliten zu wenden, die in allen Universitätsstädten bereit sind hilfsbedürftigen Seelen unter die Arme zu greifen — gegen 20 Procent und die Eidechsen von Molière.

Die beiden Freunde schritten langsam durch die menschenerfüllten Straßen — es war noch früh am Abend; um diese Zeit wimmelte es in den Quartieren zwischen Reudnitz und der Stadt von Arbeitern und Proletariern jeder Art. Es war ein Hin- und Herfluten von Menschen, die sich gegenseitig anriefen und anstießen, lachten und sich zu dichten Haufen zusammenballten, wenn ein Betrunkener, zwei schimpfende Kutscher oder irgend ein Ausrufer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Das Ziel ihrer heutigen Tour war eine große Brauerei in der abgelegenen Vorstadt, wo eine Versammlung jenes socialdemokratisch angehauchten Naturalistenvereins stattfinden sollte — ein Herr Dr. Perner hatte einen Vortrag angekündigt über „Die Kunst und der Arbeiter“ — Rothauser, der diesen Doktor kannte, hatte großen Respekt vor ihm und wußte ihn Delitzsch nicht genug anzupreisen. Es war schon ziemlich voll, als sie eintraten — eine Atmosphäre voll Lärm und Aufregung, Bassermannsche Gestalten und Kunstproletarier — auch viel junge Leute aus den besseren Ständen — es war die Zeit, wo die socialistischen Ideen in ihrer heftigsten Gährung waren und auf den Universitäten eifrig discutiert wurden. Die Gebildeten empfanden wie gewöhnlich den haut goût, sich für den vierten Stand zu interessieren und begannen mit einer verblüffenden Harmlosigkeit dies gefährliche Spiel, das die Gironde auf die Guillotine geführt hat.

Rothauser sah manchen bekannten Studenten, auch mehrere Mitglieder der „Gesellschaft“, der Hauptsäule des Realismus in Leipzig; er begrüßte Weinlich und befand sich bald in einem fieberhaften Debattieren, Auseinandersetzen und Erörtern — es schien eine sprühende, junge Welt voll neuer Ideen um ihn zu sein,

er nickte zu den gewaltsamsten Phrasen, zu den blutgierigsten Drohungen gegen Reactionäre und Bourgeois — hier drang alles nach oben, nach Erfolgen — hier war That, Arbeit und Streben. Dieser große Saal mit seinen schmutzigen und rauchgeschwärzten Holzsäulen, diese von Bier und Cigarren befleckten Tische, an denen Männer in Filzhüten und abgeschabten Paletots saßen — das hätte noch vor einem Jahre einen widerwärtigen Eindruck auf ihn gemacht, aber jetzt war er schon etwas „demokratisiert“ sein stetiges Motto war: „Ich kann diese Leute brauchen — also“.

Delitzsch hatte sich resigniert an einem Tisch gesetzt und ein Glas Bier verlangt. Seine hellen Handschuhe, die er auch hier nicht auszog, sowie sein goldenes Lorgnon erregten an den benachbarten Tischen mißtrauisches Aufsehen. Man witterte den „Erzreactionär“ wie er sich selbst humoristisch ausdrückte.

„Ich bin einmal in Hamburg in einer Matrosenkneipe gewesen,“ erklärte er Rothauser, als dieser ihn aufmerksam machte: „das war eine noch viel ungemütlichere Gegend. Ach, weißt Du — im Grunde ist der sogenannte Gebildete immer in einer anderen Welt, sobald er sich unter dem Volke befindet. Die Meisten wollens nur nicht zugeben.“

„Ihr Roman ist also endlich erschienen?“ sprach Weinlich zu Rothauser, den er bei Seite zog, nachdem er Delitzsch sehr kalt begrüßt hatte.

„Ja — ich fürchte nur, er ist zu kraß geworden.“

„Schadt nichts. Je toller, desto besser. Es muß Lärm, Aufregung, Skandal geben. Denken Sie, was mir neulich passiert ist! Ich wollte im V. D. St. eine Anzahl Flugblätter verteilen mit Aufforderungen für die Februarwahlen — man denuncierte mich, und einer schickte mir nach einem heftigen Wortwechsel in seinem patriotischen Rappel eine Forderung. Ich habe abgelehnt — natürlich.“

„Sie haben abgelehnt?“ Rothauser machte ein betretenes Gesicht — ohne recht ersichtlichen Grund.

„Natürlich. Ich werde mich doch nicht auf solchen Unsinn einlassen, wie Ihre Duelle. Was haben Sie denn von mir gedacht? Ich habe keine Zeit zu romantischen Faseleien!“

Weinlich war in der letzten Zeit noch bedeutend nervöser geworden — seine kalten, scharfen Augen, die tief in dem mageren Gesicht zurücklagen, trugen mehr wie je den Ausdruck brutaler Nichtachtung Anderer und einer zügellosen Entfesselung aller wilden Instinkte, die in der menschlichen Natur verborgen liegen. „Auch eine nette Frucht der Bildung,“ dachte Rothauser bei sich, der oft über diesen Menschen nachdachte — er hatte erst neulich die bekannte Tolstoi'sche Schrift gelesen. „Und der ist mit allen Mitteln unserer hochgebildeten Kultur großgezogen — wo stammt nur eigentlich dieser wahnsinnige Satz her, daß Bildung und Wissenschaft den Menschen läuterten und wahrhaft human machten?“

Rothauser suchte so oft mit einer Art geheimer Furcht in diesem Gesicht zu lesen, als ob er da etwas suche, was ihn noch erwarte, als ob auch er noch einmal dahinkäme zu dieser grauenhaften Verhärtung, zu dieser hoffnungslosen Verwüstung dessen, was naive Seelen Herz nennen. Diesen Mann hatte das Leben geschüttelt wie ein eiserner Mörser — alle seine Leidenschaften und Gedanken koncentrierten sich in dem Trieb der Zerstörung, alles was er sprach war Verneinung des Bestehenden. Bisweilen glaubte Rothauser in seinem wilden Spott nur eine hoffnungslose Verzweiflung zu sehen — die Verzweiflung, die so oft hochentwickelte Köpfe übermannt, welche sich in dieser Welt vorkommen wie in einem Tollhause — und dann schien es ihm, als ob er viele von seinen Sätzen schon gehört habe — von Delitzsch, von der Schauspielerin. — Wie konnten sie alle zugleich auf diese Gedanken kommen?

Rothauser hatte Achtung vor dieser so vielen antipathischen Natur, nicht blos wegen seines Geistes, sondern auch wegen seines eisernen Willens. Es lag ja überhaupt in seiner Natur, nur das zu achten, was ihm ge-

fährlich werden konnte — und so hatte er sich trotz Delitzsch's Achselzucken bald mit Weinlich befreundet.

Mittlerweile hatte sich der Saal gefüllt — der Polizeilieutenant hatte auf der Tribüne Platz genommen, neben ihm die Berichterstatter — die bewaffnete Macht sah ungewöhnlich mißtrauisch aus, als ob sie der Stimmung im Saale nicht recht traute, als ob aus diesem Charivari von scharfen, aufmerksamen Gesichtern da unten, welche die Glut ihrer Cigarren beleuchtete, ein revolutionäres Etwas aufstiege, ein gefesseltes, bisher mühsam unterdrücktes historisches Gespenst — das Gespenst von 93.

„Meine Herren“ begann der Redner, nachdem er sich vorsorglich durch einen Schluck Wasser gestärkt hatte, „da ja die Kunst, dem Zuge der Zeit folgend, vor allem demokratisch ist und sein muß, hat sie endlich ihre Aufgabe klar und deulich erkannt und sucht dieselbe in unsern Tagen mit rücksichtsloser Energie zu erreichen. Die brennenden Fragen der Zeit, meine Herrn, vor allem die sociale Frage, das ist es, was die Kunst – “

In diesem Stile ging es unaufhaltsam weiter, zehnmal hörte man was die Kunst „soll oder muß“, dann war auf einmal die Rede von der „gefährlichen Zuspitzung der socialen Gegensätze“, sodann von dem „unentwegten, sittlichen Bewußtsein des Volkes, das von den jetzigen Zuständen aufs tiefste beleidigt werde“ — hierauf erfolgten etliche Seitenhiebe gegen den Liberalismus und schließlich gipfelten die Ausführungen des Redners in dem Vorschlage, durch unentgeltliche Aufführungen von klassischen, besonders Schillerschen Dramen für Arbeiter dem sinkenden Zeitgeist wieder auf die Beine zu helfen.

„Das alte Demagogenmittel,“ flüsterte Delitzsch seinem Freunde zu, „dieselbe Geschichte wie Perikles und seine Athener. Und klassische Sachen für diese Arbeiter — das ist nicht so naiv, wie es aussieht. Wir sind ja schauderhaft blasiert auf dies Zeug — die aber noch nicht. Auch sind die modernen, realistischen Sachen viel zu gelehrt – subtil für die Leute. Von Bleibtreu oder

Gerhard Hauptmann würde ein Arbeiter keine Bohne verstehen."

Weinlich beobachtete ihn aufmerksam von weitem. Er stand gleich dicht bei der Estrade und gehörte immer zu den Ersten, welche in den Zwischenpausen „Bravo" und „Sehr richtig" schrieen. Es war kalt im Saale und er schlug den Kragen seines kurzen Paletots auf — fortwährend eine seiner gewöhnlichen, schlechten Cigarren rauchend. In der Regel nickte er Rothauser zu, der ihn sorgfältig beobachtete, und der ihn eigentlich im Stillen um seinen unbeirrten Fanatismus beneidete.

„Hergott, ist das 'ne olle Qualmtute," meinte Delitzsch im schnoddrigsten Berliner Ton, als der Redner geendet hatte. Sämmtliche Köpfe an den Nachbartischen wandten sich entrüstet um — durch den Verdacht ein Berliner zu sein, zog er sich nun vollends den allgemeinen Haß zu. „Fritz, komm, wollen wir nicht lieber noch ein Bischen zu Elsa gehen —? Von der Welterlösung durch die neue Kunst und Litteratur habe ich nun genug!"

„Nein. Ich finde das ganz interessant. Übrigens will ich auch schon deshalb warten, weil nachher freie Diskussion angekündigt ist. Sieh, es wird gesammelt!"

„Natürlich!" Delitzsch erlegte ironisch zehn Pfennig. Auf dem Teller, wohin das Geld kam, lagen allerhand Papiere, Brochuren, auf die der Mann verstohlen hindeutete. Dann zeigte er noch eine mit Namen bedeckte Liste, die er den jungen Leuten vorhielt. „Für die Partei," sprach er, sie ansehend. Sie schüttelten Beide den Kopf.

„Ist das ein Phrasenkram," fuhr Delitzsch halblaut fort, „der Mensch hat ja keine Ahnung wovon er spricht — behauptet, Shakspere wäre der echte Repräsentant der demokratischen und protestantisch-sittlichen Kunst der neueren Zeit! Shakspere mit seiner aristokratischen Renaissancebildung und seiner heidnischen Lebenslust! Was hat man aus dem schon alles gemacht?! O Weltgeschichte, du bist die Weltlüge!"

Rothauser hütete sich, ihn zu widerlegen —

aber er wandte sich halb ärgerlich ab. Vor der Tribüne wurde eifrig diskutiert. In diesem Moment trat Weinlich wieder an den Tisch der beiden Freunde.

„Na, hören Sie, Herr Weinlich," begann Delitzsch, „das war 'ne schöne Gegend, der Vortrag. Kurz und erbaulich. Übrigens für Ihre Zwecke nicht übel — es war ja eigentlich nichts richtig, aber das schadet nichts."

„Haben Sie etwa Lust, dagegen zu reden?" Weinlich sah ihn mit einer gewissen höhnischen Grausamkeit an — er wußte, daß er hier ganz in seinem Elemente war. „Bitte — wir gestatten freie Diskussion."

Delitzsch lachte.

„Freie Diskussion! Und wenn ich Ihnen sage, daß die Kunst etwas ist, wovon Sie alle noch keine Ahnung haben, daß sie aristokratisch und auf Traditionen angewiesen ist, daß sie der Schulung und des Formgefühls bedarf — daß der ganze demokratische Unfug, den ich da gehört habe, nicht einmal neu, sondern sehr abgelebt ist, und daß ich all diese Zukunftsmusik für Hirngespinst halte — darf man so etwas hier auch sagen?"

Weinlich sah ihn an. Ein wahrhaft wütender Haß glühte in diesem stahlscharfen Blick, mit dem er dem Mann in's Gesicht sah, der ihm von allen Lebenden am widerwärtigsten war. Er hatte immer das Gefühl, als müsse er sich zusammennehmen, um nicht mit beiden Fäusten auf den jungen Mann loszuschlagen, an dem alles Eleganz, Reichtum und Sicherheit war, und der jetzt mit seiner gewöhnlichen, lächelnden Ruhe sein parfümiertes Taschentuch herauszog und seinen Kneifer putzte.

Weinlich bezwang sich. Er entgegnete mit eisiger Kälte: „Wenn Sie all den Unsinn da vorbringen, den Sie eben geäußert haben, dann würde man Sie in der That mit Recht hinauswerfen."

„Himmeldonnerwetter!" Der Kneifer fiel zur Erde, aber Delitzsch achtete nicht darauf. Er sprang halb auf, setzte sich aber gleich wieder laut auflachend.

„Ach so — Sie sind ja nicht einmal satisfaktions-

fähig, Herr Weinlich, man kann Sie also nicht einmal zur Verantwortung ziehen für Ihre Schimpfereien. Schimpfen Sie nur ruhig weiter."

„Hans!" Rothauser legte ihm die Hand auf die Schulter — er fürchtete einen Auftritt hier im Lokale. Die ganze Nachbarschaft war aufmerksam geworden.

Weinlich steckte die Hände in die Hosentaschen und blieb vor beiden stehen mit einem widerlich höhnischen, gaminartigen Ausdruck im Gesicht — er fühlte sich seines Triumphes sicher.

„Reden Sie nur los," sprach er in seiner vulgären Ausdrucksweise, „bringen Sie nur Ihren Kram vor — wir werden Sie schon zur Ruhe bringen! Uns können Sie hier mit Ihrer privilegierten Faulenzerei und Ihren eingebildeten Redensarten nicht imponieren!"

„Ja, nun reden Sie mal," begann gleichfalls ein vierschrötiger Maurer, der am nächsten Tisch saß, und der sich bisher am meisten über Delitzsch geärgert hatte, „vielleicht können wir von Ihnen auch mal was Neues hören. Na, wie wär's denn?"

„Wenn Sie immer raisonieren, das ist nicht maßgebend," zeterte ein dürrer Schneider los, der herbeigelaufen war, „ne, das ist nicht maßgebend! Das ist nicht maßgebend!"

Es fiel Delitzsch natürlich nicht im mindesten ein, hier seine Ansichten auszusprechen vor diesem Publikum, das doch blos die Speise haben wollte, die ihm paßte. Er wußte, wie diese Leute zu behandeln waren, und wie er sich am besten aus der Situation ziehen konnte. Nachdem er in aller Ruhe den Kellner bezahlt hatte, stand er auf.

„Ja, meine Herrn," sprach er gemütlich, „da ließe sich viel drüber sagen: Wissen Sie, wer hier eigentlich nur maßgebend ist? Maßgebend ist ja doch im Grunde blos der Kellner — wenden Sie sich an den — der kann Ihnen am besten Auskunft geben."

Nach diesem verblüffenden Abgange, bei dem die Philister unwillkürlich in ein lautes Gelächter ausbrachen,

ging er langsam dem Ausgang zu — Weinlich zuckte vielsagend die Achseln, er hatte für diese Art, sich mit einem schlechten Witz aus der Sache zu ziehen, gar kein Verständnis. Er haßte diesen Mann tötlich — gerade wegen dieser überlegenen Sicherheit, er haßte seine ganze Richtung, seine frivolen Ansichten — er haßte ihn im Grunde vielleicht nur, weil er ihm das einzige gestohlen hatte, was er liebte, seine Braut. Aber er hütete sich wohl, sich das klar zu machen.

Rothauser war Delitzsch nachgeeilt. Er machte ihm beinahe Vorwürfe wegen dieser Szene. „Wir können hier noch viel hören und lernen — wozu einen Skandal provozieren?"

Jener sah ihn erstaunt und doch verständnisvoll an. Dann lächelte er verächtlich. Da Rothauser sich weigerte, mit ihm zu gehen („Weinlich hat im Grunde ganz recht," erklärte er ihm geradezu), so verließ er ihn achselzuckend. Die beiden Freunde schieden ernstlich verstimmt von einander.

Delitzsch ging noch nicht nach Hause. Er hatte die Gewohnheit, besonders abends oft stundenweite, einsame Spaziergänge zu machen. Er dachte über die Gesellschaft nach, die er eben verlassen hatte und zuckte die Achseln. Aber es stiegen ihm zugleich allerlei Gedanken über Rothauser auf.

Er erinnerte sich dessen, was Helene Felsegg sich gestern hatte entschlüpfen lassen, als er bei ihr Kaffee trank. Sie fand, daß der junge Schriftsteller merkwürdig „unumwunden" geworden war.

„Sollte es schon Zeit sein —?" murmelte er nachdenklich vor sich hin.

XXII.

„Nein, so etwas ist ungemütlich — alle Teufel!"

„Aber, was ist Dir denn passiert? Du springst auf, wirfst das Sektglas um und stürmst hinaus —? Was — war denn nur? Die Kleine war ja doch ganz nett!"

Rothauser sprach das schon mit unsicherer Stimme — der Wein lag ihm in den Gliedern. Die Augen waren ganz blutunterlaufen, sein Gesicht sah fahl und abgemagert aus. Er fuhr sich unwillkürlich mehrere Male nach der Brust — es war sonderbar, seit einiger Zeit verspürte er immer eine gewisse Schwere beim Atmen, eine bleierne Müdigkeit in den Gliedern — er konnte morgens niemals mehr ordentlich arbeiten.

Delitzsch und Rothauser kamen beide aus einer jener sogenannten Konzerthallen, die dem Vergnügen gewidmet sind, und bei denen die Kunst in der That eine sehr geringe Rolle spielt; bei ihnen befand sich Lehwald, den sie verführt hatten, sie zu begleiten — der unglückliche Idealist griff sich beständig an die schmerzende Stirn; er begann schon jenen Katzenjammer zu empfinden, der bei ihm ja zum Métier gehörte. Es war bereits in der Stunde der Morgendämmerung, als die würdige Gesellschaft mühsam ihren Weg über die Promenade suchte — sie hatten erst den Abend im Theater verbracht, dann mit Elsa gekneipt und waren auf ihrer weiteren Irrfahrt im Sektkeller zu dem löblichen Entschluß gekommen, noch etliche Magdalenen zu trösten — aber keine büßenden. Das war ihnen denn auch gelungen. Alles an ihnen atmete eine schwüle, dampfende Liederlichkeit — diese blassen, heißen Gesichter erzählten deutlich von vergeudeten Kräften, von einem vergifteten Organismus und von vergiftetem Denken.

„Also, was war denn?"

Delitzsch, dessen sonderbares Betragen Rothausers Neugier so anstachelte, begann zögernd:

„Na, zum Teufel, ich will Dir's erzählen! Eine

merkwürdige Geschichte. — Wie wir da eben im vorderen Zimmer saßen, da in dem Hause, sehe ich mir das eine Mädel auf einmal näher an, das sich im Nebenzimmer umhertreibt — weißt Du, die große, volle Blondine — und ich erkenne zu meinem größten Erstaunen eine Jugendbekanntschaft von mir, die Tochter aus einem angesehenen und reichen Dresdener Hause — ein frisches, anmutiges Geschöpf von 19 Jahren, als ich sie zuletzt sah. Sie war so munter und ausgelassen damals — ich habe sie selbst eine Zeit lang angeschwärmt. Und die sehe ich auf einmal heute Nacht in diesem Hause — unter diesen Weibern!"

„Sonderbar!" Rothauser wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Puh — nein, das ist unangenehm, solch ein Rencontre!" Delitzsch schüttelte sich, als ob ihn fröstelte, „wenn man solch ein Geschöpf früher gekannt hat — und dann sieht man sie jetzt wieder, geschminkt wie eine Wand, und sie sagt zu einem: „Na, wie wär's kleiner Schatz? Komm — wir wollen noch eins trinken!" ich sage Dir, das berührt einen grauenhaft. Sie kannte mich nicht im mindesten wieder, was mir recht lieb war; ich hatte schon Angst vor einer sentimentalen Szene — die Weiber fangen dann immer an zu heulen. Uebrigens ist mir so eine Geschichte schon einmal passiert — pah, das Leben ist doch ein großer Kehrichtbesen!"

Er lachte laut auf — aber das Lachen klang seltsam und unnatürlich.

„Aber wie ist das nur möglich?"

„Hm — es wird sie irgend jemand verführt haben; und da mußte sie hinaus aus dem Hause — oder ging von selbst. Na, nun ist die Misère da, erst sucht man natürlich 'ne Anstellung, aber das geht ja nicht lange, und dann kommt man immer tiefer und tiefer — na, Schwamm drüber! Hast Du nicht noch eine Cigarette da, Fritz?"

Es entstand eine Pause. Rothauser, der für die

Stimmung, in der Delitzsch sich befand, gar keine Empfindung hatte, suchte das Gespräch abzulenken.

„Die Tellmann war doch recht langweilig gestern abend als Cyprienne,“ begann er: „überhaupt mag ich das ganze Stück nicht. — Ich weiß nicht, es ist doch eigentlich gar nichts dran.“

Delitzsch lächelte. Er kannte den bereits sehr entwickelten Geschmack seines Freundes. Rothauser konnte jetzt überhaupt keine einigermaßen gehaltvollen Theaterstücke mehr sehen — er war mit den pikantesten Operetten, den albernsten Possen, den lärmendsten Ausstattungsstücken so überfüttert worden, daß ihn eigentlich garnichts mehr reizte. Sein Geschmack war geradezu roh geworden, und es war noch nicht eines seiner stärksten Stücke, daß er einmal bei Fräulein Biedermann erklärt hatte, der Faust wäre „zum Einschlafen langweilig“. Mit solchen Sentenzen glaubte er immer großen Effekt zu machen.

„Na, meine Herrn, wo solls denn noch hingehen?“ fragte Lehwald, als sie an einer Straßenecke angelangt waren: „Donnerwetter, mir fängt wirklich der Kopf schon an zu brummen!“

„Pah, das kommt nur, weil Sie's nicht gewohnt sind. Uns passiert das nicht, wir sind Realisten des Lebens, nicht wahr Fritz? Wissen Sie was, meine Herrn, ich schlage Ihnen vor, Sie kommen noch etwas zu mir — vielleicht kriegen Sie da noch einen Kaffee; der ist uns doch sehr nötig.“

Man nahm den Vorschlag an und wandte sich nach dem Königsplatz zu.

Es mochte zwischen 7 und 8 Uhr Morgens sein, als die Drei in Delitzsch's Wohnung anlangten — die Sonne begann gerade ihr in dieser Jahreszeit doppelt undankbares Geschäft. Delitzsch riß die Vorhänge auf, die noch geschlossen waren — das spärlich hereindringende Licht beleuchtete überall die größte Unordnung. Auf dem Tische standen halbgefüllte Gläser — noch am Nachmittag hatte er mit Rothauser hier getrunken. Das

Klavier war noch geöffnet, ein halb aufgeschnittener, französischer Roman lag auf dem Sofa. Alles duftete nach Cigaretten und Parmaveilchen — eine Atmosphäre für weiblich sensitive Nerven oder für Organismen der Überreife, wie die Drei bereits waren.

Man machte sich's zunächst bequem, d. h. Lehwald warf sich aufs Sofa, lächelte von Zeit zu Zeit stupide vor sich hin und trällerte leise die bekannte Melodie: „Der Graf von Luxemburg u. s. w." Sein heller Mantel lag neben ihm auf der Erde — er achtete nicht darauf, als Delitzsch rücksichtslos seine Cigarrettenvorräte plünderte. Dies lustige Leben hatte für ihn noch den Reiz des Neophyten. Rothauser hatte mit den Blicken des Sachkundigen die Weinflasche hervorgeholt und trank weiter, obwohl er eigentlich garnicht mochte. Aber es mußte renommiert werden. Für die schmeichelhafte Anerkennung, die er von seinen Freunden zuweilen hörte: „Der Kerl, der Rothauser, säuft wie ein Loch!" — dafür ruinierte er sich Kopf und Magen.

Delitzsch, noch am nüchternsten, hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte einen Marsch aus dem Bettelstudenten — flott und frisch wie ein Trompetenstoß drang die kecke Melodie durch das schwüle Zimmer — die erschlafften Nerven spannten sich — Gift war durch Gegengift kuriert.

Aber er schien nicht ganz bei Stimmung mehr — er dachte immer noch an das schöne, verkommene Weib in jenem Hause — an diese Erscheinung, die wie ein Gespenst aus den Abgründen seines Lebens vor ihm aufgetaucht war. Und er schlug um so eifriger auf die Tasten, als ob der Lärm der Walzer und Polkas seine Unruhe betäuben sollte.

„Du Fritz, ich glaube, das ist etwas für Dich," rief er auf einmal abbrechend — er erblickte einen Brief auf dem Piano liegen: „das ist aus Deiner Wohnung nachgeschickt worden — muß wohl etwas Wichtiges sein."

„Na, das wird was Rechtes sein," Rothauser ließ

den Brief liegen. „Spiel doch den Walzer aus dem 1. Akt noch einmal, Hans — famoses Stück.“

„Na, Herr Lehwald wie gefällt Ihnen die Gegend hier?“ fragte Delitzsch während des Spielens: „verteufelt wenig Idealismus, was?“

„Einst wird kommen der Tag —“ begann Lehwald ernsthaft.

Die beiden Freunde lachten laut auf.

„Sehr gut! Er citiert Homer,“ meinte Rothauser sarkastisch: „Herr Lehwald, am Tage des Weltgerichts schicken wir Ihnen eine Einladung zum Diner — Sie wissen, les Adieux de Don Juan.“

„Ich komme nicht,“ erklärte Jener entschieden; „ich lasse mich nicht in Gemeinschaft mit Ihnen vom Teufel holen.“

„Der Teufel! Wenn man wenigstens noch an den glauben könnte! Für zwanzig Jahre Genuß und Vergnügen verschriebe ich ihm auf der Stelle meine Seele — wenn er glaubt, daß ich eine habe! Aber der Teufel ist vielleicht auch Skeptiker.“

„Warum leben Sie eigentlich?“ frug Lehwald auf einmal, Delitzsch starr ins Gesicht sehend.

„Warum?“ Der junge Mann schenkte sich ein Glas Wein ein „da trinken Sie, und nach einer Viertelstunde fragen Sie nicht mehr! Warum ich lebe? Für den Wein, für die Sonne, für ein hübsches Gesicht, das mich von Zeit zu Zeit anlächelt, für die Dummheiten meiner Mitmenschen — übrigens geb' ich Ihnen zu, das alles ist nicht sonderlich der Mühe wert — wenn ich müde bin, lege ich mich schlafen — applaudite cives.“

„Haben Sie nie geglaubt zu einem Zweck bestimmt zu sein — in irgend einer Stellung der Menschheit zu nützen?!“

„Ah, mein bester Herr Lehwald, das bildet man sich im Anfang immer ein — man will Großes leisten, man fängt mit Riesenplänen an und glaubt zu enden wie Byron und Napoleon. Ah, und meistens endet man wie jeder Gewürzkrämer in seiner Nachtmütze — es

bleibt vom Leben nichts übrig als der schauderhafte, ekle Nachgeschmack. Aber die meisten täuschen sich darüber hinweg, und darum wird heutzutage so erstaunlich viel gelogen. Alles strotzt von Reformen, Vorschlägen, Zukunftsplänen — pah, das hindert alles nicht, daß wir eine überreife Raçe, eine entnervte Generation — mit einem Worte, daß wir fin de siècle sind — wir haben zu nichts mehr Lust!"

Er war bei den letzten Worten ans Fenster getreten. Sein Gesicht sah noch fahler, noch unheimlich blasser aus wie sonst — die Augen waren trübe und glanzlos und sahen mit einem gleichgiltig-träumerischen Ausdruck ins Leere. Diese Augen verrieten bisweilen eine seltsame innere Spannung, eine geheimnisvolle, tiefe Melancholie, durch alle die äußere Kälte und die gemachte „Schneidigkeit" hindurch — als ob sie in der Ferne zerschlagene Welten und entthronte Götter sähen, deren sonniger Glanz frühere Generationen belebt hatte. Solche Augen findet man nur bei Menschen, die das Leben gebrochen und abgeschliffen hat wie einen Diamant — die sich mit einer Art Verzweiflung hundert Mal weggeworfen haben, ohne doch das Bewußtsein der Gottähnlichkeit aus ihrem Inneren tilgen zu können — das Bewußtsein des rebellischen Lucifer, der nie vergessen kann: Auch ich hätte sein können wie Gott.

Delitzsch sagte nie, daß er auch diese Jugendträume gekannt hatte mit all ihrem unendlichen Glück und ihrem unendlichen Schmerz der Enttäuschung — jetzt war das alles vorbei, er hatte es allmählig vergessen, er hatte sich betäubt. Er war in seinem Sinne geheilt — aber um einen theuren Preis. Er wußte sehr wohl, daß der Baum der Erkenntnis ein Giftbaum ist.

„Sag mal, gehst Du heute zu Elsa?" fragte er gleichgiltig Rothauser, sich zu diesem umwendend.

„Zu Elsa? nein!" antwortete dieser aus seinem Brüten auffahrend: „ich war erst gestern da! Zum Teufel — das nimmt mich zu sehr mit!"

„Das glaub' ich," murmelte Delitzsch mit seinem gewöhnlichen ironischen Ausdruck.

Rothauser, der schon von den gewöhnlichen studentischen Bummeleien nicht mehr lassen konnte, hatte sich endlich von dem hartnäckigen Liebesverlangen Elsas erweichen lassen. Teils aus Gleichgiltigkeit, teils aus Trotz, teils aus Eitelkeit fing er ein regelrechtes Verhältnis mit ihr an, nahm sie aus dem Geschäft und mietete ihr ein Zimmer in der Reichsstraße — in einem jener unendlichen, alten Leipziger Häuser, die ein Gewirr von hölzernen Treppen, Höfen, Erkern und Gängen in sich schließen, und die wie gemacht scheinen für diese Orgien der Sünde, für alle möglichen zweifelhaften Verhältnisse. Chambres garnies! heißt der unschuldige Aushängezettel — die Wirtinnen sind höchst ehrbar aussehende Matronen in sauberer Kleidung, mit gefälligem Wesen. Aber auf den Treppen begegnen Einem bisweilen jene schönen und doch schon verwelkten Mädchengestalten, deren Gesicht oft alle Poesie der Sünde, alle Glut flammender Leidenschaften verrät — die echten Töchter der Großstadt, in deren Wirbel sie auf- und niedertauchen, ruhelos, friedlos — wie alle Übrigen.

In einem dieser Häuser hatte Rothauser seine Geliebte untergebracht — er besuchte sie dort oft schon des Nachmittags, ging mit ihr spazieren — alles mit einer beispiellosen Unvorsichtigkeit. Helene Felsegg wußte nichts davon, sie ahnte dergleichen nicht einmal. Als Delitzsch ihm eines Tages zu verstehen gab, daß er sein Betragen für nicht ganz gentlemanlike halte, entgegnete er ruhig „Hat sie es besser gemacht?" Damit glaubte er seinen Standpunkt gewahrt.

„Der Portwein schmeckt nicht," sprach er mit einem verdrießlichen Gähnen zu Delitzsch „hast Du keinen Malaga mehr? Der wirkt stärker!"

„Bitte!" Delitzsch schenkte ihm von der verlangten Sorte ein: „aber was stand in dem Briefe, den Du gekriegt hast?"

„Ach so — habe ihn noch garnicht gelesen. Wenn Du erlaubst —“ Rothauser erbrach das Schreiben.

In diesen Briefe theilte ihm sein Verleger mit, daß sein Roman „Neues Leben“ auf Grund einer Denunciation von der Staatsanwaltschaft konfisciert, sowie daß gegen ihn selbst wie gegen den Verfasser eine Anklage erlassen sei wegen Verbreitung und Verfertigung unzüchtiger und gotteslästerlicher Schriften — Vergehen nach §. 184 des Reichsstrafgesetzbuches.

Fritz Rothauser blieb etliche Minuten wie versteinert sitzen und starrte den Brief an. An eine solche Wirkung des „Skandals“ hatte er wahrhaftig nicht gedacht. Dann reichte er das Schreiben wortlos Delitzsch hinüber.

Dieser lachte laut auf.

„Bravo! Na, nun hast Du ja, was Du wolltest! Skandal, Aufsehen! Das giebt einen famosen Realistenproceß! Vergiß nur ja Deine Schlagwörter nicht —“

„Ja, aber —“

Lehwald las das Schreiben nicht ohne eine gewisse innere Genugthuung. Er sagte nichts, aber er warf einen Blick auf die halb geleerten Gläser, die Operettenpartituren, die Künstlerinnenphotographien — als wollte er sagen: „Da habt Ihrs! Das kommt davon! Wir Idealisten sind doch bessere Menschen!“

Rothauser sprang erregt auf.

„Aber zum Teufel — was ist da zu machen? Da muß ich doch gleich mit irgend einem Rechtsanwalt sprechen!“

Alles an ihm war fieberhafte Unruhe, beinahe wirkliche Bestürzung — seine nervöse Erregtheit, die von diesem Roman einen so bestimmten und glänzenden Erfolg erwartet hatte, spiegelte ihm diesen ganzen, unbestimmten, aber sehr unangenehmen Horizont vor: Proceß, Anklage, Verurteilung —

„Das wäre allerdings ganz gut,“ meinte Delitzsch kaltblütig, „pah, wenn Du durchkommst, bist Du fein heraus. Reklame prima Qualität. Aber weißt Du, es standen auch zu krasse Sachen in der Geschichte —“

Rothauser sah ihn an. Er war gerade im Zuge, wie die meisten Menschen bei solchen Gelegenheiten, in pathetische Allgemeinheiten auszubrechen — aber er wollte sich doch nicht vor Delitzsch blamieren. Wortlos ergriff er Hut und Mantel und stürzte nach kurzem Gruße hinaus.

„Da hat's eingeschlagen," meinte Lehwald ruhig, gleichfalls nach seinen Handschuhen suchend, „na, hören Sie, bei dem Leben — das ließ sich denken — mir scheint, der Realismus ist eine gefährliche Gegend."

Delitzsch begleite ihn achselzuckend bis zur Thür. Zurückgekehrt zündete er sich langsam eine Cigarette an — sein Gesicht zeigte eine gewisse nachdenkliche Spannung. Er hatte das Gefühl, als ob der „Fall Rothauser" jetzt interessant würde. Der Stein war im Rollen. Bei Fritz Rothauser handelte es sich jetzt um Sein oder Nichtsein.

Und seine eigene Rolle dabei? Er ließ sich nachdenklich in einen Sessel fallen und blies die weißen Rauchwölkchen vor sich hin. Hm — worauf beruhte eigentlich seine Freundschaft mit dieser brutalen, nervös-rücksichtslosen Natur, deren ganzes Lebensziel schließlich darauf ausging, wie ein Streber aufzukommen und die Anderen bei Seite zu schieben? Hatte er sich nicht überhaupt etwas getäuscht, als er diesen jungen, reservierten Menschen kennen lernte, vor nunmehr — ja, es waren schon bald 2 Jahre — dessen kräftiges, einnehmendes Wesen ihm so sehr gefallen hatte? Er hatte ja immer nach frischen, naturwüchsigen Typen gesucht; dies war einer — gewesen. Er hatte sich gern an ihn angeschlossen, denn er langweilte sich damals, und Rothauser hatte ihn interessiert. Zum Glück war die Sache nicht schlimm – ihr Verhältnis war ja nicht im entferntesten das gewesen, was man im Deutschen Freundschaft nennt — dafür hatte Hans von Delitzsch überhaupt keinen Sinn. Er nannte das „larmoyant". Ihm genügte das französisch-kühle Nebeneinanderhergehen, dies kameradschaftliche Gefühl, daß man sich auf den Andern ver-

lassen kann, wenn man ihn braucht. Von selbst hatten sich Beide niemals Ratschläge gegeben oder gar Ermahnungen und Vorwürfe — um ihre Privatangelegenheiten kümmerten sie sich gegenseitig eigentlich garnicht. Dazu waren sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Eine Folge davon war auch, daß ihr Verkehr trotz allen Zusammenlebens immer formell blieb — zu studentischen Ungezwungenheiten kam es bei ihnen niemals. Ein so genau abgewogenes und vollständig verpflichtungsloses Verhältnis konnte jeden Augenblick gelöst werden — aber jede Lösung mußte eine Katastrophe sein.

Delitzsch lachte, als seine Gedanken bei diesem Punkte angelangt waren.

„Ich habe ihn lanciert," sprach er nachdenklich vor sich hin, „das wird er mir nicht vergessen. Er verdankt mir zu viel — es ist ihm jetzt schon lästig. Bah — Helene hatte im Grunde recht, man soll sich nicht mit so jungen Leuten einlassen."

Er zerdrückte den Rest seiner Cigarette und trat an's Fenster. Ein Bedürfnis nach frischer Luft ließ ihn dasselbe aufreißen — das fahle Licht des Wintermorgens strömte in das Zimmer. Die Frische that ihm wohl — er atmete in vollen Zügen die Luft von draußen ein und blickte gedankenvoll auf den Platz hinab, der sich um diese Stunde zu beleben begann — die Stadt war erwacht. Die Sonne, eine mattgelbe Kugel am grauen Horizonte, drang mühsam mit ihren Strahlen durch den Frostnebel, über dies wirre Durcheinander von Dächern, Schornsteinen, Blitzableitern, von Fahnenstangen, Glaskuppeln, Lattenwänden und Telegraphendrähten, die sich wie ein dickes, schwarzes Netz über dem Häusermeer ausbreiteten — dies pittoreske, großstädtische Charivari, das nicht schön, nicht großartig und am allerwenigsten poetisch ist, das aber am besten Kunde giebt von dem wimmelnden Ameisenleben in den Tiefen der modernen Metropolen.

Delitzsch lächelte, als er in das Treiben da unten hinabsah, als er sich das Leben jedes Einzelnen ver-

gegenwärtigte und diese Bilanz von Arbeit, Mühe und Misère zog.

„Pah, was thut's? Die Maschine muß in Gang bleiben — die geht immer weiter! Wenn man nur nicht zwischen die Räder kommt — und ich fürchte, Fritz Rothauser — Ach, es ist zu dumm,“ rief er auf einmal laut aus, seine trüben Gedanken unterbrechend, „wir sind zur Tragik doch nicht mehr geschaffen. Wir können an einem Abend in weißer Kravatte und Glacés die qualvollsten Tragödien aufführen — und es merkt's niemand; und wenn wir pathetisch werden wollen, lachen wir uns selbst aus — früher hatte man doch noch den Trost, daß man sich ausjammern konnte — auch das bringen wir nicht mehr fertig! Eine tolle Welt!“

Er blickte wieder hinaus auf die brausende Stadt da unten, wo alles Leben, Kampf und Anstrengung war. Und er erinnerte sich, mit welch ganz anderen Augen er das angesehen hatte, als er zuerst hierherkam, damals, als er noch jung war . . . .

Und dann erinnerte er sich auch wieder an das junge Mädchen, das er heute Nacht gesehen hatte, und dessen Anblick auf ihn gewirkt hatte, wie das Gespenst Gretchens auf Faust, als er sie in der Walpurgisnacht an sich vorbeiziehen sieht unter den Toten und Phantomen — wie eine furchtbare Anklage, wie das erschauernde Bewußtsein menschlicher Schuld und menschlichen Frevels. War das, was er heute Nacht gesehen hatte, nicht auch später das Schicksal seiner jetzigen Geliebten? Hatten nicht wahrscheinlich viele so geendet, die er geküßt und geliebt hatte, mit denen er die Nächte beim Sekt durchjubelt hatte — und nach denen er nie wieder gefragt hatte? Genossen, vergessen!

Es kam ihm alles vor wie ein wüster, unzusammenhängender Traum.

Wie unwillkürlich hatte er sein Album aufgeschlagen, in dem er noch die Photographie jenes jungen Mädchens fand — ein berauschend frisches, schönes Gesicht mit einem sonnenhellen Lächeln, es lag

ein Abglanz von Jugend, von kräftigem, begehrlichem Leben in diesen Zügen — dieser Mund und diese Augen schienen nach der Sonne zu lechzen, nach allem was schön und glänzend war — und das hatte so geendet in Schmutz und Gemeinheit, in der tiefsten Erniedrigung, die das Weib erfahren kann.

„Hm — und schließlich geht es uns allen so — das ist das Erbauliche dabei! Wir treten unsere Jugendideale in den Kot, wir lachen über die Begeisterung, wir sind so unendlich erhaben über Alles das — wir kennen eigentlich nur zwei Leitmotive: den Sekt und die Carrière! Eine erbauliche Jugend! Ah, mein Freund Fritz, das ist der Richtige dafür — kurz, schneidig, praktisch — leider wird er's wohl auch zu arg getrieben haben diesmal. Bin neugierig, wie's abläuft!"

Er lachte laut auf und trat in das Zimmer zurück — seine Melancholie verlor sich immer erst dann, wenn er sarkastisch wurde. Und er war wieder ganz Mephistopheles, als er sich leise wiederholte: „Moderne Jugend!"

XXIII.

„Ist Hans nicht zu Hause?" Rothauser sprach das in einem sonderbar aufgeregten Tone, so daß Fräulein Martha, die ihm aufmachte, ihn erstaunt anblickte. Noch mehr befremdet war sie, als sie den jungen Mann bemerkte, der ihn begleitete — es war Weinlich.

„Nein — er ist nicht da. Ich glaube, er ist ausgeritten."

„Bei diesem Wetter?!" Es war ein trüber, dunkelgrauer Regentag, der allerdings zum Spazierenreiten nicht sehr einladend war. Aber Delitzsch kehrte sich niemals an das Wetter

„Hm — da ist nichts zu machen. Aber warten Sie, ich will wenigstens eine Karte hier lassen, damit er mich findet.“ Er ging nach dem Schreibtisch seines Freundes.

Weinlich und Martha blieben einen Moment allein. Die letztere stand auf dem Flur, die Zimmerthür in der Hand haltend, den Kopf halb nach dem schreibenden Rothauser hin gewendet. Sie wollte Weinlich ignorieren und sah garnicht nach ihm hin. In der Kunst zu ignorieren sind ja Frauen überhaupt groß — sie ignorieren alles, alles Peinliche und Unangenehme im Leben — wenn andere langsam zu Grunde gehen oder ihre Qualen unter Lächeln verbergen — sie thun, als sähen sie es nicht. Man preßt die Lippen aufeinander, sieht gleichgiltig nach der Zimmerdecke, ordnet an seiner Frisur — in dieser Manier schlüpfen Frauen über die unangenehmsten Momente hinweg. Und manche entwickeln darin eine teuflische Anmut — eine Kunst zu quälen, die den Mann rasend macht.

Auf einmal begann Weinlich brüsk:

„Ich gratuliere Ihnen, Fräulein! Sie tragen da eine sehr hübsche Toilette!“

„Finden Sie?“

„Hm — muß Ihnen aber viel kosten!“ Er lächelte sarkastisch. „Wenigstens hat sie Ihnen wohl schon viel gekostet!“

Martha sah ihn kalt an. Sie begriff, wo er hinaus wollte. Er konnte nicht mehr an sich halten.

„Wissen Sie, was Sie sind?“ rief er mit heiserer, fast zischender Stimme. „Sie sind — Na, sehen Sie sich nur die Frauenzimmer da drüben in der Sporergasse an —“

Das junge Mädchen ward blaß. Mit einer plötzlichen Bewegung hob sie die Hand —

In diesem Moment kam Rothauser aus dem Zimmer zurück. Er sah erstaunt auf die Beiden.

„Was ist denn, Fräulein Martha?“

Diese hatte ihre Fassung wiedergewonnen. „Ich

weiß nicht, was der Herr will," rief sie verächtlich lachend – dann eilte sie in Delitzsch's Zimmer, dessen Thür sie krachend hinter sich zuschlug.

Rothauser begriff. Wie konnte er das vergessen? Er nahm sich vor, Weinlich nicht wieder heraufzubringen. Achselzuckend folgte er ihm nach unten — der junge Mann war ihm vorausgegangen, er mochte hier nicht länger bleiben. Weinlich's Hauptempfindung war eine wahnsinnige Wut gegen sich selbst, daß er dies Mädchen immer noch nicht gleichgiltig ansehen konnte. Er, der das Schöne, die Kunst, die Poesie haßte und bekämpfte wie Gift, er hatte Zeiten gekannt, wo er stundenlang in diese verlockenden, dunklen Augen sah, wo er von dem Glück träumte, in diesen weichen Armen zu liegen, dies frische, junge Gesicht zu küssen ..... Und er hatte diese „alberne Aesthetik, diese romantischen Dummheiten", wie er es nannte, bei sich immer noch nicht ausgerottet!

Was war zu machen!? Der Andere hat ihm den Rang abgelaufen — der Andere und immer wieder der Andere! Ihm gehörte die Welt, denn er war reich. Er konnte sich alles kaufen: Schönheit und Jugend, Macht und Talent, Ehre und Ansehen — alles ist ja käuflich. Weinlich wußte das – und er, der nichts genossen und immer nur gearbeitet hatte, er hatte gegen Delitzsch eine Empfindung, wie sie die Sklaven des Crassus gegen ihren Gebieter haben mußten — auf der einen Seite alles und auf der anderen nichts.

Martha war ans Fenster gegangen und sah den Beiden nach — noch mit hochrotem Gesicht und klopfendem Herzen. Sie hatte eine Wut auf diesen „widerwärtigen Menschen" — sie begriff garnicht, wie sie sich früher mit ihm hatte so halb und halb verloben können, damals, als sie noch die kleine Wohnung im Studentenviertel hatten und der arme und unermüdlich fleißige Student bei ihnen logierte. Er hatte ihr Achtung eingeflößt, obgleich sein schroffer Ernst sie immer abgestoßen hatte — er hatte ihr sogar allerlei Kenntnisse beibringen

wollen, sie lachte damals darüber. Da gab es täglich Reibereien. Und dann zogen sie um, und dann kam Delitzsch .....

Und bei diesem Namen verschwanden alle Wolken von ihrer Stirn — sie lachte — „wie konnte sie nur an diese dumme Geschichte noch denken?" — es ward wieder hell. Sie war sich eigentlich garnicht bewußt, irgend ein Unrecht gegen Weinlich begangen zu haben. Sie hatte ihm offen, beinahe herzlich gesagt: „Ich will nicht" — und damit war die Sache erledigt ihrer Meinung nach. Und Vergleiche zwischen ihren früheren und ihrem jetzigen Geliebten anzustellen, darauf kam sie garnicht. Nach ihrer Ansicht konnte Delitzsch überhaupt mit keinem der jungen Leute verglichen werden, die sie kannte — er war so ganz anders.

Sie hatte ja gewußt von Anfang an, daß er sie nie heiraten würde, und auch nicht könne — und dennoch hatte sie sich in seine Arme geworfen, wie der Falter in das Licht fliegt — weil sie mußte. Uebrigens hatten beinahe alle ihre Freundinnen derartige „Verhältnisse" — und wenn sie zusammenkamen, erzählten sie sich was der und jener geschenkt habe, sprachen von ihren Toiletten, ihren Vergnügungen — es war meist bei allen immer dieselbe Geschichte.

Martha hatte das alles selbst erlebt — zu Hause fand sie den Sonnenschein nicht, den man zum Leben braucht — die Mutter und schon die kleinen Geschwister plagen sich fürs tägliche Brot ab, der Vater, der in der Stadt ein kleines Geschäft hatte, kam dreimal in der Woche betrunken zu Haus, dann gab es Szenen, die zu Prügeleien ausarteten. Von Jugend auf hatte Martha diese Abneigung, ja beinahe Widerwillen gegen ihre Familie empfunden, deren Misère ihr überall entgegentrat — und wenn man jung ist und heißes Blut hat, werden die Wünsche zu Plänen und die Pläne zur Wirklichkeit. Wenn sie an den Sommerabenden einsam am Fenster ihres kleinen Zimmers saß und unter sich die große Stadt rauschen hörte mit ihrem Strom von

glänzenden Vergnügungen, von tollen Genüssen, von all den Dingen, die sie noch nicht kannte — und wenn sie dann an das Schicksal dachte, das wahrscheinlich für sie bestimmt war, die Frau irgend eines Handwerkers oder kleinen Kaufmanns, um sich ebenfalls weiterzuplagen bis ans Ende — dann packte sie ein glühender Durst nach Leben, nach all den verbotenen Reizen, die ihre erhitzte Phantasie sich längst ausgemalt hatte. Und das dauerte so lange bis . . .

Sie fand in Delitzsch alles, was sie suchte, und darum liebte sie ihn mit einer Leidenschaft, die alles an ihm verzieh. Solche Charaktere wirken immer unwiderstehlich auf Frauen, weil sie in allen Schattierungen zu spielen scheinen und doch in Wahrheit undurchdringlich sind — sie haben durch ihr Leben eine solche Virtuosität in Gefühlen und Empfindungen herausgebildet, daß überhaupt niemand sie enträtseln kann. Delitzsch hatte jene eigentümliche, frische Liebenswürdigkeit Frauen gegenüber, die stets aus dem Herzen zu kommen scheint und darum so unwiderstehlich wirkt — und die in Wahrheit doch nur Schauspielerei ist. Aber die Frauen, die selbst immer spielen, sind am allerungeeignetsten, diese Leidenschaft bei anderen zu durchschauen — in dieser Thatsache liegt das Geheimnis aller Erfolge Don Juans.

Vor Martha hatte sich endlich jener glänzende Horizont eröffnet, nach dem sie so lange trachtete: die Konzerte, Bälle, Theater, elegante Toiletten, Soupers in den Weinstuben u. s. w. Sie schwamm im vollen Strom der Vergnügungen, unbekümmert, wie das alles enden würde, und unbekümmet um ihre Familie, die ihr Verhältnis zu Delitzsch kannte und stillschweigend duldete — nachdem sie gesehen hatte, daß für sie doch kein Profit daraus zu schlagen sei.

Alles das fuhr der kleinen Martha durch den Kopf, als sie am Fenster stand und den beiden Studenten nachsah, die sich langsam entfernten, wobei sie heftig und aufgeregt mit einander gestikulierten.

„Er war vielleicht doch da — und wollte sich nur nicht sehen lassen," meinte Weinlich lauernd.

Rothauser fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn.

„Hören Sie, trotz alledem, ich kann es nicht glauben, daß das von ihm ist," sprach er zögernd: „dazu ist er garnicht fähig!"

„Hm — sein Stil und seine Manier ist es jedenfalls. Die ist garnicht zu verkennen. Sie wissen, er drückt sich immer sehr eigentümlich aus."

Rothauser schwieg.

Es war nämlich im „Tageblatt" ein Artikel über seine Arbeiten und über den jetzt gegen ihn schwebenden Proceß entschieden, worin man ihn in mitleidig-gehässiger Weise als „jugendlichen Schreier" festnagelte. Er hatte das achselzuckend gelesen, bis Weinlich ihn auf einmal darauf aufmerksam machte, daß gewisse Phrasen auffallend an Delitzsch erinnerten — derselbe habe vielleicht den Artikel selbst verfaßt — oder auch nur den Schreiber inspiriert. Zuerst wollte Rothauser aufbrausen und seinen Freund in Schutz nehmen — aber das einmal eingeträufelte Gift wirkte. War doch vielleicht etwas daran? Und hatte nicht Delitzsch sich immer sehr abfällig über seine „Schreiberei" geäußert? Seine mißtrauische Natur, deren Nervosität durch die Aufregungen des Processes gesteigert wurde, sah jetzt überall Feinde.

In der ersten Hast war er eben zu Delitzsch gegangen, um sich über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen.

„Wo gehen Sie hin?" frug er Weinlich, als sie am Bayerischen Bahnhof angelangt waren.

„Ich wollte nach Thonberg hinaus — Wahlversammlung. Werde vielleicht selbst eine kleine Pauke loslassen. Es ist ja nicht mehr lange hin bis zu den Wahlen, und da muß man sich rühren."

„Da kann ich Sie noch ein Stück begleiten — ich gehe da auch hinaus —"

„Wollen Sie etwa mit — zur —“

„Nein, nein, danke! Ich wollte nur einen Spaziergang machen ins freie Feld — fühle mich nicht ganz au fait. Ich schlafe jetzt immer sehr schlecht die Nächte.“

Weinlich sah ihn prüfend von der Seite an und fuhr dann fort: „Ja, was ich sagen wollte, wie weit sind Sie denn mit Ihrem Proceß?“

Rothauser zuckte die Achseln.

„Er steht nicht besonders! Mein Anwalt sagt, die gravierenden Stellen wären zu zahlreich. Das Dumme ist auch, daß der Verleger allerlei Dinge ausgesagt hat, und daß auch meine Korrespondenz beschlagnahmt ist, woraus hervorgehen soll, daß ich nur die Absicht gehabt hätte, durch Pikanterien zu wirken — eine ganz alberne Verleumdung!“

Rothauser wußte nun selbst ganz gut, daß das auffallend stimmte — leider hatte er sich über diesen Punkt zu unvorsichtig geäußert — hatte er doch immer mit dem „Skandal“ renommiert, den sein Roman machen würde.

Weinlich äußerte sich darüber nicht. Ihm lag verteufelt wenig an Rothauser, wenn dieser unterliegen sollte, und man ihn also nicht mehr würde brauchen können. Er erwiderte zögernd: „Hm — na ja, die Staatsanwaltschaft geht ja mit solchen Anklagen sehr vorsichtig zu Werke. Denn die Blamage ist doch zu arg, wenn es mißlingt. Jedenfalls können wir die Geschichte benutzen; ich habe schon an einen Artikel für die Berliner „Tribüne“ gedacht, worin dargethan wird, wie man Leute verfolgt, die sociale Mißstände aufdecken. Natürlich, die Gesellschaft will ja nicht hören, wie viel in ihr faul ist.“

Rothauser stimmte ihm bei — er begann überhaupt schon sich ganz ernsthaft in seine Märtyrerrolle hineinzulügen.

„Und hören Sie, die Kritik im Tageblatt,“ fuhr Weinlich fort, „wenn etwas daran sein sollte — revanchieren Sie sich doch! Spielen Sie das Justizblatt gegen das

Tageblatt aus — Sie sind ja da bekannt. Wissen Sie was — ich würde an Ihrer Stelle einen Brandartikel gegen die hiesige Theaterwirtschaft loslassen — das ist ja Specialität des Justizblattes — worin ich erwähnte, daß Schauspielerinnen, die nichts sind und nichts leisten, von jungen Lebemännern protegiert würden — Delitzsch wird den Hieb wohl merken — und in diesem Stile. Das wird wirken, sage ich Ihnen! Wenn Sie nicht selbst zuschlagen, werden Sie geschlagen!"

Der junge Mann, dem er dies sagte, sah mit einem unbestimmten Ausdruck in die Ferne. Er hatte doch noch eine ungefähre Empfindung für die Erbärmlichkeit, die ihm da zugemutet wurde. Aber seine Lage war wie auf der Schärfe eines Messers — er kam sich vor wie auf allen Seiten umstellt, und er mußte sich irgendwo Luft machen.

„Wenn es wahr wäre," murmelte er vor sich hin, „ich würde ihm die Geschichte heimzahlen — und es ist möglich —"

Weinlich, der die letzten Worte gehört hatte, lachte.

„Sie sind nicht übel! Bah — sehr gut ist es möglich! Na, wie Sie wollen. Nur sage ich Ihnen, wenn Ihnen noch zwei oder drei solcher Geschichten passieren, dann sind Sie unten durch."

Rothauser schwieg, er wußte, daß Jener damit Recht hatte. Er ging auf ein anderes Thema über — Weinlich berichtete ihm über seine agitatorische Thätigkeit, und Beide erhitzten sich bei ihren politischen Ideen — bekanntlich nebst dem Skat das Hauptinteresse der Deutschen des 19. Jahrhunderts. Übrigens beschäftigte sich damals fast alle Welt mit den für die nächste Zeit zu erwartenden Wahlen — man erwartete die umfassendsten Veränderungen; alle oppositionellen und revolutionären Parteien strengten sich an, das Kartell zu sprengen, durch welches die drei Regierungsparteien bis zum Jahre 1890 die Reichspolitik beherrschten — der Erfolg war unsicher; die Wirkung, wenn sie gelang, mußte eine ungeheure sein.

Die beiden jungen Leute waren in ihrem eifrigen Gespräch bis auf die Höhen gelangt, welche im Süden von Leipzig die Stadt beherrschen, jene Höhen, „von denen einst der unsterbliche Kaiser zusah, wie 7 Völker sich gegenseitig erwürgten", wie Musset sagt — hier war die Stätte der großen Völkerschlacht. Auf der ganzen Ebene verstreut lagen die Denksteine, welche man zu ihrem Gedächtnis errichtet hatte, und noch jetzt fand der Landmann zuweilen unter der Erde schartige Waffen und rostzerfressene Kugeln — hier hatten einst alle Dörfer und Gehöfte meilenweit in der Runde in einem einzigen Feuermeer aufgelodert — der Scheiterhaufen Cäsars, auf dem sein Glück verbrannt war. Diese unendliche Ebene mit ihren sanft ansteigenden Höhen war wie gemacht für das Schlachtfeld einer so ungeheuren Entscheidung — von hier oben aus beherrschte man vollkommen die Stadt, die da unten an den Flußufern zusammengedrängt lag — alles war frei, offen; keine Gehölze hemmten den Blick, nur Häuser und immer wieder Häuser — ein steinernes Labyrinth, das sich unübersehbar am Horizont hinzog und sich in grauen Nebelabgründen zu verlieren schien. In dieser Tiefe da unten war alles Qualm, Rauch und Dampf — reine Luft, klarer Himmel, sonnige Fernsichten, das war etwas, was man selbst an den schönsten Tagen des Jahres hier nicht kannte. Wie ein heißer, sengender Atem von Schmutz und Sünde, von Qual und Elend, stieg dieser finstere, dicke Qualm in die Höhe, als ob er etwas von den Seelen derer in sich berge, die hier unablässig kämpften und litten, frevelten und irrten, bis ihnen der Mund mit jener Hand voll Erde gestopft wird, die alle irdische Komödie endet.

Das war das echte Bild der modernen Großstadt — die endlosen Fensterreihen der Mietkasernen, die gelben, gedrückten Kuppeltürme der Schlachthofanlagen und dazwischen Schornstein an Schornstein, jenen höllischen Dampf ausstoßend, der aus den Eingeweiden der Erde zu kommen scheint, und der das Dasein

von jenen modernen Sklavenhöllen verrät, die man Fabriken nennt, und in denen das sociale Elend sein häßlichstes Antlitz zeigt. Nur ab und zu ragte ein einsamer Kirchturm aus dem Häusermeer empor — wie verloren in dem grauen, wogenden Nebel, wie erdrückt von der Menge der qualmenden Schornsteine — er gehörte nicht mehr hierher in diese entgötterte Welt, in die Rennbahn des grausamsten und rücksichtslosesten Kampfes.

Weinlich überflog das vor ihm liegende Panorama der Stadt, und sein Auge leuchtete. Er wandte sich zu Rothauser.

„Welch ein Material wird da für uns großgezogen," sprach er „ah, diese Großstädte! Das ist wie eine Dynamitbombe — nur ein Funke hinein, und alles fliegt auf! Mit einem Fabrikarbeiter, einem städtischen Proletarier kann man zehnmal mehr anfangen, wie mit einem Bauer."

„Ja, ja, das kenn' ich," stimmte Rothauser bei, „das ist bei uns zu Hause auch so — die Landbevölkerung ist von Haus aus immer aristokratisch und konservativ."

„Es dauert entsetzlich lange, ehe man diesen Leuten einigermaßen vernünftige Begriffe beibringt — sie kleben immer am Nächstliegenden. Die Sorge um die Familie, das tägliche Brot; darüber kommen sie nicht hinaus."

„Na, das ist doch auch das, was Sie ihnen zunächst verschaffen wollen," meinte Jener befremdet „ich denke doch —"

Weinlich zuckte die Achseln.

„Mein lieber Herr Rothauser," sprach er, ihm leicht die Hand auf die Schulter legend: „wenn die heutige Socialdemokratie keine andere Aufgabe hätte, als die hungrigen Schreier mit Brot zu versorgen, dann stände sie auf derselben geistigen Höhe, wie die inneren Missionen oder die Suppenvereine. Wir wollen etwas ganz anderes — das materielle Wohl der Arbeiter kümmert uns zunächst nicht besonders!"

Rothauser blieb erstaunt stehen.

„Das ist mir aber neu!" rief er „und dabei jammern Sie an allen Ecken und Enden über das Elend des armen Mannes, dem abgeholfen werden müsse?!"

Weinlich sah noch immer da unten auf die Stadt hinab. Er streckte die Hand aus, und sein Auge schien mit einem dämonischen Glanz den qualmenden Nebel zu durchdringen, als ob er schon der Herr dieser großartigen Schöpfung wäre, dieser glänzenden, prachtliebenden Stadt, in der er so oft gehungert und gefroren hatte.

„Sehen Sie," rief er, Rothausers Arm ergreifend: „Was liegt da unten alles für Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, für Heuchelei und für Ausschweifungen aufgehäuft! Sodom, nichts wie Sodom! Glauben Sie mir, die Frucht ist reif zum Brechen — und an diese Arbeit wollen wir uns machen! Natürlich muß man officiell, um die Arbeiter zu gewinnen, nur ihre Interessen zu vertreten scheinen. Aber in Wahrheit — für uns handelt es sich darum, die alte Gesellschaft zu vertilgen, mit Stumpf und Stil auszurotten."

„Und das Mittel?!" fragte Rothauser ironisch.

„Ah, der Klassenkampf — oder ein Streik, ein Streik von riesenhafter Ausdehnung, ein Streik noch zehnmal größer als der von Westfalen im vorigen Jahre, der auch schon nicht übel war. Von Eisen und Kohle lebt die heutige Welt — und nun denken Sie sich einen Ring aller Bergarbeiter Europas, die an einem Tage streiken, was das für eine Wirkung hat! Diese ganze Welt ist mit einem Schlage gelähmt — das ganze Uhrwerk dieses wahnsinnigen Lebens steht still. Dann müssen die Krupp'schen Werke veröden, der Norddeutsche Lloyd kann seine Dampfer nicht abschicken, die Borsig'schen Fabriken müssen die Arbeit einstellen -- und diese drei allein beschäftigen zehntausende von Arbeitern — der Eisenbahnverkehr hört auf — und wenn das nur etliche Zeit andauert, dann sind die socialen Folgen unermeßlich. Eine allgemeine Verwilderung wird eintreten, die Gesellschaft wird in barbarische Zustände zurückfallen! Ah,

und das ist nicht so schwer zu bewerkstelligen, der westfälische Streik hat das gezeigt — Aber wir müssen erst Geld haben, und eine Organisation — besonders eine Organisation!“

Er schloß seine Worte mit einem höhnischen Blick, der Rothauser unangenehm und doch furchteinflößend berührte. Er kam sich jetzt klein vor neben diesem verkommenen, schwächlichen Menschen — sein immer zielloser werdendes Genußleben widerte ihn auf einen Augenblick an. Der Mann neben ihm hatte etwas von Catilina oder Attila, seine Gedanken hatten jenen dämonischen Zug, die Welt wieder in das uralte Chaos zu verwandeln, aus dem sie hervorgegangen — ein Zug, der in jeder Menschennatur schlummert, und der das Individuum zerstört, sobald er erwacht. Er schwieg und sah finster vor sich hin.

Weinlich fuhr fort.

„Der Klassenkampf — das ist unser Programm! Einer gegen den anderen! Darum stellt sich die heutige Socialdemokratie auch mit den Juden vorzüglich — die sind ein unschätzbares Material für uns. Es giebt nichts Zersetzenderes, nichts gefährlicher Wirkendes als die jüdische Aristokratie im heutigen Deutschen Reiche — das ist die Pulvermine unter der modernen Gesellschaft. Dabei können Sie die Naivetät der Volksmassen bemerken, welche zugleich antisemitisch und socialdemokratisch sind — ein Umstand, der uns zwingt bisweilen polemisch gegen die Juden aufzutreten — was ganz gegen unsere Pläne ist.“

„Aber erlauben Sie,“ wandte Rothauser ein „was wollen Sie denn bei alledem? Wie wollen Sie die zukünftige Gesellschaft gestalten? Schließlich läuft Ihr ganzes Treiben doch auf eine Demokratie in reinerer Form hinaus!“

Weinlich verzog höhnisch lächelnd den Mund.

„Eine Demokratie! Das ist der größte Nonsens der Weltgeschichte. Wir wollen gar keine Demokratie. Das Volk ist ein Kind und kann sich nicht selbst kurieren. Übrigens

ist eine wirkliche Demokratie gerade mit den heutigen Verhältnissen unvereinbar. In unserer komplicierten Kultur braucht jeder europäische Staat eine ungeheuere Bureaukratie und ein großes, stehendes Heer — beides ist einer demokratischen Regierung schnurstracks zuwider, denn diese beiden Elemente müssen in einer Hand centralisiert sein. Nein, der Staat der Zukunft kann nur eine Form haben, die —"

Er hielt inne, als ob er das richtige Wort suche.

„Nun?" fragte Rothauser in der lebhaftesten Spannung.

„Die Autokratie," ergänzte Weinlich ruhig „der sociale Staat ist eo ipso autokratisch — die Centralgewalt muß alle Macht haben, und das Individuum gar keine."

Und er legte dem erstaunten Rothauser, der diesen Schluß gar nicht erwartet hatte, seine diesbezüglichen Ansichten dar — lebhaft und ungewöhnlich gewandt sprechend; man fühlte ihm das Bedürfnis zu reden an; die Masse der Ideen, die er beherrschte, schien ihn zu erdrücken. Sein Begleiter war nicht mehr im Stande die Einseitigkeit zu entdecken, die in dieser ganzen, ungeheuer konzentrierten Natur steckte — ihm imponierte nur dieser fest auf sein Ziel losgehende Wille, gerade weil er merkte, daß sein eigener zu erlahmen begann.

Die Dämmerung begann schon hereinzubrechen, als beide sich trennten, Weinlich, um sich zu seiner Versammlung zu begeben, Rothauser, um sich einen Augenblick in dem Wirtshaus am Napoleonstein zu erfrischen, das dort am Wege lag. Schweigend, eine Beute seiner düsteren Gedanken sah er zum Fenster hinaus, während draußen der Nebel in einem feinen Regen herabtropfte und sich wie ein Schleier über die ganze Gegend legte, unter dem die Stadt beinahe verschwand.

Alles sah hoffnungslos grau, verzweifelt lichtlos aus in diesem höhnischen Dunkel, das mit seiner vernichtenden Kälte alle Wärme und Frische tötet. Rothauser sann und sann . . . über sein eigenes Schicksal,

über das, was er eben gehört hatte, über das, was werden sollte. Wie der Nebel draußen schwankte und wogte die Welt vor seinen Augen — ihm war, als wollte es niemals mehr Licht werden, als gäbe es keine Sonne mehr im Leben. Seine gequälten und gereizten Nerven konnten dies Übermaß von Aufregung, Arbeit und Ausschweifung nicht mehr ertragen — er kam sich rettungslos verfallen vor; er mußte sich jeden Abend wieder in die gewohnten Zerstreuungen stürzen, die ihn nicht mehr befriedigten, die er aber nicht entbehren konnte. — Eine dumpfe Wut ergriff ihn, gegen sich selbst, gegen Alle ....

Da hörte er eine bekannte Stimme draußen — zu seiner Überraschung trat Delitzsch ins Zimmer, die Reitpeitsche in der Hand, in Reitstiefeln und kurzem Jacket — sein Gesicht sah so frisch und rot aus, wie sonst fast niemals; das stundenlange Umhertreiben in diesem kalten, rauhen Wetter war für ihn ein Lebensbedürfnis, das seine Ausschweifungen neutralisierte und ihn immer wieder auffrischte. Beide grüßten sich überrascht und nicht ohne eine gewisse Kälte.

„Nun, wie weit bist Du mit Deinem Proceß?" war Delitzsch's erste Frage, als er sich an seinen Tisch setzte.

Rothauser zuckte die Achseln und antwortete ausweichend. Selbst die ungeheuchelte und weltmännisch liebenswürdige Teilnahme, die der Andere ihm fortwährend bezeugte, kam ihm verdächtig vor.

„Es ist wirklich nichtswürdig!" setzte er nach einer Pause hinzu, „sagt man den Leuten Wahrheiten, die sie nicht hören wollen, dann hängen einem die Gerichte einen Prozeß an den Hals — wirklich eine ganz verfaulte Gesellschaft!"

Delitzsch schwieg, aber sein Gesicht nahm einen ironischen Ausdruck an.

„Was soll man da schließlich noch mit künstlerischen Bestrebungen und Überzeugungen!" fuhr Rothauser großartig fort, den Arm um die Lehne des Stuhles legend, „dieser ganze Kampf in der Litteratur, dies Durchdringen

der neuen Richtung, das reibt Einen auf, und zum Dank wird man behandelt wie ein Staatsverbrecher. Von einer Achtung und Freiheit der Poesie ist da gar keine Rede mehr — schöne Zustände!"

Er sah Delitzsch herausfordernd an, denn er merkte, daß er etwas sagen wollte. Jener begann kaltblütig: „Mein Lieber, Du hast ja selbst nicht die mindeste Achtung vor Kunst und Poesie!"

Rothauser beugte sich erregt weit vor.

„Erlaube mal — ich —"

„Bitte, teurer Freund, wir sind doch unter uns — wozu sollen wir denn Komödie vor einander spielen? Ich weiß doch, was ich von Deinen litterarischen Plänen zu halten habe, nicht wahr? Du wolltest Dich doch zunächst selbst zur Geltung bringen, die Anderen bei Seite schieben und durch Pikanterie und Skandal die Aufmerksamkeit des Publikums auf Dich ziehen. Das ist ja die allgemeine Taktik heutiger Litteraten; ich mache Dir ja auch nicht den mindesten Vorwurf daraus. Nur — spielen wir offenes Spiel, Ideale, Kunst und Poesie sind Dir doch in Wahrheit höchst gleichgiltig — was Du eigentlich willst sind die großen Honorare und die lobhudelnden Recensionen. Überhaupt wirst Du doch nicht so unmodern sein, irgendwelche ideale Bestrebungen in Deinem Busen zu verbergen?"

Er sah ihm bei diesem beißend-ironischen Schluß lächelnd ins Gesicht, aber Fritz Rothauser lächelte nicht. Sein Versuch, sich ein ideales Mäntelchen umzuhängen, hatte ihn nur blamiert, er fühlte eine namenlose, fast kindische Wut gegen Delitzsch -- blos weil dieser ihn durchschaute.

„Nun, wenn Du meinst," sprach er scheinbar gleichgiltig, „Du mußt mich ja genauer kennen, wie ich."

„Vielleicht!" Delitzsch meinte das halb im Ernst und halb ironisch, „kommst Du mit zur Stadt hinunter? Nicht? Vergiß jedenfalls nicht, die Felsegg erwartet uns heute Abend im Hotel — sie muß im alten Theater spielen."

Er ging, und Rothauser hörte ihn fortreiten — sorglos eine Melodie vor sich hinpfeifend, bis er im Nebel verschwand. Er selbst saß noch lange da.

Als er an diesem Abend sich ins Hotel begab, traf er vor dem Café Français Weinlich und bemerkte diesem mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt:

„Wissen Sie, ich werde den Artikel doch schreiben, von dem Sie sprachen, für das Justizblatt — ich glaube, es ist besser so!“

XXIV.

„Wenn Sie recht haben, wäre das eine Gemeinheit ersten Ranges, eine nichtswürdige Undankbarkeit!“

Helene Felsegg war bei diesen Worten aufgesprungen — alles an ihr bebte in der fieberhaften Aufregung einer nie geahnten Überraschung.

Hans von Delitzsch, der vor ihr saß, warf ihr einen seltsamen Blick zu und sprach halblaut: „Es giebt also immer noch Leidenschaften? So klug und noch so lebensthöricht, Helene? Sie müssen ihn doch sehr geliebt haben.“

Die Schauspielerin zuckte die Achseln — an's Fenster tretend preßte sie die heiße Stirn gegen die kalten Scheiben und sah haltlos, fassungslos nach draußen in den hellen, klaren Winternachmittag, wo alles so frisch, so glänzend, fast freudig aussah — ihre Nerven litten unter dieser kalten Frische, sie wollte nichts sehen von Licht und Leben.

Sie waren Beide allein in dem Arbeitszimmer Helenes mit seiner dunklen, behaglichen Wärme, seinen steif-würdevollen Delfter Krügen, altdeutschen Gesimsen und schwermütigen Broncen, welche die Wände schmückten

— auf dem Schreibtische lag ein Blatt des Leipziger Justizblattes mit dem bewußten Artikel Rothausers, einem Schriftstück voll bewundernswürdiger Perfidie und so offenherzig geschrieben, daß ganz Leipzig die hier gemeinten Personen herausfinden mußte. Der Verfasser hatte natürlich mit „empörenden Zuständen“ begonnen und mit dem bekannten Citat aus Nana geendet: „Mon théâtre? Dites donc mon bordel!“

Dabei hatte der sonderbare Mensch mit seinem gewöhnlichen Trotz das beliebte Hilfsmittel der Anonymität verschmäht. Der Artikel war unterzeichnet: Fr. R.

„Helene hatte ihren Augen nicht trauen wollen — auf diese „Notizen über Leipziger Theaterwirtschaft“, auf diesen brutalen und perfiden Angriff war sie nicht gefaßt. Rothauser war ihr allerdings sehr verändert vorgekommen in der letzten Zeit.

„Wie ist das möglich?“ fragte sie sich immer noch mit aufeinander gepreßten Lippen, mit Augen, die zornig aufblitzten, sobald sie nur das Blatt sah. Sie war garnicht geschont in dem Artikel — wahrscheinlich würde er sich ihr gegenüber herausreden wollen, daß er seiner Überzeugung nichts vergeben könne. Überhaupt waren seit Beginn des Processes die Überzeugungen bei ihm epidemisch geworden — er hatte die ganze Sophistik der Gewissenlosigkeit ausgezeichnet inne.

Delitzsch erhob sich langsam und trat zu ihr.

„Wissen Sie, Helene, die Sache ist im Grunde ganz einfach — wir müssen ein Ende machen mit ihm — sonst treibt er es zu bunt.“

Sie sah ihn an, ohne ihn verstanden zu haben.

„Was wollen Sie thun?“ fragte sie mechanisch. Gleich darauf, ohne seine Antwort abzuwarten, rief sie hastig: „Es kann doch nicht schon so weit gekommen sein mit ihm! Ich glaube, der Verkehr, den er in der letzten Zeit hatte, wirkt sehr ungünstig auf ihn. Aber er selbst —“

Delitzsch lächelte.

„Litteraten, Litteraten! Er will nur aufkommen, weiter nichts! Um jeden Preis — glauben Sie, daß er auf irgend Jemand Rücksicht nimmt, daß er überhaupt vor irgend etwas Achtung hat? Wir haben uns in ihm geirrt d. h. Sie — ich muß Ihnen das jetzt sagen.

Helene sah ihn an.

„Wenn das wahr wäre — und ich hätte mich weggeworfen an —“

Sie vollendete nicht. Delitzsch schwieg.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Er war ja auch im Anfang nicht übel. Aber — sehen Sie da nach unten, wie das braust und gährt und wirbelt? Wissen Sie, wer ihn so gemacht hat? Die Stadt! Ah, das ist eine alte Geschichte. – Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Helene, um die Sache zu beendigen. Sie sollen einmal hören, wie Rothauser sich über Sie, über uns Alle äußert, wenn er allein ist — dann werden Sie wohl genug von ihm haben. Er verbringt jeden Nachmittag ein paar Stunden in der Kneipe „Zur Drachenhöhle“, wohin seine, — seine, pardon! Freundin Elsa zurückgekehrt ist. Ich kenne dort ein nischenartiges Hinterzimmer, wo man den Herren ungestört zuhören kann. Kommen Sie mit mir, Niemand wird Sie erkennen — und wir werden Fritz Rothauser einmal in die Koulissen sehen können!“

Helene schwankte eine Zeit lang. Der Vorschlag an und für sich hatte nichts Abschreckendes für sie. Sie war es von Berlin her gewohnt, incognito die Lokale der Halwelt aufzusuchen, um Studien zu machen, und es lag nicht in ihrer Natur, die große Dame zu spielen, wenn es nicht am Platze war.

Aber sie hatte Furcht vor dem, was sie vielleicht hören würde. Schließlich willigte sie ein — sie fügte sich wie gewöhnlich bei Delitzsch's spöttischem Lächeln und heuchelte einen Mut, den sie in Wahrheit nicht hatte.

Nachdem sie etwas Toilette gemacht hatte — ein unauffälliger, dunkler Mantel, kleiner Hut, dichter Schleier — verließ sie an Delitzsch's Arm das Haus am Roßplatz.

Als sie in die Universitätsstraße einbogen, sah Helene ihn mit einem leisen Lächeln an.

„Sie sind doch eigentlich ein sonderbarer Mensch, Hans! Weshalb erweisen Sie mir diese fortwährenden — gewissermaßen uneigennützigen Dienste?"

Er zuckte die Achseln.

„Nehmen Sie an, es sei Dankbarkeit von — von früher. Glauben Sie, es fällt mir noch ein, meine Gefühle auf ihre Motive hin zu untersuchen? Ich bin froh, wenn ich noch welche habe!"

Beide traten in die Kneipe ein.

Sie war schon um diese Tageszeit gefüllt von Menschen. Helene hatte einen Moment eine Anwandlung von Schwindel inmitten dieser Tabakswolken und Bierdünste. Ihre „Patchoulinerven", wie Delitzsch sich ausdrückte, waren nicht daran gewöhnt. Beide setzten sich in die hintere Nische, die Kellnerin, Elsas Kollegin, ließ sie ungestört — denn ein Herr und eine Dame — da war sie ja überflüssig.

Rothauser war noch nicht da. Dagegen unterschied Delitzsch seinen Freund Sievers, der mit mehreren Bundesbrüdern an einem Tische saß. Er schaute mißmutig zu, wie diese ernsthaft einen sehr interessanten Dauerskat spielten — er selbst schien in sehr trüber Stimmung und griff sich mehrere Male nach dem Kopfe, wo man etliche unbestimmte, schwarze Flecken bemerken konnte.

„Das thue ich aber nicht wieder, daß ich auf Terzleder antrete," begann er mit einem Seufzer, „hat der Kerl mir darauf getrommelt! Ich denke noch, der Kopf geht mir in Stücke — eine verfluchte Geschichte!"

Er legte die Hand schützend auf die erhabensten Partien seines Schädels. Die Anderen musterten diesen einen Moment mit den Blicken von Kennern — es saß eine „Pflaume“ neben der anderen.

„Ja, man sollt's nicht glauben,“ bemerkte der eine, dessen breite und tiefe Aussprache den Westfalen verriet, „der Kerl, der Hermundure, hatte einen solchen Bammel vorher — man sah's ihm an. Und zieht Dir dabei diese Terz über die Stirn — Fuchs, ulke nicht, Du hast keinen Stoff da — war das eine Geschichte nachher beim Flicken! — schon mehr Schlachtefest.“

Der zur Ordnung verwiesene Fuchs kam ihm die Blume, um seinen Zorn zu besänftigen.

„Wieviel Nadeln waren's doch?“ fragte er mit ehrerbietiger Neugier.

„Im Ganzen dreizehn,“ antwortete Sievers, „mein Trost ist, daß ich den Kerl noch mal 'rankriege — ich werde nächstens doch wahrscheinlich auf p. p. herausgestellt, und der erste Chargierte der Hermunduren hat mir versichert — Kinder, was ist denn das für ein Skandal da drüben? Das ist ja der lange Referendar aus dem Monopol, derselbe, der vor Rothauser gekniffen hat! 'Raus, 'raus!“

Es wurde in der That jemand hinausgeworfen — aber so sachgemäß und vollendet, daß es beinahe ohne Lärm abging. Der betreffende Referendar, ein ganz verbummeltes Individuum, war mit der Kellnerin in Streit geraten, die den Wirt zu Hilfe rief. Dieser warf prinzipiell alle Gäste hinaus, die sich mit den Kellnerinnen nicht vertragen konnten — so auch in diesem Falle. Es lag eine gewisse Logik in diesem Verfahren, die nämlich, daß die Kneipe um der Kellnerinnen willen da, und nicht die Kellnerinnen der Kneipe wegen.

Sievers und seine Gesellschaft beruhigten sich wieder und setzten ihre Unterhaltung fort, die sich wie gewöhnlich um Nadeln und Schmisse, Skat und Juden drehte. Schließlich gerieten sie auch auf eine prinzipielle Frage — sie stritten sich um die „violette“ und „rote“ Richtung

in den Burschenschaften, d. h. diejenige, welche noch offiziell etliche demokratische Vellejitäten pflegte, das war die rote, und diejenige, welche mit den Korps liebäugelte, das war die violette. Von da kamen sie auf die wichtigsten und internsten studentischen Angelegenheiten, und Sievers konnte nicht umhin, laut den Verfall der Zeiten zu beklagen — er habe neulich in Berlin bei Kroll einem Kommers des A. D. C. beigewohnt, wo er einen „Landesvater" gesehen habe, der einfach „schauderös" gewesen sei.

Als ihn der wißbegierige Fuchs um etliche Auskunft über Berlin bat, und was er da sonst gesehen habe, machte Sievers ein etwas verlegenes Gesicht. „Ja — hm — zuerst waren wir im Franziskaner beim Bahnhof Friedrichsstraße, dann Pschorrbräu, Spaten, Hackerbräu, Gambrinus, Bürgerbräu . . . ." Die Aufzählung erstreckte sich noch über zehn weitere derartige Stationen – sonst wußte Sievers von Berlin nichts.

„Wie finden Sie diese Leute?" Mit dieser Frage wandte sich Delitzsch leise an seine Begleiterin. Diese zuckte die Achseln und lächelte etwas unsicher.

„Ich hatte mir Studenten in der Nähe eigentlich etwas anders vorgestellt," sprach sie, „übrigens war ich einmal eingeladen bei einem großen Kommers im Krystallpalast — da —"

Delitzsch lachte leise.

„Da ging es wohl anders zu, nicht? O, da sind die Herrn äußerst formell, reserviert, sozusagen ritterlich galant! Aber wenn Sie unter sich sind, in der Kneipe... Gott, da hat man ja die ganze Süßholzraspelei nicht nötig. Unter sich werfen sie fortwährend mit den derbsten Rohheiten um sich, aber nach außen sind sie darauf dressiert, höflich zu sein."

Helene stützte den Kopf in die Hand — sie hörte eigentlich garnicht, was er sagte. Ihre Lippen zuckten, als sie leise sprach: „O, es wäre abscheulich, wenn er wirklich nicht mehr wäre, als diese wüste Gesellschaft —

wenn er hier zu Hause wäre — Ihre Augen hefteten sich mit einem durchbohrend verächtlichen Ausdruck auf Elsa, auf die Delitzsch sie aufmerksam gemacht hatte — diese echte Studentenkellnerin, derb, üppig, voll teilnehmenden Verständnisses für alle Ein- und Zweideutigkeiten ihrer Gäste, geschickt darin, auch den Hartnäckigsten zum Sekt zu animieren — dabei nicht ohne eine gehörige Portion Sentimentalität und mit jenem Anstrich höherer Bildung und feinerer Manieren, den sie von den Studenten hatte. Sie hieß früher die S. C.-Elsa, weil sie besonders mit den Korps fraternisierte — indessen war sie nicht exklusiv, und die Sonne ihrer Gunst schien gleichmäßig über S. C. und A. D. C. Nur den Wingolf haßte sie tötlich — ein Mitglied dieser Sekte hatte sich nämlich einmal mit ihr verlobt, und davon hatte sie nach 4 Wochen genug gehabt.

„Sehen Sie doch nur!" flüsterte Helene Delitzsch zu, „da drüben an der Thür — da ist ja mein Kollege Mühlenhoff Und der ist seit 4 Wochen verheiratet!"

Delitzsch setzte lachend seinen Kneifer ab.

„Der poussirt die andere — aber auf Mord! Ah, wenn Sie erst wüßten, wer hier alles verkehrt. Hier ist es sehr demokratisch, Helene! In solche Lokale kommt tout-Leipzig, das ganze kunstsinnige, gebildete, verbummelte Leipzig."

Sie sah ihn an und lächelte.

„Ja, ja, ich erinnere mich! Wen habe ich nicht alles in den Koursälen in Berlin gesehen! Ich glaube, das liegt uns allen im Blute, dieser Zug nach der Welt im Zwielicht!"

„Sehr natürlich! Bei der Konfusion der heutigen Gesellschaft — wir sind eben alle 'n bischen verkommen. Unsere elegantesten Damen hören die gepfeffertsten Novitäten von Delcliseur zu gern. Bah — Fin de siècle! Wer überhaupt nicht von vornherein mit etwas Anstand und Ästhetik imprägniert ist, der geht in diesem Sumpfe unter. Ah — nein, doch nicht!

Ich glaubte, da käme unser Mann schon. Nein, er ist es nicht."

Helene hörte ihm zu mit pochendem Herzen und zuckenden Händen. Um sie herum ging das Lärmen, das Lachen und Schwatzen, Gläserklingen und Deckelklappen der menschenerfüllten Kneipe. Von Zeit zu Zeit warf sie einen aufmerksamen Blick in diese eigentümliche, groteske Welt ....

Diese Welt gab ihr erst den richtigen Maaßstab, die Männer zu taxieren, die abends im Salon oder zu Hause einen so „liebenswürdigen" oder „tiefen" Eindruck auf junge Mädchen machen — mit den Glacés und dem Gehrock ziehen sie auch den ganzen Phrasenschwulst an, der für die Damen der Gesellschaft nun einmal unentbehrlich ist.

Helene sah diese Wirtschaft mit den Kellnerinnen, ein Schauspiel, bei dem man nicht wußte, ob der Ekel vor der Dummheit oder der Gemeinheit der Mitspielenden überwog. Diese jungen Leute aus guten Familien, zum Teil aus den besten Häusern, die sich in Zoten und Rohheiten überboten, blos um „schneidig" aufzutreten und diesen armen Mädchen zu imponieren, die ihre gemeinen Witze anfangs nur halb verstanden, sie aber bald noch übertrumpfen mußten, wenn sie sich in diesen Lokalen behaupten wollten — diese ehrwürdigen Philister und Familienväter, die sich immer noch den Ruf sichern wollen, sie seien doch eigentlich ganz „verfluchte Kerls", und denen oft von den Gerissenen unter diesen Weibern Tausende aus der Tasche gezogen werden — das war eine Atmosphäre so schmutzig und gemein, daß man sah, wie hier eine ganze Generation versumpfte und verseuchte. Manche — Studenten wie Philister — saßen hier den ganzen Tag lang, und nach 2—3 Jahren waren sie verbummelt und verkommen — total unfähig, noch irgend etwas anzufangen. Hier lernten diese junge Leute jede Scheu und jeden Anstand in der Ausdrucksweise verlieren, bis sie schließlich soweit kamen, die Frauen überhaupt nur von einem Gesichtspunkte aus zu betrachten

— man bemerkte, gleich wenn sie eintraten, schon auf ihren affectiert blasierten Gesichtern das cynische Lächeln, mit dem sie die Kellnerinnen herablassend begrüßten, und das ungefähr besagte: „Na, Kleine, wann wollen wir denn losgehen?!“ Und es lag auf der anderen Seite wieder eine wahnsinnige Komik darin, daß hier Officiere, Opernsänger, Bankiers ein- und ausgingen, die mit den schönsten und geistvollsten Damen der Gesellschaft verkehrten — die aber jedesmal aufatmeten, wenn sie nach irgend einer glänzenden Soirée solche Kneipen aufsuchten: „Uff! Kinder, nun wirds wieder gemütlich!“ In der That: je cynischer, je gemeiner — desto gemütlicher.

„Da ist Rothauser! Achten Sie jetzt auf!“

Der Gesuchte trat in der That ein und setzte sich an den Tisch, wo seine übrigen Freunde saßen. Er begrüßte Elsa, die sich sofort zärtlich an ihn schmiegte, mit einem mürrischen Lächeln.

Sievers reichte ihm wortlos die Hand und deutete auf seinen immer noch brummenden Schädel.

„Na, bist Du noch nicht wieder auf dem Damm?“ fragte Rothauser „Du mußt Dich 'mal gründlich zusammenflicken lassen, altes Haus, sonst gehst Du noch ganz aus dem Leim. Das Tralla hast Du letzte Woche auch wieder gehabt, wie mir Deine Wirtin erzählte.“

Diese Behauptung kränkte Sievers aufs tiefste.

„Die alte Schraube lügt,“ rief er aufgeregt „ich habe seit dem vorigen Jahre das Tralla nicht wieder gehabt — das kommt von meinem soliden Lebenswandel —“

„Na, na!“

„Fuchs, in die Kanne! Geschenkt! — Wo sollte ich denn das Tralla herkriegen? Von den paar Schnäpsen, die ich bei diesen schlechten Zeiten trinke?“

Rothauser hatte indeß mit Elsa einen ernstlichen Disput. Er hatte sie im Verdacht, daß sie abends „auf den Strich“ ginge und sagte ihr das unumwunden.

Sie war natürlich aufs höchste beleidigt und erkundigte sich gleichfalls teilnehmend, ob er nicht auch das Tralla hätte?

„Ganz noch nicht,“ erwiderte Rothauser seufzend, mit einer gewissen Selbstironie, „aber ich glaube, bald kommt es soweit. Gestern morgen habe ich mich zwanzig Minuten damit abgequält, meine Uhr mit einem Schwefelhölzchen aufzuziehen.“

Sievers fing laut an zu lachen, und der Westfale meinte tiefsinnig: „Das ist allerdings schon ein bedenkliches Stadium. Aber das ist lange nicht so schlimm, wie — —“

Das Gespräch versenkte sich nun in die unheimlichsten Abgründe des Delirium tremens — wie denn überhaupt praktische medicinische Fragen von den Studenten mit Vorliebe behandelt wurden, da sie bei ihrem Leben von selbst darauf kamen. Elsa hatte sich indeß mit Rothauser wieder versöhnt. Sie drückte zärtlich seinen Arm — in der Manier, wie diese Weiber es lieben, an den Muskeln des Oberarms.

„Du Schatz, bist Du mir auch nicht untreu geworden gestern? Bist Du vom Stadtgarten aus gleich nach Haus gegangen?“

Gestern! Helene zuckte zusammen. Er hatte sich von ihr sehr früh verabschiedet, angeblich um zu Hause zu arbeiten — in Wahrheit aber um mit seiner Geliebten — Sie erfaßte Delitzsch's Hand und preßte sie in einem eisernen Drucke zusammen, so daß der junge Mann die Lippen aufeinander biß — ihr Gesicht sah ganz verändert aus.

Rothauser antwortete.

„Ich bin sehr solide gewesen, Kind. Übrigens war ich auch so müde — ach, dies Leben nimmt einen ganz verdammt mit! Sag' 'mal, wo ist denn eigentlich die blonde Bianca hin, die ist ja seit ein paar Tagen aus dem Monopol verschwunden — Du warst ja bekannt mit ihr, nicht?“

Und er hörte mit ernsthafter Spannung Elsas Bericht an — er erkundigte sich nach dieser und jener — der gemeinste Kellnerinnenklatsch interessierte ihn aufs lebhafteste — es war, als ob er mit diesen Weibern aus einer Familie wäre. Helene musterte ihn, als sie ihn plaudern und schwatzen sah, immer noch mit starren, wie festgebannten Blicken — alles an ihm, seine Ausdrucksweise, seine Haltung, seine Manieren, die Art zu sprechen zeigte diese schnoddrige Verkommenheit, die gewissermaßen den haut goût des Studententums bildet. Es war garnichts „Aristokratisches“ mehr an ihm, was sie früher immer so angezogen hatte — diese Mischung von jugendlicher Sprödigkeit und patricischer Reserviertheit, durch die er sich anfangs von der gewöhnlichen Studentenderbheit so unterschied -- es war alles weg.

Elsa war indeß über seine Erkundigungen nach Bianca nicht sehr erbaut.

„Du poussierst doch auch überall 'rum,“ begann sie aufgebracht: „was hast Du nun mit der wieder?“

Rothauser lächelte selbstbewußt.

„Was soll man machen, Kind? Ich habe soviel Glück bei Weibern — siehst Du, ich brauche nur zu winken, eins, zwei, drei! Ist mir angeboren!“

„Was ist es denn eigentlich noch mit Deiner früheren Flamme vom Theater, der Felsegg? Das war doch was Ernsthaftes —“

„Ah, die!“ Rothauser schnalzte dabei mit der Zunge, „na, beruhige Dich Kind — deshalb habe ich Dich noch ganz gern. Eine für — und Eine für das Gemüt — das nennt man Arbeitsteilung!“

„Ist sie eigentlich wirklich so schön?“ Elsa sah ihm bei dieser Frage interessiert ins Gesicht.

„Na ja — es geht, sie hat ihre bedeutenden Vorzüge. Das ist was anderes wie Du, Kleine. Bei ihr liegen die Annehmlichkeiten mehr in den Details.“ Er lachte laut auf, und wollte diesen Punkt noch weiter

ausführen, besann sich aber. „Wirklich, ich habe mich sehr gut mit ihr amüsiert — ein feudales Weib, diese Felsegg!"

Helene hatte sich halb erhoben. „Haben Sie nun genug?" fragte Delitzsch leise und trocken. Sie nickte. „Lassen Sie uns gehen!"

Die Beiden gingen durch das Lokal, an Rothausers Tisch vorbei, der ihnen den Rücken zuwandte. Sievers, der Delitzsch bemerkte, machte ihn darauf aufmerksam — er sah sich flüchtig um, ohne von der verschleierten Dame Notiz zu nehmen — dergleichen weibliche Begleitung war er bei Delitzsch gewohnt.

Helene Felsegg und ihr Begleiter gingen langsam durch die belebten Straßen — beide sprachen kein Wort. Als sie unter der Vorhalle des neuen Theaters angekommen waren, wo um diese Zeit ein lebhaftes Treiben herrschte, blieb sie stehen und ergriff seinen Arm:

„Töten Sie ihn!"

Ihr Gesicht war ganz blaß, während sie das sprach, die Stimme fast heiser — aber die Augen lebten, ein seltsam glühendes, vulkanisches Leben.

Er nickte.

„Ich bin ihm ohnehin noch Revanche schuldig für seinen Artikel. Wir wollen Abrechnung halten, Fritz Rothauser!"

„Ich glaube auch, es ist Zeit," bemerkte sie tonlos und anscheinend gleichgiltig: „kommen Sie mit —?"

Er bot ihr den Arm und beide traten in das Vestibule des Theaters. Helene suchte ihre Loge auf. Man gab Tannhäuser, und den versäumte sie niemals — sie war eine leidenschaftliche Verehrerin Wagners.

XXV.

In dieser Nacht that Helene Felsegg kein Auge zu. Es war ihr, als ob aus ihrem Dasein plötzlich ein Stück herausgerissen wäre — und dies Etwas, das sie entschwinden sah, war eine letzte, krampfhaft festgehaltene Illusion — die letzte von allen!

Sie hatte in Fritz Rothauser eine Ausnahmenatur gesehen, in seinen Aeußerungen eine kraftvolle Poesie gefunden, mit der sie ihr Dasein stützen wollte, sie hatte ihn bewundert, geliebt und in jedem Zuge seines Wesens etwas Anderes, Vornehmes erblickt. Er war für sie, was Shakspeares Marc Anton für Kleopatra war, die Römernatur, wie sie ihr weiblich-nervöser Geist brauchte — der Mann, dessen Stirn den Stempel trägt: „Ich bin mehr als die Anderen".

Und nun hatte sie gesehen — er war geworden wie alle. Das Talentvolle in seiner Natur war erstickt und verkümmert — seine Kraft war zur brutalen Frechheit, seine Sicherheit zur cynischen Gemeinheit geworden. Er war eben wie die Anderen.

Und sie hatte gerade gehofft, diese kräftige Natur würde widerstehen, sie schalt sich eine Thörin wegen dieser Hoffnungen — jetzt, wo sie ihr ganzes Leben auf diese eine Karte gesetzt hatte.

Sie fühlte an diesem Morgen ihr ganzes, hoffnungloses Elend. Sie hatte einen Anfall jenes wütenden Schmerzes, bei dem der ganze gewöhnliche Gang der Welt stille zu stehen scheint, um uns zu peinigen, bei dem man sich mit den albernsten Kleinigkeiten beschäftigt — nur um nicht denken zu müssen.

Gegen 11 Uhr meldete man ihr Delitzsch. Er brachte ihr die Nachricht, daß das Urteil in Rothausers Prozeß gestern Abend gefällt sei — die Morgenblätter brachten die Veröffentlichung. Rothauser war verurteilt — zwar nur zu einer geringen Geldstrafe, aber der Roman sollte eingezogen und vernichtet werden — trotz

der sehr guten Verteidigung des jüdischen Rechtsanwalts hatte die Staatsanwaltschaft ihren Standpunkt behauptet.

„Damit ist er litterarisch fast unmöglich geworden," fügte Delitzsch achselzuckend hinzu: „eine schwere Niederlage — die Blätter sprechen äußerst lau und gleichgiltig über ihn. Der Prozeß hat fast gar keinen Staub aufgewirbelt — die provozierende Skandalsucht war zu offenkundig."

Helene hörte ihn fast achselzuckend an — diese Katastrophe, die über Rothauser hereinbrach, berührte sie fast garnicht. Sie wollte ihn ganz unter den Füßen haben — sie konnte dies unselige Wort nicht vergessen, das sie zuletzt aus seinem Munde gehört hatte: „Feudales Weib!" Das Wort hatte sie getroffen wie eine ätzende Säure — die Spur war nicht mehr zu beseitigen.

„Wann wollen Sie ihn —?" fragte sie Delitzsch, indem sie ihn ansah, ohne den Satz zu vollenden.

Dieser verstand sie.

„Bei der nächsten Gelegenheit, wo wir ihn öffentlich treffen, werde ich ihn so insultieren, daß ein Duell unvermeidlich ist," entgegnete er langsam, „übrigens kennen Sie ihn ja, er wird dem garnicht ausweichen. — Ich glaube auch, in allen anständigen Häusern wird man ihm schon die Thür gewiesen haben."

Helene hatte das Gesicht in die Hand gestützt und warf ihm einen blitzartig schnellen Blick zu.

„Er wird heute ins Theater kommen," sprach sie mit besonderer Betonung, „es ist die Walküre — O, wenn Sie wüßten, wie ich ihn hasse!"

Sie ergriff Delitzsch's Hand — ihre eigene war brennend heiß — ihr ganzer Organismus war im Fieber. Er lächelte.

„Und doch haben Sie versucht, ihn gegen mich auszuspielen," sprach er, sie seltsam anblickend, „und doch wollten Sie sich mir entziehen, indem Sie diesen jungen Menschen für sich erzogen — aber Sie haben über's Ziel

hinausgeschossen, Fritz Rothauser ist weiter gegangen, als Ihnen jetzt lieb ist. Sie sind ein ganz beanlagter Kopf, Helene — aber von Zeit zu Zeit wird es Ihnen unbehaglich in den Regionen der Erkenntnis, es ist so eisig kühl bei mir — und dann fangen Sie an zu schwärmen und zu träumen, die Wirklichkeit soll Ihnen dann all die farbenglühende Pracht Ihrer Phantasien wiedergeben — aber das geht nicht — wenn die ganze Brutalität des Lebens Sie anstarrt, suchen Sie doch immer wieder Schutz bei mir. Sie sehnten sich nach Byron und Musset, und Sie fanden Fritz Rothauser -- allerdings ja ein ganz schneidiger, junger Mann! Aber seien Sie das nächste Mal vorsichtiger, Helene — Leute wie wir müssen mit ihren Empfindungen ökonomisch umgehen!"

Er zuckte verächtlich die Achseln, als er dies sagte. Es lag ein namenloser Hochmut in seinen Worten, eine grausame, rücksichtslose Schärfe, vor der diese Frau zitterte, weil sie wußte, daß er Recht hatte.

Er verbeugte sich und ging hinaus. Sie sah ihm nach mit zusammengepreßten Lippen und finsteren Blicken -- ruhelos, eine Beute ihrer wahnsinnig aufgeregten Gedanken ging sie im Zimmer auf und ab — ihr ganzes Leben concentrierte sich allmählig in dem einen Wunsche, Rothauser gedemütigt, vernichtet zu ihren Füßen zu sehen.

Ihr Stolz, ihre Eitelkeit, ihre Meinung von sich selbst litten am meisten unter dieser niederträchtigen Erfahrung, die sie gemacht hatte; sie begann an allem zu zweifeln, wie früher bemächtigte sich ihrer ein tiefer Ekel vor aller Gesellschaft, vor der ganzen Welt — der Mann von heute war doch im Grunde immer derselbe: genußsüchtig, brutal und verlogen.

Sie dachte an dies Weib, an diese Kellnerin, mit der er sich beschäftigte, wenn er ihrer überdrüssig war — und sie gelangte nach und nach zu der Erkenntnis, daß er sie nie begriffen hatte, daß sie ihre leidenschaftlichsten Empfindungen, ihre glühendsten Phantasien, ihre

ganze voll entwickelte Persönlichkeit einfach — weggeworfen hatte an diesen sehr modernen jungen Mann.

Ah, was war ihm das denn überhaupt: Hingebung, Sehnsucht, Verlangen — diese ganze Skala, in der die Seele des Weibes erzittert wie ein Instrument, dessen berauschende Accorde noch schlummern, und das erst gestimmt werden muß — dies Auf- und Abfluten jauchzender Leidenschaft und schwermütigen Lebensernstes, das in jeder echten Empfindung steckt? Was war ihm ihre verzehrende Liebessehnsucht, die so oft mit träumerischer Melancholie wechselte — was war ihm das ganze, unendlich tiefsinnige und unendlich beglückende Spiel echter Liebesleidenschaft? Die Jugend von heute setzt den Kneifer auf, wirft den Kopf zurück und näselt herablassend: „Feudales Weib!“

Was dem Weibe, der Jugend, der Schönheit überhaupt erst seinen süßesten, geheimnisvollsten Reiz giebt, das ist ja nicht der derbe, materiell rohe Genuß, nicht das Anfassen der aufdringlichen Wirklichkeit — in der Persönlichkeit des Weibes reizt den wirklich Verständnisvollen die Aufgabe, diesen feinen, complicierten Organismus, der jede Einzelheit anders sieht, zu ergründen, zu beherrschen und all seine Schönheiten einzuschlürfen — seine eigene Seele durchdringen zu lassen von dem berauschenden Aroma der Frau Und die meisten Frauen haben eine halbe Ahnung dieses Processes — wie selbstverständlich setzen sie bei der Liebe eines jeden Mannes zunächst dies feine Verständnis, dies selbstvergessene Eingehen auf die fremde Persönlichkeit voraus — und finden sich meist getäuscht. In dem ganzen Denken des Weibes herrscht diese fortwährende Erwartung, die sich in tausend Formen äußert — es sieht immer nur schwankende Linien, zerfließende Formen, farbige Nebel, nichts klar und bestimmt — sie begreifen die Welt nur immer in einer Persönlichkeit — aber mit einer sensitiven Leidenschaft, in der oft mehr wirkliche Erkenntnis liegt, als in allen abgezirkelten Systemen des Mannes.

Helene Felsegg hatte auch zu diesen Frauen gehört, deren Jugend in diesen Fiebern nervöser Leidenschaft, in diesem Sehnen nach unbekanntem Glück besteht. Wäre sie im gewöhnlichen Gleise geblieben, so hätte sie irgend einen Philister geheiratet und wäre mit der Zeit eingetrocknet — als brave Hausfrau hätte sie wie alle anderen Hausfrauen über jugendliche Schwärmereien gelächelt. Aber sie ward in den Strudel des modernen Lebens hineingerissen, ihre Nerven blieben in ihrer künstlerischen Stellung in einem Zustand fortwährender Spannung, ihr Dasein zeigte immer neue Nüancen — und dies Verlangen nach dem Glück, diese Sehnsucht nach der Selbstvergessenheit blieb doch. Ein Mann hätte sich abgeschliffen bei diesem Leben, bei der Frau war es nicht möglich. Es kam alles was sie wollte — Genuß, Ruhm, Bewunderung — aber es sah alles ganz anders aus, als sie es sich gedacht hatte. Sobald sie etwas erlangt hatte, war sie dessen überdrüssig. Es blieb immer noch der Gedanke: „Aber da fehlt ja noch die Hauptsache — —“

Und nun hatte sie allmählig gesehen, daß es mit jedem menschlichen Wunsche so geht, daß eben diese Hauptsache nie kommt — diese Thatsache hatte sie anfangs erstarrt wie das Bild der Medusa. Sie ahnte den Betrug des Lebens — als sie ihre Gedanken einmal zu Delitzsch äußerte, sah dieser sie an und sprach: „Hm — wir haben nur gar kein Recht zu dieser ewig unbestimmten Sehnsucht, zu diesem Glückverlangen, dessen Befriedigung wir immer fordern. Es liegt ja gewissermaßen eine Malice in der ganzen Geschichte — wenn wir nur die Dinge sähen, wie sie sind, wenn wir nur dumpf und unbeweglich in irgend einer gleichgiltigen Existenz fortvegetierten — dann wäre ja die Sache noch nicht so schlimm. Aber so — an einem Tage, wo einem die Sonne zu Kopf steigt, kommen seltsame Gedanken — ein Verlangen nach Licht, nach idealen Welten, nach Glück und Zufriedenheit — und wenn das vorübergeht, sieht man wieder die universale Ironie, die große Karrikatur Welt!“

Helene lächelte.

„Aber wo liegt denn der Sinn der ganzen Geschichte?“ fragte sie träumerisch.

Delitzsch zuckte die Achseln. Sie brachen beide das Gespräch ab.

Sie hatte früher nur zu oft solche Gespräche mit ihrem skeptischen Freunde geführt! Schließlich hatte sie die Achseln gezuckt wie er — und dann nahm das Leben sie in Anspruch. Ihr Beruf, ihre vielen Zerstreuungen, ihre künstlerische Ausbildung, ihre Liebhaber — alles das beschäftigte sie vollauf. Aber die meisten Männer, die sie kennen lernte, hatten ihr nur denselben abstoßenden Eindruck gemacht — mit viel Geld und wenig Geist bemühten sie sich um die Gunst einer Theaterprinzessin, die sie nicht höher taxierten wie alle ihre Kolleginnen — die meisten fangen ja eine solche Liaison blos an, weil sie chic ist — und nach kurzer Zeit waren sie ihr alle langweilig geworden. Schließlich hatte sie mit einer Art Verzweiflung angefangen zu glauben, es gäbe überhaupt keine Liebe — sie hatte über alles gespottet und gelacht, aber jedes höhnische Wort, das ihr entschlüpfte, gab ihr einen Stich durch's Herz — sie hatte an allem gezweifelt, aber sie empfand dabei eine schwindelnde Unsicherheit, das Gefühl eines unendlichen, hoffnungslosen Elendes.

Helene Felsegg gehörte zu den heutigen Tages sehr häufigen Charakteren, die eine Art Empfindungslosigkeit heucheln, die mit ihrer Stärke prahlen und immer zufrieden und glücklich scheinen — aber in Wahrheit leiden sie an der großen Krankheit des Jahrhunderts, der schwindelhaften Selbstüberhebung. Wie alle Menschen von heute, trieb sie einen fanatischen Kultus mit ihrer Person — eine raffinierte Eitelkeit, die fast wieder naiv aussah, so sehr war sie ihr zur zweiten Natur geworden, beschäftigte ihre Nerven fortwährend — infolge ihres Lebens bequem, weichlich und luxuriös geworden, war ihre ganze Beschäftigung eigentlich eine Pflege ihrer Schönheit, ihrer persönlichen Vorzüge; sie glich einer modernen Thais, die ruhig zusieht, wenn man ihret-

wegen den Königspalast von Persepolis in Brand steckt — es scheint ihr das ganz in der Ordnung. Delitzsch sprach nicht umsonst von ihren „neronischen Phantasien“. Die zügellose Freiheit des modernen Lebens muß endlich auf solche Gedanken führen. Aber sie war eben keine antike Thais — das war es, der moderne Zwiespalt ließ sich nicht hinweglügen — und wir suchen immer nach Glück, nach der Welteinheit — und finden sie nie . . . . .

„Luft! Licht!“ rief alles in ihr. Ihre Gedanken türmten sich vor ihr auf wie ein Alp, unter dem sie zu ersticken drohte. Sie riß das Fenster auf — die frische Kälte draußen that ihr wohl. Wind und Sonne sind immer noch das beste Heilmittel gegen alles Elend des Menschen.

Sie beschloß, ins Freie zu gehen, ein Spaziergang würde ihre Gedanken ableiten.

Unten auf dem Roßplatz nahm sie einen Wagen — sie wollte ins Freie fahren — aus der Stadt heraus, gleichviel wohin — sie konnte dies dumpfe, gleichmäßige Brausen um sie her, dies mörderische Atemholen der Großstadt nicht mehr ertragen.

Unterwegs fiel ihr das veränderte Leben der Straßen auf — Menschen, die in Gruppen zusammenstanden; riesige rote Plakate an den Litfaßsäulen, Leute mit Stößen von Brochüren und Zetteln unter dem Arm. Die Wahlen standen nahe bevor — die sogenannten reichsfeindlichen Parteien kämpften in diesen Tagen mit allen Mitteln, ihren Gegnern den Sieg zu entreißen.

Helene Felsegg zuckte die Achseln. Was ging das sie an? Dies ganze politische Getriebe hatte ihr nie das mindeste Interesse eingeflößt — ihre Welt stand fest: Kunst, Luxus und Genuß. Wenigstens glaubte sie, daß sie feststände. Vor dem Begriff Sozialdemokraten hatte sie einen instinktiven Abscheu wie vor Leuten, die schmutzige Stiefel und defekte Kleider tragen, und denen seidene Kravatten ebenso unbekannt sind wie Handschuhe und Parfüms.

Sie hatte die Redensarten Rothausers darüber nie begriffen. Dabei kehrten ihre Gedanken wieder auf den einen Punkt zurück. Es war nicht möglich, davon loszukommen .... Straßen und Menschen, Häuser und Gärten zogen an ihr vorbei, sie sah und hörte nichts — so verfolgte und zermarterte sie dieser eine Gedanke.

Wenn es vielleicht doch möglich war, ihn noch zu retten? Ihn herauszuziehen aus diesem Sumpf, in dem sie so Viele hatte rettungslos verkommen sehen?! Sie dachte an ihre erste Liebesbegegnung, an dies Schutzsuchen bei einander vor den Cynismen des Lebens.

O ja — für sie bestand auch ein Hauptgenuß ihres Lebens in dem Freisein von der Moral des Philistertums — sie hatte diesen echt künstlerischen Drang, durch Austoben aller Leidenschaften ihre Persönlichkeit zu entwickeln, ein Drang, von dem brave Hausfrauen und Pensionsmütter nie etwas ahnen werden, der aber für Menschen der Art eine Naturnotwendigkeit ist wie Luft und Wasser — aber bei ihr mußte das alles im Rahmen eines künstlerischen Luxus bleiben; sie träumte von den Bacchanalien Sullas und Neros. Sie kannte die Soupers à part der eleganten elektrisch beleuchteten Austernsalons der Hauptstadt, das glänzende Treiben auf der Rennbahn mit dem Fieber der Totalisatoreinsätze und seiner eleganten Halbwelt, den Luxus der großen, geheimen Spielsäle in Berlin W., in die sie sich hatte einführen lassen — das war die verbotene Welt, die sie reizte — eine Welt, in der man bon mots und Galanterien hörte und die immer noch nach Springflower und Jokeyclub duftete. Das alles war immer noch die Atmospäre der Kunst — hier war noch immer Kraft und Geist, den sie bewunderte und achtete — das Einzige, was sie im Grunde überhaupt achtete.

Aber Rothauser und seine Kameraden?

Und doch schüttelte sie wie ein eisiges Fieber der Gedanke, daß sie ihn in den Tod gestürzt hatte. Sie

zweifelte nicht, Delitzsch würde thun, was sie von ihm verlangt hatte. Und er war ihm überlegen in der Waffe — das hatte er schon einmal bewiesen. Diesmal ging es nicht mit einer leichten Mensur ab; es würde sich um Tod und Leben handeln. Aber das wollte sie ja — seinen Tod, die einzige Rache, die ihr genügen konnte —

Sie blickte verstört um sich — der Kopf schmerzte sie, alles schien sich im Wirbel um sie zu drehen.

Sie befand sich an der großen Bahnüberführung in der Nähe des Berliner Bahnhofes — eine längere Brücke, unter der man die Stadt und die Bahnhöfe liegen sieht, vermittelt hier den Verkehr. Ihr Wagen mußte halten, eine größere Truppenabteilung, die von einer Felddienstübung zurückkam, marschierte quer über die Straße und hinderte sie am Weiterfahren.

Helene sah, im Fond des Wagens zurückgelehnt, mechanisch auf die vorbeiziehenden Soldaten, auf diese ermüdeten, harten und gleichgiltigen Gesichter, die ab und zu einen stumpfen Blick auf sie warfen. Die fahle Dämmerung des Winternachmittags hüllte alles in ein gespenstig niederdrückendes Licht — der Himmel schien herabzusinken auf die schneedurchtränkte, schmutzig graue Erde, die nichts Helles und Farbiges zeigte — eine selbstverständliche Trostlosigkeit lag in der Natur und schlich sich wie ein unerbittlicher Feind in alle Gedanken des Menschen. Von Zeit zu Zeit drang ein donnerndes Geräusch von unten herauf — Dampfwolken lagerten sich über der Brücke — dann sah man die Züge wie riesige, gepanzerte Schlangen in den Bahnhof einlaufen, keuchend und rasselnd wie Ungeheuer, die man an die Kette gelegt hat. Überall hörte man da unten diese Eisenmassen klirren und tönen — ein unentwirrbares Netz von Schienen breitete sich wie ein eisernes Meer vor den Augen aus; die riesigen Signalstangen, die farbigen Lichter, die schmutzig grauen Türme, die kleinen Häuser der Weichenwärter — alles das verschmolz zu einem Panorama von Dampf und Eisen, zu einer wahren Epopoe auf die gigantischste Schöpfung des

Jahrhunderts. Diese Eisenmassen hatten das Leben unerbittlich hart gemacht — in dem wahnsinnigen Hasten dieser Kourierzüge waren die Nerven gespannt und zerrissen worden — die Maschinen rächten sich an ihren eigenen Erfindern.

Helene sah eine Schar Menschen unten von den Geleisen heraufkommen — offenbar Kohlenarbeiter, die wahren Cyklopen dieser unheimlich gährenden und brodelnden Schöpfung — ihre Kleider glänzten in einem schmutzig nassen Grau, und ihre Gesichter waren geschwärzt von dem Kohlenstaub, der ihre Lungen vergiftete. Sie blieben vor einer Litfaßsäule stehen und lasen die halb vom Winde zerrissenen, grellroten Wahlplakate — dann begannen sie eifrig zu diskutieren. Einige blieben bei dem Wagen der elegant gekleideten Dame stehen und sahen hinüber mit jenem finsteren, gedrückten Ausdruck, den Leute aus dem Volke so oft aufweisen . . . . Helene fuhr zusammen unter diesen Blicken. Vielleicht wußte man, wer sie war.

Diese Leute wissen nichts und verstehen nichts von Kunst — aber sie lesen in den Zeitungen, daß die Patti oder die Lucca 5—6000 Mark für einen Abend bekommt. Diese Zahlen sind monströs für sie, die Generationen hindurch hungern — sie beginnen ernsthaft nachzudenken über diese Erdengötter, und dies Nachdenken wird zum Haß und zur wütenden Feindschaft . . . .

Die Soldaten marschierten noch immer vorbei mit ihrem gleichmäßigen, ermüdeten Schritt — die hohen Stiefel, die Beinkleider, das ganze Zeug waren beschädigt von dem schmutzigen Kot der Landstraße — manche hielten sich offenbar kaum noch aufrecht. In einem der letzten Glieder bemerkte Helene einen jungen Mann, den sie kannte, mit den weißgrünen Schnüren des Einjährigen — er sah sie und machte eine Bewegung, als ob er grüßen wollte — aber dann senkte er den Kopf und marschierte weiter mit den Übrigen. Sein Gesicht sah fahl und abgespannt aus — er war gerade so beschmutzt und mitgenommen wie die Anderen. Die Schau-

spielerin hatte ihn früher oft bei sich gesehen — er galt für einen der elegantesten Sportsleute unter der kaufmännischen Noblesse und war berühmt wegen seiner oft sehr gewagten bon mots. Seine Erscheinung war unwiderstehlich im Ballsaal, in dem glitzernden Licht der Kronleuchter, mit dem Chapeau claque und dem rotseidenen Taschentuch, das sich so elegant von dem schneeweißen Plastron abhob . . . .

Helene hatte, als sie ihn sah, einen sonderbaren Gedanken — wie eine seltsame ausgleichende Gerechtigkeit schien ihr diese eiserne Militärzeit für diese gleichgiltige Jugend, die an Nichts mehr glaubt und über Alles die Achseln zuckt — dieser brutale Zwang, der alle Vorurteile der sogenannten Bildung mit Füßen tritt, war vielleicht das letzte Wort der verendenden Civilisation, — jedenfalls der beste und natürlichste Rahmen für eine zuchtlose Generation, für eine Jugend, die einfach den Luxus ihrer goldströmenden Zeit ausnutzt, ohne selbst etwas zu leisten, für eine Jugend ohne Ideen, ohne Kraft, ohne Größe . . . . —

Endlich war der Weg frei — Helene befahl umzukehren, nach der Stadt zu fahren. Eine seltsame Aufregung hatte sich ihrer auf einmal bemächtigt — eine Angst vor der nahenden Katastrophe, vor dem Zusammenbrechen dessen, worin all ihr Glück bestanden hatte — sie hatte den unbestimmten Gedanken, Delitzsch zu sprechen, ihn um Aufschub zu bitten — sie wollte Rothauser sagen lassen, er möge heute nicht ins Theater kommen — ihre Gedanken jagten wirr durcheinander. Und dennoch überlegte sie dabei ganz ruhig, daß sie erst noch Toilette machen und nach Hause fahren müsse — sie dachte an ein Changeantkleid aus rötlicher Seide, das sie häufig im Theater anzuziehen pflegte.

Als sie am Thüringer Bahnhof vorüberfuhr, sah sie nach der Uhr hinauf.

Es war zwanzig Minuten vor 6. Um 6 begann das Theater.

XXVI.

„Also Rothauser ist wirklich hereingefallen? Gott hab' ihn selig!"

Mit diesem frommen Wunsch trat der „gefürchtete" Kämpe des Morgenblattes, der bekannte Vertreter für unbezahlte Gerechtigkeit, Herr Wolfstein, zu einer Gruppe von Preßgewaltigen, die im Vestibule des Theaters zusammenstanden und die litterarischen „faits divers" besprachen.

„Und der Artikel, den Sie gebracht haben!? Das ist ja auch von ihm. Der Mensch rennt ja mit dem Kopf durch die Wand!"

Steinberger nickte beifällig.

„Delitzsch soll wütend sein auf ihn," bemerkte er, die Schnur seines Kneifers zwischen den Zähnen zerkauend: „das wird eine schöne Geschichte werden. Alle Wetter! da ist er ja. —"

Rothauser zeigte sich unter der Menge, die sich um die Kasse drängte.

Es war heute besonders voll — die Walküre lockte das wagnerwütige Publikum Leipzigs in dichten Scharen herein. Man konnte sich kaum durcharbeiten durch das Gedränge — ein Gewirr von dunklen und hellen Paletots, weißen Boas, koketten Theaterhüten, gigantischen Biberkragen und eleganten Kaisermänteln erfüllte die ganze Vorhalle des Theaters.

Der junge Schriftsteller begrüßte seine Bekannten um so selbstbewußter, als er sich nicht sicher fühlte und so etwas wie ein schlechtes Gewissen hatte. D. h. er selbst würde sich das bei Leibe nicht gestanden haben. Gewissen, pah — das wäre doch „verdammt penälerhaft".

Die Herrn behandelten ihn schon so wie einen armen Teufel, der gründlich hereingefallen ist — etwas von oben herab, leicht ironisch, sogar ihre Begrüßung war beinahe nachlässig.

Rothauser bemerkte das, und seine Stirn zog sich in Falten.

Ging es wirklich schon zu Ende mit ihm?

„Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ sprach er zu Steinberger: „ich habe da noch eine Dame — sie steht da noch. —“

„Eine Dame!?“ Der Journalist drehte sich gleichgiltig um.

Es war Elsa, seine Geliebte, mit der er in letzter Zeit häufig ins Theater gegangen war.

„So, so — was ich Ihnen sagen wollte — Hören Sie, gehen Sie in den Zwischenpausen nicht ins Foyer, Delitzsch ist da.“

Rothauser zuckte höhnisch mit den Achseln.

„Was fällt Ihnen ein? Selbstverständlich werde ich hinaufgehen.“

Steinberger lächelte ironisch.

„Na, wie Sie wollen – Ich glaube übrigens, die Felsegg ist bei ihm.“

„Ich denke, sie spielt heute —?!“ Rothauser konnte seine unangenehme Ueberraschung nicht verbergen. Er wollte doch nicht, daß er und Elsa — Er hatte darauf gerechnet, daß sie heute Abend im alten Theater beschäftigt war.

„Nein — der Bettelstudent ist abgesagt. Man giebt statt dessen Undine.

„Und wenn auch!“ murmelte er zwischen den Zähnen: „ich gehe ins Foyer. Guten Abend, meine Herrn.“

Damit ging er. Die Anderen blickten ihm lächelnd nach. Elsa winkte ihm schon von weitem mit einem monströs großen, roten Fächer zu — sie lachte geräuschvoll und hing sich beständig schmachtend an seinen Arm — ihr ganzes Benehmen war affektiert und albern, so daß sie sehr bald auffiel.

Da es bereits zum dritten Mal geläutet hatte, eilte alles an seinen Platz — die Vorstellung nahm ihren Anfang. Das rauschende Leben des großen, menschen-

erfüllten Baues dämpfte sich, bis es im Zwischenakt wieder hervorbrach, und all die in diese empfänglichen Geister eingedrungene Kunst sich in tausend Ausrufen, Gesten, Bemerkungen und lärmenden Interjektionen Luft machte. Alle Gänge, Treppen, Korridore füllten sich mit Menschenströmen, die zum größten Teile nach dem prächtigen Foyer des 1. Ranges eilten, wo man zusammenkam, um zu promenieren, medisieren, raisonnieren — also um sich zu erholen.

In diesem Raume blitzte alles von Goldverzierungen, geschmackvollen Dekorationen, deckenhohen Spiegeln und tiefdunkelroten Wandflächen, von denen sich die überlebensgroßen Büsten berühmter Dichter und Komponisten abhoben. Auf dem spiegelglatten Parket drängte und schob sich die Menge, die fortwährend in zwei getrennten Kolonnen auf und ab promenierte — das war ein ewiges Summen und Flüstern, Lachen und Plaudern, ein Knistern von seidenen Roben, von Tüll und Atlas, ein Duft von Parfüms und Glacéhandschuhen, ein Zuklappen von Fächern, vermischt mit dem knarrenden Schritt eleganter Löwen und dem Rasseln eines vereinzelten Säbels, mit dem sich ein Offizier gelangweilt und affektiert gähnend durch die Menge schob.

Delitzsch lehnte an der Thür des Speisesaals und musterte mit einem verhaltenen Lächeln die Vorübergehenden, hier und da Jemanden begrüßend oder ein paar abgebrochene Worte wechselnd — er kannte viele, er kannte fast alles hier, und das sarkastische Lächeln drängte sich oft auf seine Lippen. O, es war eine interessante Gesellschaft, dies tout-Leipzig, das sich bei den Wagneraufführungen fast immer zusammenfand — hier konnte man fast alles sehen, was die große Stadt an Geist, an Schönheit, an Bedeutung aufwies. Hier sah man noch diese originellen Musikerphysiognomien, deren Frisur ebenso konfus ist wie ihre Ideen, die verkommenen Journalistengesichter, diese echten Typen des Jahrhunderts, deren selbstgefällige Miene deutlich sagt: „Die öffentliche Meinung — das bin ich!“, die anmutigen

Töchter der Noblesse, die nur für Musik schwärmen — und das, was dazu gehört, die abgerissenen Bohémiens der Schriftstellerwelt, die jüdischen Bankiers und die jüdischen Redakteure, die sich oft zum Verwechseln ähnlich sehen, so daß man nicht weiß, was ist Litteratur und was ist Geschäft — ein ewig wechselndes Kaleidoskop. Aber charakteristisch war diese Gesellschaft — echt modern verkommen und künstlerisch raffiniert — zum großen Teil moralisch sehr indifferent und feinsinnige Verehrer alles Schönen. Was gut und was böse war oder ehrenhaft und nicht ehrenhaft, davon hatten diese Leute nicht viel Ahnung mehr — und wenn man mit ihnen von Tugend und Unsterblichkeit spricht, zucken sie abwehrend die Achseln — aber wenn ein Sänger einen Ton zu spät einsetzt oder ein neuer Kapellmeister bei der Aufführung an den Wagner'schen Partituren zu viel streicht, dann geraten sie in Aufregung.

„Haben Sie gehört, Waldstein ist tot!" flüsterte ein vorübergehender Elegant Delitzsch zu, „ich habe es eben gelesen!"

„Was? Der Lieutenant — unser Waldstein?"

Jener nickte.

„Ja wohl — ist beim Rennen verunglückt — Genick gebrochen. Und wahrscheinlich liegt hier ein Selbstmord vor — denken Sie sich! Er hat den tollsten Renner genommen, mit dem sich niemand hat befassen wollen — jeder hat ihn gewarnt. Am Start hat er seinen Kameraden laut zugerufen: „Holla, hepla — jetzt gehts in die Hölle!" Und da — das Pferd warf ihn gegen eine Barrière — er war auf der Stelle tot. Nachher hat sich herausgestellt, daß er vor Schulden nicht mehr aus und ein gewußt hat. Und denken Sie, zwei Tage darauf stürzt sich die Polin, die Valeska, ins Wasser — Sie wissen doch? Was soll man dazu sagen? Aber entschuldigen Sie mich, ich sehe dort meinen Chef stehen —"

Er ging. Delitzsch sah nachdenklich vor sich hin. Das berührte ihn eigentümlich, diese Nachricht, die er da empfangen — er hatte diesen jungen Offizier gern gehabt. Es hatte auch ein Stück Poesie in dieser Existenz gelegen, die so geendet hatte.

Aber das Leben kümmert sich nicht um solche Episoden. Weiter, weiter! Da um ihn flüsterte und lachte, schwatzte und plauderte man weiter — die Welt geht über alles zur Tagesordnung über; sie duldet offiziell keine Tragödien, und wer nicht mehr leben kann, mag sich beeilen zu sterben — wir haben noch mehr zu thun.

Delitzsch bemerkte Fräulein Biedermann, die ihm mit holdem Lächeln zunickte — gleich darauf aber eifrig weiter zuhörte, was eine Kollegin ihr erzählte, eine sehr pikante Geschichte von einer Sängerin, die mit ihrem momentanen und ihrem geschiedenen Gatten eine Reise nach Italien gemacht habe, der erste Gatte war in der That sehr momentan — solche Geschichten hörte sie zu gern — die ganze versteckte Lüsternheit der wohlerzogenen Dame, die zu gern auch einmal von der Sünde genascht hätte, kam zum Vorschein. Dann ereiferte sie sich über eine Kollegin, die ein Buch für die deutschen Frauen und Mädchen herausgegeben hatte und die „doch sonst immer so wahrhaft ideal gewesen war“. Das Buch war ja nun sonst auch ganz ideal — es erteilte Ratschläge für Hausfrauen in jeder Hinsicht — nur waren am Rande der Seiten immer die Leipziger Geschäftsfirmen angegeben, bei denen die junge Wirtschaft ihren „Bedarf an Haushaltungsartikeln beziehen möge“. Das ist der wahre Idealismus — der nämlich, dessen Reklame was einbringt!

Humbug — dein Name ist Welt!

Weiter sah Delitzsch zwei junge Mädchen — die Eine, eine blasse, anziehende Erscheinung von wunderbarer, schwermütiger Schönheit in sehr eleganter Toilette, mit jener müden, halblauten Sprache, in der soviel Reiz und soviel Bitterkeit liegt. Dies junge Mädchen, den besten Ständen angehörig, unterhielt eine Liebschaft mit

einem Kellner des Café français, in den sie bis zur Tollheit verliebt war — sie wies die verlockendsten Anträge zurück, um dem haut goût dieser Leidenschaft zu fröhnen. Ihre Familie war natürlich in Verzweiflung — von der „ehrenwerten“ Gesellschaft wurde sie gemieden — so etwas ist doch zu skandalös!

Ah — und dort unten vor dem Eingange zur Mittelloge diese lebhafte, brünette Schönheit, die fortwährend mit dem Fächer „minte“ und sehr laut und auffällig sprach und lachte! Das war auch eine hübsche Geschichte — diese junge Dame, deren Vater ein reicher Fabrikbesitzer in Gohlis war, hatte eine Liaison mit ihrem Kutscher angefangen — mit diesem hatte sie Ausflüge gemacht, Chantants besucht, soupiert, bis der Liebhaber mit ihr brach, da er merkte, daß er kein Monopol auf ihre Gunst hatte. Man lachte darüber, ihr Vater war sehr reich — also —

Wie seltsam all diese blassen Mädchengesichter erschienen in dem funkelnden Licht der Kronleuchter, das sie umsprühte — wie durchzittert von geheimer Lust, von unausgesprochenem Verlangen, von ewiger, nie gestillter Sehnsucht! In manchen dieser müden, dunkelumränderten Augen flackert es plötzlich auf wie ein frevelhaft wilder Trieb, der hervorbrechen möchte in seiner ganzen sündigen Schönheit! Aber sie müssen schweigen — die Welt, die Gesellschaft, die ewigen Rücksichten — man lehrt sie die Augen niederschlagen und so thun, als wüßten sie nichts —

Humbug — dein Name ist Welt!

An der Wand sah Delitzsch auch den ehrenwerten Wolffstein stehen nebst Steinberger — beide wie es schien in sehr animierter Stimmung. Neben ihnen befand sich ein anderer Zeitungspascha, von dem man behauptete, er lasse all seine Sachen, was Orthographie und Stil beträfe, von seiner Frau überarbeiten — dafür mußte er fanatische Artikel über Frauenemanzipation schreiben — was ihm ja in seiner Stellung auch garnicht zu verdenken war.

„Ah, da sind Sie!“

Delitzsch erblickte Helene hinter sich, die im Speisesaal geblieben war und jetzt an ihn herantrat.

„Es ist entsetzlich schwül hier!“

Delitzsch sah sie an.

„Sie sind aufgeregt!“

„Nein, nicht das — er ist doch noch nicht hier, nein? — diese Musik — mein Kopf wirbelt!“

„Ah, sehen Sie nur diese Gesichter,“ bemerkte Delitzsch nachlässig, „alles glüht — das geht jedem so wie Ihnen!“

In der That, man sah den Einfluß der Musik, die sie eben gehört hatten, bei all diesen erhitzten, flammenden und erregten Köpfen — die brausenden Tonfluten der Schöpfung Wagners waren das richtige Reizmittel für diese erschöpften und überreizten Nerven, die immer nach etwas Stärkerem, etwas Pikanterem verlangten. Nur die Ausgeburten dieser grandiosen Phantasie, diese gehäuften Mittel, diese verstärkten Orchester — nur das konnte ihnen genügen. Dieser Mann war in der That der Rattenfänger der modernen Welt. — Helene, wie viele Frauen, verfiel stets dem Einfluß dieses großen Poeten der Überreife, dessen Töne mit ihrer schwülen, geheimnisvollen Sinnlichkeit alle Pracht der Welt vor ihren nervös flackernden Geist zauberten, dessen brausende Kraft alle anderen neben ihm kleinlich und schwächlich erscheinen ließ. Die berühmte Szene in der Walküre, die Liebe des Geschwisterpaares, wirkt mit ihrer Musik unmittelbar wie Gift auf solche Naturen.

„Ah, sehen Sie da drüben — die Gruppe dort zwischen den beiden Säulen?“

Delitzsch setzte sein Lorgnon auf.

„In der That — er ist es.“

Ein leises Zittern befiel sie vom Kopf bis zum Fuß, als sie den jungen Mann einen Schritt vorwärts thun sah.

„Sie wollen — ?!“

„Sie wissen sehr wohl, daß es sein muß,“ entgegnete er kalt und langsam, „ich bitte um ihren Arm.“

Sie schritten beide in den Saal — Helene hatte sich wieder gefaßt, ihr Gesicht sah ruhig und unbeweglich aus, nur die Augen glänzten in einem trüben, unsteten Feuer.

Drüben an den Eingangssäulen, die nach der Treppe zu führten, stand Fritz Rothauser mit seiner „Freundin“ Elsa.

Der junge Schriftsteller befand sich in der denkbar ungemütlichsten Stimmung. Er verwünschte Weinlich's Rat, sich mit diesem Artikel über die Theaterwirtschaft gegen die angeblichen Angriffe Delitzsch's zu wehren — er war wütend über den Ausgang des Prozesses und was schlimmer war, die gesellschaftliche Niederlage, die ihm das zuzog. Überall in den letzten Tagen, wo er Besuche gemacht hatte, „war man nicht zu Hause“ — er kannte das jetzt, diese Bekannten, die man auf der Straße sieht, und die schnell in ein Ladenfenster blicken, wenn man grüßen will; die Hände, die beim Abschiednehmen in den Paletottaschen stecken bleiben — all dies verächtliche Ablehnen und moralische Hinauswerfen machte ihn fast toll vor Wut und Beschämung.

Er sah jetzt, was er angerichtet hatte. Er sah, daß die gebildete Gesellschaft offenkundigen, moralischen Nichtswürdigkeiten schon des Decorums wegen die Thür weisen muß und daß, wenn sie auch selbst nicht viel taugt, sie sich das doch nicht sagen lassen will. Fritz Rothauser hatte gehofft, die Rolle eines Juvenal zu spielen, und sah sich nun behandelt wie ein Salonzigeuner. Aus Trotz, aus Empörung war er ins Theater gegangen — er wollte all diesen höhnischen Bemerkungen, diesem perfiden Lachen die Stirn bieten.

Und nun ärgerte ihn noch seine Begleiterin mit ihren albernen Bemerkungen, ihren unangebrachten Zärtlichkeiten, ihren hellen Handschuhen von zweifelhafter Sauberkeit, an deren Knöpfen sie fortwährend herum-

arbeitete, und die sie durchaus nicht ablegen wollte. Ein mit leiser, zorniger Stimme geführter Dialog entspann sich zwischen ihnen — während man ringsum über sie Bemerkungen machte ......

Anscheinend gleichgiltig ging er mit ihr unter der übrigen Menge durch den Saal — da hörte er Delitzsch's kalte, ruhige Stimme hinter sich.

„— Übrigens haben Sie Recht, man konnte auf diese Gemeinheit bei Rothauser schon lange gefaßt sein."

Der junge Mann wandte sich hastig um — Delitzsch sah ihm starr ins Gesicht. Die Umhergehenden blieben stehen.

„Ah, sieh da, Herr von Delitzsch," Rothauser lächelte höhnisch.

„Sie haben gehört?" sprach Delitzsch in beinahe verbindlichem Tone. „In der That — ich bewunderte eben Ihr Talent zum moralischen Lumpen — nur schade, daß sich dasselbe nicht früher enthüllt hat."

Und er zuckte verächtlich die Achseln.

Der Andere fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte — seine Begleiterin rot, verwirrt sich zum Mittelpunkt einer allgemeinen Scene zu sehen, ließ ihren Fächer fallen und bückte sich danach mit einer sehr plumpen und ungeschickten Bewegung — da hörte Rothauser Helene lachen — ein so feines, schneidendes Lachen, das ihn beinahe wahnsinnig machte. In diesem Moment hob er außer sich die Hand und wollte auf Delitzsch zustürzen .....

Dieser ergriff ihn mit einer raschen, festen Bewegung am Handgelenk und hielt ihn fest.

„Sie scheinen nicht zu wissen, wo wir sind," sprach er halblaut — bereits hatte sich eine Gruppe um sie gebildet, ein allgemeiner Auflauf entstand, man hörte laute Zwischenrufe, „ich nehme das als empfangen an — wir werden morgen unsere Angelegenheit in Ordnung bringen!"

Damit ließ er ihn los und wandte ihm mit Helene den Rücken.

Rothauser ging mit aufeinander gedrückten Zähnen, mit hochrotem Gesicht dem Ausgange zu. Alle sahen ihn an — bei allen glaubte er dasselbe spöttische Lächeln wahrzunehmen — der Zorn drohte ihn zu ersticken.

„Eine öffentliche Blamage — der ist geschoben," meinte Steinberger tiefsinnig, der die ganze Scene aufmerksam verfolgt hatte.

Wolfstein lachte und sah Rothauser nach, wie er die Treppe hinabging.

„Sonderbare Gesellschaft," bemerkte er, „der und Delitzsch — das fing mit einem Duell an und endet mit einem Duell!"

Steinberger zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ja, ja — so 'was kommt bei uns nicht vor!"

Er war manchmal gar nicht übel mit seiner Selbstironie, der kleine Steinberger.

XXVII.

Das Drama näherte sich seiner Katastrophe.

Zwischen den Beiden mußte jetzt entschieden werden — und wie Jeder, dem die Erbärmlichkeiten des Lebens über den Kopf wachsen, fühlte Rothauser eine gewisse Erleichterung, als er sich wieder auf die Waffe angewiesen sah.

Er hatte wieder bei Sievers' Verbindung belegt, und es war wirklich eine Erfrischung für ihn, sich von neuem jeden Morgen auf dem Fechtboden herumschlagen zu müssen — er wurde aus seinem verlotterten Leben herausgerissen, — seine Muskeln spannten sich

wieder, das Auge und die Nerven mußten sich an Ordnung und Kaltblütigkeit gewöhnen.

Er hatte eigentlich immer etwas gefochten — auf längere Zeit konnte er garnicht ohne irgend einen Sport auskommen, aber in der letzten Zeit war das, wie alles bei ihm, verbummelt und ins Stocken geraten. Nach diesen durchschwärmten Nächten mit steifen Gliedern und müden Augen ist man nicht im Stande mit der Waffe viel anzufangen, und der Fechtlehrer schickte ihn dann immer bald achselzuckend weg.

Und dies Duell mußte ihn rehabilitieren! Es war ja der einzige Ausweg. Wenn er mit Delitzsch erst fertig wäre, dann würde schon alles wieder in's Geleise kommen. Vor dem Erfolg beugt sich ja Alles.

Er hatte gar keine so schlechten Chancen, auf einen günstigen Ausgang dieses Duells zu rechnen. Die Forderung, die des anderen Tags stieg, lautete natürlich auf Säbel — die Beleidigung war eine zu schwere gewesen. Im Schläger war ihm Delitzsch überlegen, das hatte er bewiesen. Aber der Säbel — das ist eine Waffe, die ihren Mann sucht — es kommt da viel auf die Armkraft und auf die Sicherheit des Auges an. Und Rothauser war größer und muskelkräftiger als sein Gegner — auch war er schon etwas auf Säbel „eingepaukt".

„Die Tiefquarten — das wäre am besten für Dich," versicherte ihm Sievers, den er fast jeden Morgen traf, und der mit interessierter Miene seinen Übungen zusah „man schlägt eine Armterz vor, dann rasch eine Finte auf Terz — da hat der Gegner schon die Direction verloren — Übrigens ist Delitzsch, soviel ich weiß, auch nie auf Säbel angetreten — also einen Vorteil hat er vor Dir nicht!"

Rothauser hörte natürlich diese Trostgründe sehr gern — er verkehrte jetzt mit diesem seinem alten Freunde und Landsmann mehr wie früher; die Anhänglichkeit, die dieser ihm bewies, machte jetzt, wo alles ihn im Stich ließ, Eindruck auf ihn. Übrigens verstand Sievers

gar nichts von allen diesen Dingen, Litteratur, Theater — er sah hier einfach eine Forderung, und zwei Gegner, von denen der Eine sein Dutzbruder war — also — Und dann hatte er stets eine gewisse Antipathie gegen Delitzsch gehabt, der in seinen Augen immer etwas „Fatzke“ war und blieb.

„Wenn er Dich kalt macht, erhält er von mir eine Pistolenforderung unter irgendwelchem Vorwande,“ versicherte er Rothauser; und er war der Mann danach, sein Wort zu halten.

„Du bleibst in den Ferien hier?“ fragte ihn dieser — es lag ihm daran, wenigstens diesen einen zuverlässigen Freund hierzubehalten.

Sievers seufzte.

„Ich muß wohl — ich soll ja nächstens ganz im Ernst meinen Doktor machen, ich muß hierbleiben,“ erwiderte er „ich habe jetzt jeden Morgen auf der Bibliothek ein paar Stunden zu thun. Knautmüller läßt Dich übrigens grüßen — er wollte nächstens auch einmal des Morgens hierherkommen.“

In der That erschien Knautmüller ein paar Mal am Eingang des Fechtsaals und sah mit neugierig-verschüchterter Miene den Fechtenden zu. Diese ganze Atmosphäre von durchschwitztem Leder und blankem Stahl, von rostigen Eisenkörben, aus denen ein kräftiger Hieb Funken herausspringen machte, und von schartigen Waffen — das alles machte einen etwas beunruhigenden Eindruck auf seine wissenschaftliche Natur. Die studentische Derbheit herrschte hier ganz und gar — die Fechtenden standen im Hemdärmeln, zum Teil durch Lederschürzen gedeckt da — man hörte fortwährend Kommandorufe, die natürlich durchaus nicht im Tone verbindlicher Höflichkeit geäußert wurden. Wenn ein Schüler garnicht parierte, zog der Fechtmeister ihm mit der Klinge über den Korb, daß dieser sich verschob, und fuhr ihn an wie ein Unterofficier — das half denn auch sofort.

An den Wänden standen die mit „Zirkeln" bemalten, großen Waffenkisten der Kouleurs — die Fenster waren mit feinem Gitterwerk überzogen, wegen der abspringenden Klingen, die hier frei herumflogen und leicht irgend etwas oder irgend Jemand beschädigen konnten. Aber das „hatte man gratis," wie sich der Fechtmeister humoristisch ausdrückte.

Übrigens bewegte sich das ganze Treiben im Saal natürlich im Rahmen der üblichen, studentischen Förmlichkeit. Jeder begrüßte den Fechtlehrer mit einer steifen Verbeugung und verabschiedete sich mit einer solchen. Der Umgang mit der Waffe, auf dem Fechtboden sowohl wie auf der Mensur, hat einen ganz bestimmten Höflichkeitskodex, der nicht verletzt werden darf, und der nötig ist, um heißblütige und unbesonnene Naturen im Zaum zu halten. Jeder Kouleurstudent, der an der Schwelle erschien, orientierte sich zuerst sehr sorgfältig darüber, wen er zu grüßen habe und wen nicht.

In diesen hin- und herschwirrenden, echt akademischen Dialogen kamen auch natürlich oft Lächerlichkeiten zu Tage, wenn die eine Verbindung sich abquälte, immer noch „patenter" aufzutreten als die andere. Sievers z. B. erzählte Rothauser mit einer gewissen Genugthuung, daß eine gegnerische Verbindung, die nur vier Mann stark sei, sich ein Orchester von sechs Mann halte — worüber er sich halbtot lachen wollte. Dann beklagte er sich mit naiver Entrüstung über einen soeben dimittierten Bundesbruder — es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der Mann überhaupt nur bei ihnen eingesprungen sei, um seine sämtlichen Verbindungsbrüder der Reihe nach anzupumpen — ein Fall, der gar nicht selten war. Da er nun auch auf der Mensur mehrere Male mit dem Kopf zurückgegangen sei, und auch die Reinigungsmensur nicht genügt habe, so hätte man kurzen Prozeß mit ihm gemacht. . . . . .

Zuweilen sah Rothauser auch Weinlich auf der Straße — aber dann immer in großer Eile und mit sehr geschäftigem Wesen. Der junge Jurist hatte jetzt

alle Hände voll zu thun, um den Fortgang der Wahlen zu verfolgen, und er langweilte Jenen mit allen möglichen politischen Auseinandersetzungen, die Rothauser doch nur halb verstand.

Uebrigens herrschte ein kurzer und etwas trockener Ton zwischen ihnen — Rothauser grollte ihm, weil er ihn zu einer Dummheit verleitet hatte; aber er sagte ihm direkt nichts, denn er wollte sich natürlich nicht merken lassen, daß er dazu verleitet sei! Selbst seine Dummheiten mußten aus eigener Fabrik sein.

Von Delitzsch hörte er natürlich nichts. Er mied die Cafés, die jener besuchte, aß in einem anderen Restaurant und ging auch natürlich nie mehr ins Hotel Borussia. Er hatte am anderen Tage nach der Szene im Theater die Naivetät gehabt, die Schauspielerin zu besuchen, erhielt aber schon von dem Dienstmädchen einen derartigen Bescheid, daß er es vorzog nicht wieder zu kommen.

Und so modern verhärtet, nervös zerfahren war diese zum rücksichtslosen Streber gewordene Natur, daß keine Erinnerung, kein Bedauern in seiner Seele blieb von diesem monatelangen Verhältnisse mit einer schönen und hochbegabten Frau, daß er nicht imstande war, die ergreifende Poesie zu empfinden, die selbst nach dem Bruche bei jedem Liebesverhältnis noch lange nachzittert!

Ah bah! was lag ihm daran? Er ging zu Elsa — mit dieser hatte er nicht gebrochen.

Naiver Weise hatte er sich auch eingebildet, Delitzsch würde nun all die Geldsummen, die er je von ihm geliehen hatte, zurückverlangen, und er wunderte sich, als jener garnicht daran dachte. Er forschte einmal Martha darüber aus, die er zufällig traf, und die ganz konsterniert war über den Bruch zwischen den beiden Freunden — sie begriff nicht, wie das möglich war. Sie sah traurig und gedrückt aus; er fragte sie nach dem Grunde.

„Hans ist seit einiger Zeit so verändert zu mir,“ entgegnete sie nach einigem Zögern, „ich weiß nicht, was er hat —“

Sie wollte sich nicht weiter darüber auslassen.

Rothauser sah sie an — es lag auch hier etwas in der Luft, die bangende Ahnung einer kommenden Krisis — etwas Schwüles, Unheildrohendes. Und da erinnerte er sich, was Helene ihm einmal gesagt hatte: „Delitzsch bringt jedem Unglück, der mit ihm in Berührung kommt.“ Diese unheilbar zerstörte und zersetzte Natur mußte alles, was in ihre Nähe kam, der Vernichtung überliefern — jedes warme, frische Glück vereiste unter ihrem Einfluß.

— Bisweilen erscheint die Menschenseele wie eine geheimnisvolle Gottheit, die mit einer uns unbekannten Logik einer Weltordnung folgt, die wir nie kennen und verstehen werden — zuweilen, auf kurze Momente wird uns der Zusammenhang der Lebensmächte klar, aber das verschwindet wieder — und dann können wir auch selten durch den Nebel von Redensarten durchdringen, an den wir gewöhnt sind. Mit dem, was wir z. B. gut und böse, gerecht und ungerecht nennen, haben Welt und Leben nichts zu thun — die gehen ihren eigenen Weg, den wir nicht kennen.

Rothauser empfand ein gewisses Mitleid mit diesem jungen Mädchen — er, der dieser Empfindung so selten zugänglich war. Aber sie war immer so freundlich gegen ihn gewesen, und in seiner Lage empfand er das doppelt.

Er konnte sich indeß nicht viel um sie kümmern. Weiter, weiter! Das Leben nahm ihn ganz und voll in Anspruch — außer an diese Säbelmensur, für die er sich vorbereitete, mußte er auch noch an seine Arbeiten denken; er schrieb eine Reihe Skizzen über Theater und Litteratur, die Steinberger in sein Blatt aufzunehmen versprochen hatte — Sammelarbeit, die wenig Gedanken erfordert und nicht viel einbringt. Aber jetzt machte der Redakteur auch wieder Schwierigkeiten — er könne nicht, sie wären überhäuft mit solchen Arbeiten u. s. w.

Das ist so entsetzlich demütigend, diese nicht gehaltenen Versprechungen, diese halben und ganzen Abweisungen — doppelt demütigend, wenn man von früher gewohnt ist, in der Gesellschaft verwöhnt zu werden, von den Theaterlogen aus seine Bekannten zu grüßen und in den elegantesten Restaurants mit der Sicherheit eines Stammgastes zu speisen.

Das alles hatte jetzt aufgehört für Fritz Rothauser — er mußte sich einschränken. „Aber wartet — wir halten Abrechnung!" sagte er sich oft mit zusammengebissenen Zähnen, indem er auf seine Waffe sah.

Endlich kam der für das Duell festgesetzte Tag.

Am frühen Morgen schon fand sich Sievers mit seinem Freunde in Rothausers Wohnung ein, um ihn abzuholen — sie sahen ungewöhnlich ernst aus und teilten sich unterwegs allerlei Besorgnisse mit.

„Er ist entsetzlich nervös geworden in der letzten Zeit," bestätigte Sievers auf die Anfrage seines Bundesbruders, „hoffentlich geht die Sache gut."

Rothauser sah beiden an was sie dachten und zuckte verächtlich die Achseln. Jetzt hatte man noch gar Besorgnisse um ihn! Er wollte schon zeigen, daß — alle diese Leute, die ihm jetzt offen oder versteckt die Thür wiesen, sollten sich noch vor ihm demütigen.

Er erinnerte sich an diesem Morgen seiner ersten Mensur mit Delitzsch. Aber das sah jetzt alles ganz anders aus — alles Sonnige, Jugendliche von damals war verschwunden — er vermißte das oft gesehene, altgewohnte Lokal, die zahlreiche, fröhliche Gesellschaft — er vermißte die ängstliche, erwartungsvolle Spannung, mit der er den „Speer" in die Hand genommen hatte. Es war alles anders. Und er war schon in seltsamer, müder Stimmung, als er sich auf den Weg machte — jetzt, wo dies Duell eine Lebensfrage für ihn war.

In dem Saal, wo die Mensur stattfand, waren nur die notwendigen Zeugen, Sekundanten und der Paukarzt. Man focht ohne Binden und Bandagen —

selbst ohne Herzschutz. Es herrschte ein trübes, dämmeriges Morgenlicht, welches ungünstig auf die Stimmung einwirkte — Rothausers Sekundant machte diesem mit halblauter Stimmung die Bemerkung, daß Delitzsch blaß und erregt aussah — der junge Mann erinnerte sich der nervösen Schwäche, in welcher Delitzsch sich jedes Mal an einem sonnenlosen Tage befand — er musterte ihn scharf.

Sie warfen sich beide, als sie antraten, einen kalten, beobachtenden Blick zu — es lag vielleicht ein Abschiednehmen von ihrer langen Freundschaft, von den vielen glücklichen Stunden, die sie verbracht hatten, darin — sie fühlten, daß sie nicht mehr Herr ihrer Entschließungen waren, daß das Leben über sie hinweg rollte.

„Fertig! los!"

Schon nach 5–6 Gängen zeigte sich, daß Rothauser ungewöhnlich rasch ermüdete — er schlug fast nur Armterzen, ohne Erfolg zu erzielen. Delitzsch hielt sich offenbar in der Reserve — man merkte, daß er seine Kräfte sparte.

Nach kurzer Pause begann man von neuem. Delitzsch erhielt eine leichte Wunde an der Stirn — das Blut floß über das Gesicht — doch war er imstande, weiter zu schlagen.

Sowie Rothauser das Blut sah, faßte ihn eine seltsame, tolle Stimmung, eine blinde Wut gegen diesen jungen Mann ihm gegenüber, nach dessen Tod er förmlich lechzte. Es war ihm, als ob diese ganze, ihm feindliche Welt, diese große Stadt, in deren Strudel er zu versinken begann, all seine Mißerfolge und seine Enttäuschungen ihm in der Person dieses blassen, jungen Mannes gegenüberständen, als ob er an allem schuld sei, als ob er ihn töten müsse, um sich von seinem Elend zu befreien.

Und er machte mit Anstrengung aller seiner Kräfte die wütendsten Ausfälle, die jener nur mit Mühe parierte.

Auf einmal trat Delitzsch — anstatt, wie es geboten ist, den Körper zusammenzukrümmen — einen Schritt vor und gab ihm absichtlich eine Blöße; als Rothauser die Waffe hob, um ihm mit einer Terz über Kopf und Schulter zu treffen, parierte er blitzschnell und schlug unter dem unvorsichtig erhobenen Arm mit voller Wucht in die rechte Brustseite seines Gegners. Es war eine Tiefterz, ein Hieb, der nicht oft mit Erfolg anzuwenden ist.

Rothauser wankte und fiel blutüberströmt zusammen.

Delitzsch totenblaß, das Gesicht überall mit Blut bedeckt, konnte sich selbst kaum aufrecht halten und mußte von seinem Sekundanten unterstützt werden.

Die Mensur war zu Ende.

Man schaffte Rothauser, der sofort das Bewußtsein verloren hatte, hinweg — der ältere Mediziner, der als Paukarzt fungierte, erklärte gleich, es sei höchst fraglich, ob er überhaupt wieder aufkomme, wahrscheinlich sei die Lunge verletzt —

Die Zeugen trennten sich in einer tiefen, schweigenden Aufregung — der Anblick dieser beiden Kombattanten war in der That ein entsetzlicher gewesen.

Übrigens hatte Sievers seinen Freund vor diesem Hiebe Delitzsch's gewarnt — er hatte diesen auf dem Fechtboden beobachtet und bemerkt, daß er sich darauf eingepaukt hatte. Aber Rothauser hatte das in seiner tollen Aufregung vergessen.

XXVIII.

„Na, es war auch die höchste Zeit! Du hättest bei Deinen ruinierten Kräften die ewigen Fieber nicht mehr ausgehalten!"

Sievers sagte das in seinem gewöhnlichen, polternd gutmütigen Tone und Rothauser lächelte müde — er wandte hastig den Kopf ab, die hereindringende Sonne blendete seine lichtüngewohnten Augen.

Mehrere Wochen hatte er in dem kleinen Neste, wo das Duell stattfand, auf den Tod gelegen — Sievers und ein anderer befreundeter Student hatten dafür gesorgt, daß er eine gute und sichere Unterkunft erhielt, sie waren aus der Stadt herübergekommen, so oft es ging — ohne sie wäre er verloren gewesen.

Der Arzt hatte ihn anfangs überhaupt aufgegeben — der Hieb war sehr tief gegangen. Aber es war soviel noch von Rothauser's urwüchsig kräftiger Natur übrig geblieben, daß er die Delirien des Wundfiebers überstand — allerdings hing sein Leben immer an einem Faden. Die Besserung war merkwürdig schnell und unerwartet gekommen; er war jetzt wieder soweit, daß er ausgehen konnte — er ging im Zimmer auf und ab, das die Strahlen der Wintersonne in ein grelles Licht tauchten.

Übrigens ist es eine alte Erfahrung, daß die Gesundheit der Race und Familie entscheidend ist für die wirkliche Kraft des Organismus — und Rothauser stammte aus einer sehr gesunden Race; selbst das wüsteste großstädtische Leben hatte ihn nicht ganz ruinieren können.

„Aber sag' mal, wie ist denn das eigentlich?" wandte er sich an Sievers, dessen Miene ihm seit einiger Zeit sehr sonderbar vorkam, „Du wolltest ja doch in diesem Monat Dein Examen machen?"

Der Angeredete zeigte eine sichtlich verlegene Miene.

„Hm — ja — das hatte ich allerdings vor — Na, übrigens, warum soll ich Dir's nicht auf einmal grad' heraus sagen, altes Haus — ich bin durchgefallen."

„Durchgefallen?!"

„Mit Pauken und Trompeten — deshalb konnte ich auch nicht nach Haus gehen, weißt Du —"

Rothauser sah ihn schweigend an und drückte ihm die Hand. Er kannte Sievers Familienverhältnisse — er wußte, daß dessen Angehörige, nachdem er zehn Semester durchgebummelt hatte, endlich verlangt hatten, er solle ein Examen machen, — und daß ihn jetzt wahrscheinlich auch eine trostlose, jämmerliche Zukunft erwartete. Die Romantik der fröhlichen Studentenzeit war verblaßt und verflogen — und das Leben von heute läßt sich nicht spotten — für jedes Stück Poesie, das man ihm abringt, muß man ihm später sehr teuer bezahlen.

„Vielleicht gehe ich nach Amerika,“ fuhr Sievers fort, anscheinend gleichgiltig, „es ist da ein Freund von mir, da unten in Südbrasilien, der mir von einer Hauslehrerstelle schrieb — vielleicht ist das etwas —“

Er seufzte unwillkürlich dabei, das Leben sah für ihn auch schon anders aus.

Rothauser versuchte nicht, ihn zu trösten — er hatte viel zu viel mit seiner eigenen Misère zu thun, und dann gehörten sie Beide zu einer Race von Leuten, die nicht zu trösten und zu klagen verstehen, die schweigend untergehen mit jenem selbstverständlichen Fatalismus, in dem die einzig richtige Erkenntnis des Lebens liegt.

Sievers verließ ihn bald, um nach der Stadt zurückzukehren — Rothauser hatte ebenfalls versprochen, an diesem Abend zu kommen, zum ersten Mal wieder — er mußte sich um seine Angelegenheiten kümmern.

Er hatte beinahe alles vergessen, diese ganze Welt von früher, seine Vergangenheit, die Schauspielerin, Delitzsch, Weinlich, Steinberger, seine litterarischen Angelegenheiten — er war von allem ohne Nachricht geblieben. Von Zeit zu Zeit hörte er, wie im Traum, das Brausen der Stadt von fern und sah von seiner Wohnung aus am Horizonte diese schweren, grauschwarzen Wolken aufsteigen, die über dem Häusermeer lagerten — und wenn er sie sah, ballten sich seine Fäuste, und er knirschte mit den Zähnen.

Er war unterlegen — alles was Menschenglück ausmacht, alles was schön und herrlich und begehrenswert ist, hatte er besessen, und er hatte Alles verloren. Und nun sollte er noch einmal zurück in den kochenden Maëlstrom, dessen Brausen von fern an sein Ohr schlug, noch einmal sich aufraffen zur Jagd nach dem Glück mit seinen müden, sterbenden Kräften. —

Er fühlte das, als er zum Bahnhof ging, so lebhaft in der Seite, diesen stechenden Schmerz beim Atemholen und beim Auftreten, die Lunge war nicht wieder gesund zu machen — er konnte sich dagegen sträuben, soviel er wollte, er war Invalide geworden. Und um den Lebenskampf wieder aufzunehmen, dazu bedurfte es frischer, gesunder Kräfte.

Er lächelte höhnisch bei diesem Gedanken, als er im Coupé saß und durch die festgefrorenen Scheiben die Sonne glitzern sah, und er draußen das Rennen und laute Treiben des Bahnhofs bemerkte. — Lebenskampf! hatte er denn überhaupt noch Lust, noch Energie genug, um weiter zu ringen? War denn eigentlich all' das, was er genossen und besessen hatte, die Mühe wert, die er sich darum gab? Ihn überkam eine seltsame, tiefe Müdigkeit, ein Ekel vor allem Wirklichen, ein Abscheu vor dem, was hinter ihm lag und was noch kommen mochte — wie in flatternden Rauchwolken aufgelöst, zitterte die Welt vor seinen Augen. In seinem nervös überreizten Gehirn drängten sich wie Gespenster und Schatten die Gedanken und Bilder in wahnsinniger Hast. Und da — während der Zug sich ächzend und stampfend in Bewegung setzte — da stieg ein Gedanke in ihm auf — finster, majestätisch, aber mit zwingender Gewalt seine ganze Persönlichkeit unterwerfend.

Der Tod! Ja, das wars. Es war eigentlich das Beste, zu sterben, herauszugehen aus dem wirren Chaos des Seins.

Das war eine merkwürdige Empfindung, die ihn da auf einmal durchzuckte. Er hatte nie an den Tod gedacht, seit Jahren nicht. Er hatte ihn ganz vergessen

im Getümmel des Lebenskampfes, in dem er gerungen hatte mit fiebernden Pulsen und fliegendem Atem. Um ihn war alles Lärm, Toben, Aufregung gewesen — brennende Farben, brausende Töne, unaufhörliches Geschrei, jene Schlachtenrufe, in denen das Fieber des Lebens sich austobt . . . . . Und da kam der Gedanke an die Vernichtung, an das Ende. Etwas Großes, Schweigendes, Finsteres tauchte plötzlich neben ihm auf und ging beständig mit unhörbaren Schritten neben ihm her. Ihm war, als ob das Gespenst des Todes ihn schon anwehe mit seinem eisigen Atem, und ihn zudecke mit seinem schwarzen Riesenfittich. —

Grauenhaft süß beschlich ihn die Sehnsucht nach dem Tode — ihm war zu Sinn, als hätte er in Wahrheit nur für diesen einen Moment gelebt, wo seine Atome sich auflösten und er hinüberdämmerte in das wesenlose Nichts — wo die Gedanken verschwinden und man nicht mehr belästigt wird von den glühenden, rotbrennenden Farben des Lebens.

Das war der richtige, moderne Mensch, der an den Tod dachte mit der cäsarenhaften Weltverachtung Neros und Sullas. Früher — ah, da machte man sich bange mit einem ewigen Leben, mit Unsterblichkeit und Wiedervergeltung. Über solche Dinge lächeln wir, wir Menschen von heute. Wir wollen vor allen Dingen Ruhe haben von unserem elektrisch glühenden Dasein, von der zappelnden Konfusion unseres ganzen Lebens, von dem Fieberrausch einer alternden, in sich verfaulenden Kultur. Nur Ruhe, um jeden Preis Ruhe! Wir wissen ja garnicht mehr, wie köstlich es ist, zu ruhen, nichts zu fühlen und nichts zu wollen — und erst bei dem Gedanken an den Tod fällt uns die wahnsinnige Nutzlosigkeit unseres fieberhaft raschen Lebens ein.

Und mit diesem Verlangen kam eine seltsame Stille über ihn — eine Weichheit, wie sie diese harte, trotzige Natur nie gekannt hatte.

Aus dem Fenster des dahinbrausenden Zuges starrte er hinaus in die Nacht. Vor und hinter ihm,

in unabsehbarem Kreise tauchte wieder die Stadt auf in einem Flammenringe von Lichtern — er hörte das Klirren und Rasseln der über die Schienen gleitenden Eisenmassen, sah den Dampf aus den Fabrikschornsteinen aufsteigen; er sah endlose Mietkasernen mit ihrer gleichförmigen, schmutzigen Front am Zuge vorüberhuschen — ein Gewirr von Bahnübergängen, Brücken, Viadukten und Türmen verwirrte das Auge, bis der Zug in den Bahnhof einfuhr und Rothauser ausstieg, wie erwachend aus einem schweren, wüsten Traume, und nur mit dem einen Gedanken: Ruhe! Ruhe um jeden Preis! Er wollte sterben. Aber wo und wie?

XXIX.

„Darf man eintreten?!"

„Ah, Sie sinds! Bitte — treten Sie immerhin ein!"

Ihre Stimme klang sehr müde, fast tonlos, als sie das sagte.

Delitzsch legte seinen Hut auf die Etagère und trat, ohne die Handschuhe auszuziehen, nur den hellen Mantel etwas öffnend, den er über seinen Ballanzug geworfen hatte, auf die Schwelle. Helene war im Nebenzimmer im Begriff, ihre Toilette zu vollenden — sie stand vor dem großen Spiegel, ihr Mädchen, das ihr helfen mußte, daneben.

„Mein Gott, sehen Sie blaß aus!" rief er, sie näher ansehend mit unwillkürlicher Bewegung.

„Finden Sie?!"

Sie machte nicht einmal eine Kopfbewegung nach dem Spiegel hin — sie wußte das selbst. Totenblaß, beinahe geisterhaft sah ihr Gesicht aus in der seltsamen Beleuchtung der beiden Lichter vor der Toilette — das Zimmer war sonst ganz dunkel, und doch sah man deutlich, wie müde und abgespannt ihre Züge waren — nur das Auge blickte zuweilen verächtlich und ungeduldig auf.

„Sie sehen nach der Tragödie aus,“ fuhr er fort, „das ist doch nicht Ihr Fach. — Aber Sie haben sich auffallend verändert in den letzten Wochen.“

„Seien Sie unbesorgt, ich werde meine Rolle nicht aufgeben!“ sprach sie mit einem leisen, bitteren Lächeln. „Holen Sie mir den Rosa-Shawl“ wandte sie sich an das Mädchen, „der weiße ist zu schwer, und so kalt ist es heute Abend nicht —“

Das Mädchen ging hinaus, sie wandte den Kopf nach Delitzsch um und frug mit ruhiger Stimme.

„Wissen Sie bestimmt, daß er tot ist?“

„Wenigstens hat mir das zuletzt Einer gesagt, der dort war — Sie müssen sich an den Gedanken gewöhnen, Helene; die Episode Fritz Rothauser ist vorbei in Ihrem Leben – und es war doch nur eine Episode, nicht?“

Sie antwortete nicht, sie nahm den großen, goldenen Haarpfeil, der die Spitze ihrer Frisur krönte — jenen Pfeil mit dem Bilde der Sphinx, die ihr so ähnlich war – die dasselbe totestraurige, mitwissend ernste Gesicht hatte wie sie — jene verderbenbringende Schönheit, die ihre Opfer nicht zählt, weil sie weiß, daß sie selbst Opfer ist. Sie stürzt alle in den Abgrund, die ihr verfallen sind — aber einmal muß sie selbst hinab.

Das flimmernde Licht der Kerzen zitterte seltsam auf dem silbergrau glänzenden Ballkleid, auf dem goldenen, mit Rubinen geschmückte Armbande, auf den zierlichen Atlasschuhen und dem weißen, seiden gefütterten Mantel, der schon bereit lag — und die schöne Frau, für die all dieser Glanz da war, war noch blasser als die Perlen, die ihren Hals schmückten — ihre blutlosen Lippen

preßten sich aufeinander, denn sie durfte ja nicht seufzen und klagen — das gehörte nicht in ihre Rolle — und die Rolle vor allem!

Plötzlich hastig auf Delitzsch zutretend, ergriff sie seinen Arm und schüttelte ihn heftig.

„Sagen Sie mir, das alles ist doch nur ein Traum, nicht wahr? Das ist nicht wahr, daß er tot ist, und daß Sie ihn getötet haben - schnell, sagen Sie?!"

Er zuckte die Achseln, indem er leise lächelte:

„Nein, nein — es ist wahr. Aber Sie wollten ja doch, daß er stürbe — nun, Sie haben erreicht was Sie wollten. Übrigens," fuhr er mit einem leichten Gähnen fort, indem er aufstand „die Geschichte mußte ja so enden. Wissen Sie noch, unsere Wette vor zwei Jahren — Das Leben hat ihn doch vergiftet."

„Und Sie? Und ich? Und wir alle? Glauben Sie, daß wir ein Recht haben, ihn in dieser Weise zu verderben, nachdem —"

„Das weiß ich nicht — Für mich handelte es sich schließlich im Falle Rothauser nur noch um eine Ehrenangelegenheit, Einer von uns Beiden mußte fallen. Und da es sich gezeigt hat, daß ich schließlich doch der Stärkere bin, so habe ich auch recht."

Sie warf prüfend den Shawl um, der einen leichten, rosigen Schimmer auf ihre marmornen Züge warf.

„Macht! Stärke!" wiederholte sie spöttisch „ja, das ist immer Ihr letztes Wort — Sie glauben alle Angelegenheiten am besten zu ordnen, wenn Sie den Schlußpunkt mit der Waffe machen."

„Nun — und? Ich bitte Sie, Helene — was wollen wir denn mit all unseren krampfhaften Monologen und tiefsinnigen Auseinandersetzungen — das Leben fordert schließlich doch immer wieder seine Rechte. Wir können, wenn wir am Morgen eine gehörige Tragödie durchgemacht haben, doch gut zu Mittag essen, und Sie werden, auch nachdem Rothauser jetzt tot ist, noch oft vergnügt soupieren und die Recensionen in den Zeitungen lesen und neue Rollen creiren — verlassen Sie sich darauf!"

Sein Gesicht sah erregt aus — als er dies sagte; seine Augen hefteten sich mit einer beinahe grausamen Neugier auf ihr Gesicht. Helene Felsegg legte mit einer ungeduldigen Bewegung das Armband über den Arm — sie warf ihm einen raschen Blick zu.

„Ja, natürlich — Sie haben recht — jetzt gehen wir z. B. auf den Theaterball — man wird ja schließlich immer wieder vernünftig, nicht?"

Er zuckte die Achseln. „Was suchen Sie?" Er gewahrte ihre Blicke, die forschend im Zimmer umherirrten. „Da — ah, da ist ja schon Ihre Sortie de Bal — ich kenne sie wohl, Helene! Wenn ich dies leichte, farbenprächtige Ding sehe — da knüpfen sich soviel Erinnerungen dran! Nun noch die Handschuhe —! Sie werden wieder eine schwarze Sammetmaske tragen, wie das letzte Mal, nicht wahr?" Sie nickte und wies auf die Maske hin, die sie schon in der Hand trug, und die ihr Gesicht nur unvollständig verdeckte.

Er folgte mit einem beinahe fachmännischen Interesse allen Einzelnheiten ihrer Erscheinung. Sie stand vor dem Spiegel, um noch einmal ihre Toilette zu prüfen — den Überwurf hatte sie schon umgeworfen — diese ganze von Seide, Gold und Pelzwerk schimmernde Erscheinung machte bei der Marmorblässe ihres Gesichtes den Eindruck einer Toten — in dieser Frau mit ihrer sinnverwirrenden Schönheit schien alles Leben erloschen zu sein.

Auf einmal ergriff sie Delitzsch's Hand führte ihn vor den Spiegel.

„Wie finden Sie das Bild? Ah, bitte, seien Sie doch offen! Wie drückte sich doch der Andere aus: Ein feudales Weib, nicht wahr? Das ist Alles, was dem Leben Wert giebt, alles wofür Ihr Eure Reichtümer, Eure Kräfte, Eure Macht wegwerft: das Weib! Das Weib, das ist die höchste, kostbarste Ware auf dem Markte Eures Lebens, wo man alles kaufen kann! Nicht wahr? Sie gehören doch auch dazu — zu dieser Jugend, der man schon von früh auf Alles in

den Schoß geworfen hat, und die Alles genossen hat, zu dieser Jugend, die Alles weiß und Alles kann — oh, Sie sind bewundernswürdig in der That! Und wenn man Ihnen sagt, daß Sie uns aussaugen und betrügen, daß Ihre Genüsse ohne Geist, ohne Poesie und ohne Herz sind, und daß Sie garnicht mehr wissen, was Empfindung, was Liebe ist — daß Ihre ganze vielgerühmte Bildung eigentlich eine brutale, verlogene Barbarei ist, was haben Sie mir darauf zu sagen?"

Delitzsch hatte sie ruhig angehört mit gesenkten Augen und einem sinnenden, fast träumerischen Ausdruck in den Zügen. „Wenn Sie das Rothauser vorgeworfen hätten, würde er Sie vermutlich garnicht verstehen — und was mich betrifft — übrigens irren Sie sich, wir wissen sehr wohl, was Herz und Empfindung ist, aber es reizt uns nicht mehr — mein Gott, das Einfache kann uns nicht mehr befriedigen, wir sind zu müde, zu übersättigt — schließlich bleibt nur noch der Reiz des Pikanten, den man natürlich auch bald satt kriegt, den man aber dann nicht mehr entbehren kann. An diese verfaulende Civilisation sind wir Alle gefesselt — wenn Sie wollen, können Sie das als eine Art göttlicher Gerechtigkeit auffassen — Sie wissen, ich bin stets bereit Ihnen Moralphilosophie à discretion zu liefern."

Er lächelte leise bei den letzten Worten – so fein und scharf, wie nur er es konnte. Dies Lächeln gab stets seinem ganzen Gesicht einen völlig anderen Ausdruck.

Helene blickte noch immer vor sich hin, wie erschöpft von ihren leidenschaftlichen Worten, das ganze Gesicht von einem rätselhaften, verschlossenen Ausdruck.

„Mir ist immer, als sähe ich den Toten vor mir!" murmelte sie, Delitzsch starr ins Gesicht sehend. Dieser lächelte spöttisch. „Helene wir gehen zum Maskenball! Was kommt bei alledem heraus? Die triviale Wahrheit, daß die Caesaren des Lebens ebenso leiden wie die Nazarener!" Sie neigte leise den Kopf, als sie hinausgingen — der Wagen wartete bereits unten. Aber, bei ihren letzten Worten war eine leichte Wolke über Delitzsch's

Gesichts gehuscht — er entsann sich auf einmal einer fröhlichen Gesellschaft, wo er mit Rothauser zusammen gewesen war, und wo ein Herr, der mit solchen Künsten renommierte, ihnen allen Ernstes prophezeit hatte, sie würden Beide zu derselben Stunde sterben. Sie waren so gute Freunde gewesen damals. —

Und zu derselben Zeit durchirrte eine blasse, abgezehrte Figur die immer noch belebten Straßen und eilte mit selbstquälerischer Grausamkeit an allen jenen Orten vorbei, wo er früher glücklich gewesen war — er musste alles das noch einmal wiedersehen — diese Steine und diese Straßen waren stumm, aber sie redeten eine deutliche Sprache. Rothauser hatte seine Wohnung mit der verzweiflungsvollen Ruhe eines festen Entschlusses verlassen — er wollte niemand mehr sehen von all seinen Bekannten, er hatte keinen Brief, keine letzten Nachrichten hinterlassen — er sollte ja doch aus sein, und das Pathetische liebte er selbst in diesem Falle nicht. Er wäre nicht im Stande gewesen, noch in seiner letzten Stunde Phrasen zu machen.

Aber, als er auf die Straße hinaustrat, wo der blendende Schimmer des elektrischen Lichtes und der Gasflammen seine Sinne von neuem reizte, als er sich wieder inmitten dieser lachenden, schwatzenden und plaudernden Menschenströme sah, als er überall Leben, Bewegung und Lärm hörte — da erst trat ihm das Bild des Todes in seiner ganzen, schreckensvollen Kälte entgegen. Er preßte die Lippen aufeinander, und von Zeit zu Zeit durchfuhr ihn ein leichter Schauer. Fast mechanisch las er die großen, amtlichen Plakate an den Litfaßsäulen, die ankündigten, daß morgen der Wahltag sei. Was kümmerte ihn das jetzt noch?

Er sah in den Läden der Schaufenster seine eigene, ganz veränderte, heruntergekommene Gestalt — er fühlte, wie jeder Schritt ihm Anstrengungen verursachte, das Stechen in der Brust, dieser beschwerliche, fast fieberhafte Atem, da war nichts zu machen, er war Invalide.

Am Petersthor hatte er Weinlich getroffen, der

ihn kaum wieder erkannte — oder versucht hatte, ihn zu „schneiden" — ein kurzes, fast verlegenes Gespräch — Rothauser wußte, woran er war, als er ihn sich entfernen sah. Es war doch immer noch besser, mit einem Male ein Ende zu machen, als diese Demütigungen, dieses Mitleid, diese halbe und ganze Geringschätzung . . .

Und was blieb ihm denn übrig? Ein Hinabsteigen in die Bohème der großstädtischen Schriftstellerwelt, eine Existenz als Zeitungsreptil bei dunklen Ehrenmännern — das war es, was ihn erwartete. Sein Verleger würde ja nichts mehr von ihm nehmen — er war ein Deklassierter. Und er begriff, was in Weinlich's Augen gelegen hatte, als er ihn eben beinahe höhnisch musterte. Dieser Blick sagte ihm deutlich: „Du bist jetzt reif für uns — Du kannst Dich jetzt mit einreihen zum Vernichtungskampf gegen die Gesellschaft, die Dich ausgestoßen hat — Du gehörst jetzt auch zu den Geächteten, die Krieg führen gegen die Machthaber des Lebens!"

Er lächelte verächtlich, als er daran dachte. Er konnte sich keine Redensarten vormachen — er wußte, daß er unterlegen war — es galt, die Zeche zu bezahlen. Aber vorher will er noch alle die Stätten wiedersehen, an denen er glücklich gewesen ist, damals, als er noch jung war . . . .

Er fand sich auf einmal vor dem Krystallpalast, dessen Façade grell erleuchtet war von dem blendenden Glanze des elektrischen Lichtes, wo eine ununterbrochene Reihe von Wagen hielt, und der mit einem großen Stabe versehene Portier den Ankommenden ehrerbietig die Thür öffnete. Es war heute eine der beliebtesten Vergnügungen des Karnevals, der große Theaterball — man sah schon von draußen das wirre Gedränge der Masken im Vorsaal; bei diesem Ball fand sich ganz Leipzig, die eleganteste und die gemischteste Gesellschaft ein.

Und da kam es über Rothauser wie ein wildes, dämonisches Verlangen, noch einmal allen Glanz und

alle Pracht der Welt an sich vorbeiziehen zu lassen, noch einmal hineinzutauchen in den wirbelnden Strudel, noch einmal zu sehen, zu genießen — bevor er starb, noch einmal durchzukosten, was Leben heißt.

Hastig eilte er die mit Menschen bedeckten Stufen hinan und löste sich ein Billet. An der Kasse mußte er einen Domino nehmen; man durfte nur in Ballanzug oder in Maske erscheinen. Indessen war die Stunde schon vorgerückt, und man hätte das schwerlich noch sehr genau genommen.

In den Colonnaden und Gängen, den riesigen Sälen und Treppen des weitläufigen Gebäudes, das gegen 12000 Menschen fassen konnte, drängte sich eine unzählbare, ausgelassene Menge in allen möglichen Kostümen; Rothauser sah überall lachende Gesichter, blitzende Augen, erhitzte Wangen er hörte von fern die Musik — alles dies, selbst der heiße Duft von Parfüms, von Handschuhen, von Puder, alles das begann seine Nerven wieder aufzuregen — sein Blut ging rascher durch die Adern — aber er fühlte eine dumpfe Wut gegen diese farbenschöne, lebenstolle Welt, er hätte sich auf all diese Menschen stürzen mögen, um sie und ihr Glück zu zerschlagen — er kam sich vor wie der verwundete Stier, der in die römische Arena gelassen wird, um das Volk durch sein Sterben zu belustigen — es ging zu Ende mit ihm, und ringsum gaukelte das Leben weiter in seiner ganzen, lachenden Pracht.

Als er eben den Fuß auf eine der Treppen setzte, um sich nach den oberen Logen und Galerien zu begeben, sah er ein junges Mädchen in einem hübschen Rokokokostüm neben sich die Stufen hinabeilen — sie kam ihm sehr bekannt vor — er rief sie an.

„Ah, Sie sinds, Herr Fritz!"

„Fräulein Martha!"

Sie war es in der That — Delitzsch's Geliebte; sie kam ihm sonderbar verstört vor, ihre Augen waren rot und trübe — das ganze Gesicht nicht mehr so heiter — lebenslustig wie früher.

„Was haben Sie denn? Sie sehen auch ganz — anders aus!" sprach Rothauser, auf der Treppe stehen bleibend mit einem bitteren Lächeln.

Sie erzählte in hastig hervorgestoßenen Worten, oft von einer krampfhaften, halb schluchzenden Bewegung unterbrochen — eine traurige, höchst einfache Geschichte. Es war zu Ende mit dem lustigen Leben — ihre Eltern wollten sie nicht mehr im Hause behalten — sie konnte die Folgen ihres Verkehrs mit Delitzsch nicht länger verbergen, und es hatte einen allgemeinen Skandal gegeben.

„Und ich glaube, er will mich nicht länger behalten," fügte sie mit halb erstickter Stimme hinzu, „er will weg nach Berlin — er kann sich nicht mehr um mich kümmern. Er hatte mir Geld angeboten und gesagt, daß alles zwischen uns aus wäre — und als ich anfing zu weinen, ist er aus dem Zimmer gegangen — ich habe ihn seit acht Tagen nicht gesehen. Wenn ich nur wüßte, was aus mir werden sollte —!"

Rothauser hatte ihr zugehört mit gleichgiltiger, stumpfer Miene, als er fertig war, lachte er höhnisch auf.

„Ja, das ist seine Manier — Wissen Sie," fuhr es ihm brutal heraus, „da bleibt Ihnen ja doch nur eins übrig; werden Sie auch so Eine — Sie wissen schon —"

Sie sah ihn mit ihren thränenverschleierten Augen von unten herauf an.

„Ach nein," flüsterte sie, „das kann ich nicht. Hans hat mir einmal gesagt, wie das da ist mit den Mädchen — das kann ich nicht. Und erst hatte ich daran gedacht, ins Wasser zu gehen — aber ich habe solche Angst —"

Er blickte sie von der Seite an — er konnte das selbst kaum noch anhören, diesen verzweifelten Todeskampf eines jungen, blühenden Lebens, das gesündigt hatte aus Liebe, und gefrevelt weil es heißes Blut hatte und jung war — und das nun büßen mußte für den so rasch verflogenen Rausch.

Er erzählte ihr seine Geschichte, den Ausgang des Duells — sie hörte ihm kaum zu, sie war viel zu sehr mit ihrem eignen Elend beschäftigt.

„Ich bin hierher gekommen, um Hans noch einmal zu treffen, erklärte sie „er ist hier — vielleicht, daß er sich doch umstimmen läßt -- was meinen Sie?"

Er zuckte die Achseln — mit der finsteren Rücksichtslosigkeit der Sterbenden wollte er ihr keinen Trost geben; übrigens wußte er, daß Delitzsch sie doch aufgeben würde — eine verflossene Liebschaft, ah bah!

Sie trennten sich, jeder ging seinen Weg weiter — sie in die Schande, er in den Tod. Und sie hatten ein so lustiges Kostüm an, und durch die offenen Säle tönten die bestrickenden Klänge des Walzers, die davon erzählten wie schön das Leben sei, und wie herrlich es sei im Sonnenlichte zu atmen und zu jubeln — —

Rothauser stürzte sich in das dichteste Gedränge der Masken. Man tanzte eigentlich nur wenig — es war wie immer auf diesen Bällen die Menge zu groß und das Amüsement ja doch eigentlich der Hauptzweck — alles drängte sich anfangs in den großen Sälen zusammen, um sich dann in die Nebenräume, die chambres separées, die einladenden Nischen zu zerstreuen, sobald man eine Bekanntschaft gemacht, erneuert, oder mitgebracht hatte. Es waren Damen genug da, die ganz bestimmt Jemanden erwarteten — sie wußten nur noch nicht wen. Manche hatten bei einem Sturmlauf um ein Souper sehr wenig Vorurteile, und sicher waren Viele darunter, die mehr versprachen, als sie halten konnten — aber wer denkt daran bei dem berückenden Lächeln dieser hypermodernen Grazien, bei den einschmeichelnden Klängen der Musik, die man von fern hört in der verschwiegenen Einsamkeit mehr oder minder erbaulicher Betrachtungen. . . . .

Man sah alle möglichen Masken, aber nur wenig Originelles — Aufsehen erregte ein martialischer Boulanger, eine reizende Puppenfee, sowie mehrere Figuren aus dem

„Meißner Porzellan", das damals am Stadttheater Glück machte — weniger sympatisch wurde eine ungeheuer verschnupfte Maske aufgenommen, die sich als Influenza gebärdete — diese Krankheit hatte den ganzen Winter in der Stadt grassiert.

Und alles das schwirrte und tanzte, lachte und lärmte durcheinander — ein wahrer Hexensabbath der Großstadt, ein bezaubernd sündhaftes, teuflisch verlockendes Bild — ein einziger in tausend Farben, Tönen, Bildern schwelgender Aufruf zur Freude.

Und mit einer Art Entsetzen fühlte Rothauser, wie unvorsichtig sein Wunsch gewesen war, das Leben noch einmal zu sehen, bevor er starb. Er fühlte das, wie er eintrat, als ihm das Farbengewirr der geschmückten Säle glutheiß entgegenschlug, als er wieder die graziösen Nymphen der großen Stadt lachen, trinken und plaudern hörte — im Vorbeigehen berührten wieder diese nervös flackernden Gespräche sein Ohr, in denen bei dieser Gelegenheit so viel Lebenslust und Übermut sich austobt —

„Mir ist immer, als sähe ich den Toten vor mir!" murmelte die blasse, schöne Frau, die am Eingang des kleinen, verschwiegenen Salons stand und hinausspähte in das Gewühl der Masken. Sie stürzte hastig ein Glas dunkelroten Burgunders hinunter — ihre Hände zitterten, ihr ganzer Körper bebte in fiebernder Unruhe.

„Was haben Sie nur, Helene?" Delitzsch schenkte ihr von neuem ein „hören Sie nur, diese berauschende Musik — da, das ist der Walzer aus der Nacht in Venedig -- die Toten sind tot, und sie kehren nicht wieder! Kommen Sie — "

Er zog sie fort — seine Augen flammten, seine Nerven zitterten in jener wirbelnd tollen Lebenslust, die er zu empfinden und durchzukosten verstand wie kein Zweiter — und doch war auch sein Gesicht blaß, und seine Hände bebten unruhig wie in der Empfindung einer kommenden, entsetzlichen Krisis, eines Mene Tekel, das plötzlich mitten in der brausenden Orgie aufflammen konnte.

Aber die Toten sind tot, und sie kommen nicht wieder.

Da klang es wieder — und von neuem riß der Walzer alles in seinen bacchantischen Strudel und betäubte das Gehirn mit seinen süßen, klagenden Tönen, die auf einmal aufbrausten in dämonischem Jubel, mit seinen geheimnisvoll zitternden Melodien, die so viel von Jugend und Schönheit, von Lust und Sünde erzählen. Und das Blut färbt sich höher in den Adern dieser blassen, reizvollen Mädchengesichter — mit fliegendem Atem und halbgeschlossenen Augen treiben sie dahin auf den Wogen des Tanzes, der eine schrankenlose Macht über sie hat — wie eine Meisterwerk Satans, um ihre Seelen zu verderben, wie eine Siegesfanfare der schönen, sündhaften Welt. Bis ins Mark war diese Jugend vergiftet von dem wollüstigen Wiegen und dem rasenden Tempo des modernen Tanzes, ihre Nerven, ihr ganzes Denken hatten diesen Sturmgalopp mitmachen müssen — nichts Einfaches, nichts Ruhiges kann ihnen mehr genügen. Und Mozarts Zeitgenossen, die den Don Juan bacchantisch gefunden hatten, würden sich mit Entsetzen abwenden von diesem modernen Hexenkessel, von dem Karneval einer Gesellschaft, die ihren eigenen Untergang ahnt und sich zu betäuben sucht in wilden, maßlosen Genüssen . . . .

Rothauser bebte zusammen wie vor einem Gespenst, als die Pracht der Welt noch einmal vor ihm aufstieg in ihrer ganzen gigantischen Schönheit. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn von Kopf bis zu Fuß — die ganze Schwäche seiner Krankheit kehrte bei dieser tollen Reizung der Nerven zurück — er achtete nicht darauf, er hielt krampfhaft nur den einen Gedanken fest; er wollte nicht mehr sterben, das Leben war ja so schön — und das war alles Dummheit und Unsinn, was er sich vorgeredet hatte, diese ganze philosophische Resignation — die Welt ist kein Traum und kein Trug, das ist blutvolle, lebenswarme Wirklichkeit — er wollte zurück — nur leben, leben — was liegt an allem anderen? Ihn

packte wieder das Verlangen, ins Dasein hineinzutollen wie damals, als er noch jung war, den ganzen thörichten, süßen Wahn noch einmal durchzukosten . . . . .

Er schlug die Hände vor das Gesicht und seufzte tief auf in dieser entsetzlichen Qual — an die Brüstung der Galerie gelehnt, auf der er sich befand, sah er mit starren, fast entseelten Blicken in das Maskengewühl unten im Saal hinab.

„Mein Gott, dort oben, sehen Sie den Toten!“ rief in diesem Moment das schöne, unselige Weib, das ihn von unten erblickte, und ihrer Sinne kaum mächtig faßt sie den Arm ihres Begleiters, totenblaß, die Hand nach der Gallerie ausgestreckt.

Delitzsch fährt unwillkürlich zusammen und entfärbt sich, als er da oben die Gestalt gewahrt — das blasse, blutlose Gesicht, scharf erkennbar in der Umhüllung des schwarzen Mantels.

„Was ist das? Mein Gott — er ist doch tot!“ murmelte er betroffen vor sich hin.

Aber im nächsten Augenblick war die Erscheinung schon wieder verschwunden. Rothauser hatte sich abgewandt und war zurückgetreten — er hatte die Beiden da unten in dem Gewühl garnicht bemerkt.

Wie Gestalten aus der Walpurgisnacht, wie Phantome der Versuchung huschten die Masken an ihm vorbei — alle Kostüme, alle Farben blendeten in wirrem Durcheinander sein Auge; dunkle, vornehme Venetianerinnen mit goldblondem Haar, pikante Zigeunerinnen in leichtem, sehr gewagtem Kostüm mit Tamburin und buntem Kopftuch um das braune, halb gelöste Haar, Orientalen, deutsche Ritter, Rokoko-Kavaliere, Gretchenimitationen, rotgrünweiße Italienerinnen — ein unternehmendes Mitglied des Corps de Ballet erschien sogar in einer etwas antiken Gewandung und gab sich als Belle Hélène — leider war nichts antik an ihr als ihr Taufschein . . . . . .

In den Nebensalons knallten die Sektpfropfen — hier war natürlich meist die jüngere Herrenwelt stationiert, die des Flanierens müde sich in solche mehr oder weniger solide Plauderecken zurückzog — das Tanzen war ja in ihren Augen doch eine zu anstrengende Beschäftigung — es galt überhaupt als „kolossal fad!“ zu tanzen; sie waren ja schon sicher, durch ihre unwiderstehlichen Erscheinungen zu wirken.

In diesen Räumen war natürlich die Freiheit des Dialogs eine große — aber auch in den anderen Sälen begann sich die vorgerückte Stunde bemerklich zu machen, das Publikum war zu gemischt, um sich immer in den Grenzen der Ordnung und des Anstandes zu halten — Derbheiten und Zweideutigkeiten beherrschten bald das allgemeine Gespräch, und man konnte schon hier und da Tanzproduktionen bemerken, welche mit einer dezenten Menuet nicht die mindeste Aehnlichkeit hatten.

Rothauser sah viele seiner früheren Bekannten — das war wie ein Traum, der an ihm vorüberzog, der ganze Lärm seines zerrissenen, verzettelten Lebens — er sah Fräulein Emmy, die „Wiener“ Sängerin aus dem roten Adler, dann die kleine Grete, Marthas Freundin, Fräulein Lohinger, selbst seine nunmehr auch „verflossene“ Geliebte Elsa — hier war alles, Damen vom Ballet, Theaterprinzessinnen, Kellnerinnen, Priesterinnen der Venus, Grisetten und Loretten, umschwärmt von jungen und alten Lebemännern, Künstlern, Bankiers — von allen, welche Schönheit und Jugend auf dem Markte des Lebens bezahlen können. Rothauser fühlte sich wie gefesselt im Banne dieser sinnlich schwülen, märchenhaft wirkenden Atmosphäre des Ballsaals. Eine jener reizenden, auf Beute ausgehenden Kocotten näherte sich ihm und flüsterte ihm allerlei Worte ins Ohr, Worte, wie sie schon der heil. Antonius gehört hatte, und wie man sie immer hören wird bis ans Ende der Welt . . . . Rothauser lächelte trübe. Sie hatte ihn für einen Neuling hier gehalten, als sie ihn so ernst

und still dastehen sah — und er war schon längst kein Neuling mehr, er war bereits unter das Rad gefallen.

Er gab ihr seinen Arm, und sie betraten eines der gesonderten Kabinets. Das war ein blühend schönes, sinnlich verlockendes Weib, mit Formen wie eine Göttin von Rubens — dunkle Ränder unter den großen, brennenden Augen, um den vollen Mund ein wildes, wollüstiges Lächeln — jede Miene, jede Bewegung durch und durch verkommen, aber üppig schön wie eine Venus der Décadence.

Der Kellner brachte den bestellten Sekt, und sie stießen an — sie sahen sich in die Augen dabei, und jeder las dort denselben Gedanken.

„Das ist gut! der Wein — fühlst Du, wie das aufregt?" flüsterte sie ihm zu, und ihre heißen, lodernden Blicke versengten sein Antlitz.

Sein Blut begann zu sieden in der Nähe dieses Weibes — und sie umschlingend, küßte er sie auf den Mund, die Augen, die Stirn — küßte sie mit einer wahnsinnigen Heftigkeit, als wollte seine Seele sich auflösen in diesem selbstzerstörenden Kultus der Schönheit.

„Ah — wie Du küssest!" flüsterte sie schweratmend und leise abwehrend, „als ob Du mich totküssen wolltest! Kannst Du denn nicht genug bekommen?"

„Ich muß bald sterben!" sprach er, einem seltsamen Einfall gehorchend, „und so viel Zeit habe ich nicht mehr!"

Er lächelte matt und stürzte ein Glas von dem schäumenden Champagner hinunter — sie sah ihn von der Seite an und wiederholte gedankenlos:

„Bald sterben? Ach, was Du sagst —" Und mit ihm anstoßend, rief sie: „Du siehst so blaß aus, Schatz — komm, trink — der Wein, der schießt ins Blut!"

Sie nahm eine von den Cigaretten, die er ihr anbot, und rauchte — und während die weißlichen Rauch-

wirbel langsam zur Decke aufstiegen, blickte dies verlorene, schöne Geschöpf dem jungen Mann mit einem seltsamen Blick ins Auge — ein Blick, als ob sie gleiches Schicksal und gleiches Elend bei ihm ahnte — ein Blick, der von verlorenen Paradiesen erzählte, von einem ruhigen, arbeitsamen Leben, von zufriedenem Glück, das auch sie früher einmal gekannt hatte .....

Er trank und rauchte, schwatzte und lachte mit ihr — seine Augen leuchteten fieberisch — er hatte alles vergessen, er war wieder glücklich im Genuß — das war ja das letzte was ihm geblieben war. Und doch fuhr er bisweilen krampfhaft nach der Brust — es war, als ob der Atem da plötzlich aussetze — und dann packte ihn eine maßlose Angst, so daß er nicht wußte, wo er bleiben sollte.

Auf einmal hörten sie draußen eine brausende Bewegung durch die Menge gehen — ein allgemeines Rufen, Lärmen — alles schob und drängte nach dem großen Saale zu — Rothauser stürzte hinaus.

Es fand die Krönung der Schönheitskönigin statt — nach der ausgelassenen Sitte des Karnevals wurde am Schluß die schönste der anwesenden weiblichen Masken als Königin ausgerufen und gefeiert — auf einer Estrade zeigte sie sich allen Anwesenden, von dem brausenden Jubel der erhitzten, lärmenden und schon ihrer Sinne nicht mehr ganz mächtigen Gäste begrüßt.

Rothauser sah hin — da oben stand ein bezaubernd schönes Weib mit blondem Haar, das in dem Lichte der hundert Gasflammen wie Sonnengold leuchtete — es war Helene Felsegg, die Frau, die er einst geliebt hatte — die wie eine Königin der Schönheit sein wüstes, vergeudetes Leben erhellt hatte. Er starrte sie an mit entsetzten, weit aufgerissenen Augen. Sie hatte die Halbmaske, die sie abgenommen hatte, noch in der Hand — ein Herr trat auf die Stufen der Tribüne und reichte ihr ein Glas, das mit Sekt

bis zum Rand gefüllt war — sie leerte es auf das Wohl der Anwesenden, und ein allgemeiner, brausender Jubelruf ging durch die Menge, die Musik setzte mit einem schmetternden Tusch ein — sie lächelte, wie berauscht von diesem Triumph, und doch war das ein seltsames, fast drohendes Lächeln — mit einem wilden, beinahe zürnenden Ausdruck flog ihr Blick über das Gedränge an den Stufen ihres Thrones .....

Und da kam wie ein Blitz die Erleuchtung über Rothauser — da begriff er erst in Wahrheit, was er verloren hatte — unwiderbringlich und auf immer — es war ihm, als würde der verhängnisvolle Faden seines Lebens erst jetzt vor ihm klar gelegt. Dieses Lächeln und dieser Blick — das war wie eine Anklage der Poesie, der Schönheit gegen diese verkommene Gesellschaft, für die alles käuflich ist, und die ihre brutale, materielle Macht überall zur Geltung bringt — die nicht mehr weiß, was Schönheit und Größe und Poesie ist, bei der jeder Genuß sich aufbaut auf zertretenen Empfindungen und vernichteten Existenzen.

Dies junge, schöne Weib da oben mit dem perlenden Glas Sekt in der Hand, der alles huldigte — sie hatte sündigen und freveln müssen, um oben zu bleiben im Ringkampf des rücksichtslosen Lebens — und dabei hatte sie immer gelechzt nach der Hoheit echter Empfindung, nach der Allgewalt selbstloser, beglückender Liebe.

Und wie ihr, so erging es Hunderten, Tausenden glückloser Menschen von heute, die ihr Elend fühlten und um so lauter prahlten mit ihrem Glück.

„Verloren! Auf immer verloren!“ Das war es, was in Rothauser's Seele wiederhallte wie ein Verdammungsurteil — diese Frau hatte ihn geliebt — und er hatte sie nicht verstanden und nicht gewürdigt — er hatte ein Paradies in Besitz gehabt, das er verächtlich weggeworfen hatte. O, wenn er jetzt noch einmal leben könnte —

Aber da kam ein seltsames Gefühl über ihn; wie ein Stoß, der seinen ganzen Körper auflösen wollte — er fuhr mit der Hand nach dem Mund — er konnte nicht mehr atmen; er fühlte Blut im Munde, an der Hand, und zugleich drehte sich alles vor seinen Augen, grünlich schwarze Rauchwolken schienen ihn auf die Erde niederzuziehen — er wankte — — Seine Begleiterin, die sich an seinen Arm gelehnt hatte, eilte entsetzt ein paar Schritte weg „Mein Gott, was ist Dir?“ Er wollte antworten, aber er konnte nicht mehr — die tolle Aufregung dieser Ballnacht zog ihm einen Blutsturz zu — er fiel auf dem Parket zusammen, das sich sogleich blutig färbte.

Es entstand ein Auflauf, von dem man aber vorn im Saal nichts bemerkte — die aufsichtführenden Beamten schafften sofort den Bewußtlosen hinaus. Man brachte ihn in ein kleines Nebenzimmer, wo sich ein Arzt, der unter den Zeugen des Vorfalls war, seiner annahm. Derselbe sorgte auch dafür, daß eine Droschke geholt wurde, und der Verunglückte, sobald es thunlich war, nach seiner Wohnung überführt wurde. — —

Im Saale fuhr die Musik fort, ihre einschmeichelnden Klänge ertönen zu lassen, hier und da wurde auch noch getanzt — aber alles schmeckte schon nach dem Schlußgalopp. Die bekannten Ueberraschungen hatten stattgefunden — ein farbenprächtiger Aufzug von weiblichen Schönheiten, die als Wiener Wäschermädel und als Jokeys kostumiert waren, hatte noch einmal alle Kneifer und Monocles in Bewegung gesetzt — aber draußen mehrte sich der Lärm der vorfahrenden Wagen, man begann aufzubrechen. Es war gegen 5 Uhr Morgens.

Helene saß inmitten einer Gesellschaft bekannter Herrn, die ihr wetteifernd huldigten — ihre Augen blitzten, und sie nippte oft an dem vor ihr stehenden Sektglas — sie schien ihre ganze Lebenskraft wieder gewonnen zu haben. Delitzsch beobachtete sie, ihr gegen-

über sitzend — sein Gesicht sah noch immer blaß und unruhig aus — er dachte noch an die sonderbare Erscheinung, die Rothauser so ähnlich gesehen hatte — und er glaubte doch zu wissen, daß dieser tot war.

Er hatte eben noch einen Disput gehabt mit der kleinen Martha, die ihn doch noch aufgesucht hatte — er mochte ihr nichts erwidern auf ihre Thränen und Vorwürfe — er hatte sie getröstet und in seiner alten, herzlichen Weise zu ihr gesprochen. Dies junge Mädchen hatte von vornherein gewußt, daß es eines Tages aus sein würde zwischen ihnen und doch —

„Kommen Sie, wir wollen aufbrechen!" flüsterte ihm Helene zu, als er an ihrem Stuhle vorbeiging, „ich ersticke — die Luft ist hier entsetzlich drückend —"

Ein Freund von Delitzsch, der Sohn eines reichen Fabrikanten, und Fräulein Lohinger, die diese auf dem Ball getroffen hatte, schlossen sich an und gingen mit ihnen weg.

Auf der Schwelle des Saales drehte sich Delitzsch noch einmal um. Wie ein versprühtes und verknattertes Feuerwerk erlosch die Pracht der Ballnacht hinter ihm. Die Lichter im Verglühen, die Töne im Verklingen, die Menschen im Verwelken — ihre Gesichter waren blaß und müde. Am Boden lagen zertretene Blumen, bunte Schleifen, zerknitterte Zettel — der Genuß, diese allgewaltige Überanstrengung des menschlichen Geistes, war verstummt, und die Erschöpfung trat in ihre Rechte. Delitzsch warf noch einen letzten Blick über die Szene. Es war so sonderbar — er hatte das Gefühl, als sollte er mit diesem Balle Abschied nehmen von der schönen, lebensprühenden Welt — ihn fröstelte unwillkürlich —

Er zuckte die Achseln.

„Nein, nein, keinen Wagen!" erklärte Helene draußen, als er einen Kutscher anrufen wollte, „ich muß frische Luft, Bewegung haben — die Hitze war entsetzlich dort drinnen — lassen Sie uns noch etwas gehen!"

Sie nahm seinen Arm — die anderen erklärten sich ebenfalls mit einem längeren Spaziergang einverstanden; die kühle, frische und nicht zu kalte Winternacht that ihnen wohl. Sie gingen langsam durch die öden Straßen, in denen hier und da noch die Nachwehen des scheidenden Karnevals ein lautes Gelächter, einen übermütigen Scherz, eine mutwillige Ansprache aufflackern ließen.

Einmal glaubte Delitzsch in einer Gesellschaft vorbeikommender Studenten Sievers zu erkennen — aber dieser sah ihn nicht, und er war selbst viel zu viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sonderlich auf ihn acht zu geben — in dieser Nacht schienen wie Phantome alle Erscheinungen seines Lebens noch einmal vor ihm aufzutauchen.

„Was ist das dort?“ rief Helene, auf ein großes, farbiges, halb zerrissenes Plakat deutend, das an einer Mauer befestigt war.

„Arbeiter, wählt!“

las Delitzsch, laut lachend. „Heute ist ja der Tag der großen Wahlschlacht! Man merkt, daß wir noch im Karneval sind.“

Sein Begleiter lachte.

„Sie Spötter! Aber da muß man doch einen Unterschied machen. Die Wahlen, wissen Sie, als Erscheinung der öffentlichen Meinung —“

Delitzsch ergriff ihn am Arm.

„Hören Sie auf!“ rief er, „wir sind nicht mehr privilegiert zur Narrheit — die öffentliche Meinung, das ist eine schöne Vogelscheuche! Die öffentliche Meinung kann jede Zeitung zu ganz bestimmten Preisen kaufen — heute hat alles seinen Preis!“

„Um Gotteswillen — nur keine Politik,“ rief die kleine Lohinger ungeduldig, „ich habe ohnehin schon Kopfweh, also —“

„Sie haben recht, meine Gnädige!“ versetzte Delitzsch

würdevoll, „die Politik verdirbt den Charakter! Und was wollen wir mit der Politik — Apage, Satanas!"

Helene schwieg. Sie fröstelte trotz des dichten Mantels, in den sie gehüllt war — mit einem schwermütig müden Ausdruck sah sie in den aufdämmernden Morgen hinein. Es herrschte überall eine nasse, abstoßende Frostigkeit — eine leichte Schneedecke lag auf Straßen und Häusern — etwas widerwärtig schmutziges lag in dieser Atmosphäre, in dem fahlen, allmählig sich aufhellenden Himmel, in der stumpfsinnigen Ruhe der Straßen, die beinahe noch ganz verlassen waren.

In der Nähe des Südplatzes begegnete ihnen ein Trupp Arbeiter, die aber offenbar nicht an ihre tägliche Beschäftigung gingen — sie waren sehr aufgeregt und schienen zum Teil betrunken – ein Paar trugen große Zeitungspackete unter dem Arm. Als die kleine Gesellschaft an ihnen vorüberging, blieben sie stehen — sie musterten diese eleganten, zerknitterten Toiletten, diese Seidenkravatten und Pelzboas, diese blassen, verkommenen Gesichter, in deren matten Augen noch die Aufregung des Maskenballs lag, mit dem Ausdruck einer geheimen Wut, eines verhaltenen Grimms, dessen Ausbruch nahe bevorstehend schien.

Sie riefen ihnen etliche unbestimmte Schmähungen oder Drohworte nach — man nahm natürlich keine Notiz davon und schritt eilig weiter.

„Das wird heute hübsch werden in der Stadt," murmelte Delitzsch's Begleiter: „wenn diese Gesellschaft schon jetzt so aufgeregt ist — ich glaube, diese brechen schon nach irgend einem Wahllokal auf, um nur Leute von ihrer Partei zur Wahl kommen zu lassen.

„Ach ja — jeder Deutsche soll ja nach seiner Ueberzeugung wählen," bemerkte Delitzsch: „es ist eine schöne Sache um die Freiheit der Wahlen! Wenn irgend ein Amtsrichter oder Oberlehrer liberal wählt, wird er zur Disposition gestellt — das ist die Ergänzung von oben. Unten machen sie's etwas massiver — mit Fäusten oder

Drohungen. Die ganze Posse heißt konstitutionelle Volksrechte! — Meine Damen, ich schlage vor, wir verlängern unsern Spaziergang bis nach Connewitz hinein und gehen dann auf dem Waldwege am Flußufer zurück. Das wird uns gut thun!"

Fräulein Lohinger versicherte ihm:

„Mir war der Kopf zum Zerspringen, als ich hinauskam. Die Hitze — und der Wein — "

„Der Kopf? Das Herz nicht--? " erkundigte sich Delitzsch besorglich.

Die kleine Brünette lächelte maliciös.

„Das Herz — Ich weiß garnicht einmal, ob ich noch eins habe!"

„Sie auch nicht?" Delitzsch lachte laut und höhnisch auf." — „Und Sie haben recht damit — Lassen Sie uns ruhig die große Wahrheit aussprechen: Wir haben alle kein Herz mehr. Vielleicht haben wir es einmal verloren — oder wir haben es getötet mit dem Rasseln unserer Kourierzüge, dem Tempo unserer Walzer und dem Knallen der Sektpfropfen. Uebrigens vermissen wir es im Grunde auch garnicht mehr."

Delitzsch geriet wieder in seine gewöhnliche, spöttische Laune — man riß schlechte Witze über die Wahlen, mokierte sich über den Stil der Aufrufe an den Plakaten — den Kopf noch voll von Walzermelodien und von den bon mots der Ballnacht schlenderte die kleine Gesellschaft langsam durch Connewitz, wo trotz der frühen Morgenstunde ein ungewöhnlich reges Leben herrschte.

Man sah Gruppen an den Hausthüren stehen, hörte Lärm in den kleinen Restaurants an der Straßenfront — auf dem freien Platze, wo die Pferdebahnlinie nach des Stadt endete, stand ein großer Haufe Arbeiter, darunter etliche junge Leute in städtischer Tracht, die ganz wie Studenten aussahen.

Delitzsch erinnerte sich, daß in einem großen patriotischen Studentenverein vor mehreren Tagen eine sehr

stürmische Sitzung stattgefunden hatte — mehrere geachtete Mitglieder waren einer lebhaften Agitation für die socialdemokratische Partei überführt und hinausbugsiert worden — er erinnerte sich dunkel, daß auch Weinlich irgend eine Rolle dabei gespielt hatte.

„Lassen Sie uns da seitwärts abbiegen," sprach er zu den Damen: „wir können unten im Waldcafé eine kleine Stärkung zu uns nehmen — diese Herrn drüben sind moralisch in der Hausse, und wir in der Baisse — dies Verhältnis scheint nicht ganz ungefährlich."

Alle lachten — aber dies Lachen wirkte unangenehm auf die Gruppe Proletarier. Sie hatten wahrscheinlich schon ein paar Nachtstunden da zugebracht, hatten Ansprachen gehört und ihren nüchternen Magen durch Alkohol stimuliert — ihre Nerven waren gereizt und ihr Gehirn benebelt durch den Schnaps und die Phrasen. Alles in allem befanden sie sich in ungemütlicher Stimmung, und die elegante Gesellschaft, denen man die durchschwärmte Nacht ansah, wirkte auf sie wie ein Funke aufs Pulverfaß.

„Da können wir ja gleich anfangen," rief ein robustes Individuum, das wie ein Schlosser aussah, „der Bagage da wollen wirs Lachen versalzen!"

Und er machte etliche drohende Schritte auf die rasch Vorbeigehenden zu. Ein paar suchten ihn zurückzuhalten — sie sahen sich vorsichtig um — die Furcht vor der Ortspolizei hielt sie im Zaum, die aber nirgends zu sehen war.

Indes die Meisten zogen schreiend und johlend hinter dem Anführer her — man begann bereits mit Steinen zu werfen, als die kleine Gesellschaft in die Straße nach dem Flußufer zu abgebogen war.

„Teufel, das kann ernsthaft werden," meinte Delitzsch's Begleiter, „in 5 Minuten wissen die Leute nicht mehr, was sie thun — ich kenne das von unserer Fabrik her."

„Um Himmelswillen,“ schrie Fräulein Lohinger entsetzt, „sie werden uns doch nicht angreifen?!“

„Gehen Sie möglichst rasch nach dem Café hinunter — und von da ans Flußufer, wo man Sie im Walde nicht mehr auffinden wird,“ sprach Delitzsch zu den Damen — „aber rasch —“

„Und Sie?“ fragte Helene, als sie ihn stehen bleiben sah. Sie waren mittlerweile an dem eisernen Gartenthor des Restaurationslokals angekommen.

„Ich will hier — Ah, da kommen Sie schon — Machen Sie schnell fort.“

Trotz ihres Protestierens drängte er die beiden Damen und ihren Begleiter fort durch den Garten, wo er sie zwischen den Bäumen verschwinden sah.

Er blieb stehen und sah der ankommenden, schreienden und lärmenden Bande mit seiner kühlen, verächtlichen Ruhe entgegen. Es war sonst alles still in der ganzen Gegend — in den Häusern regte sich noch nichts. Der Himmel, der fahlgrau aussah, bezog sich mit schweren, dunklen Schneewolken, die das unheimliche Zwielicht noch vermehrten.

„Ah, da ist er ja! Der war's, der hat gelacht! Das ist auch so einer von der verdammten, noblen Sorte!“

Alle schrieen durcheinander – zum Glück hatten sie meistens leere Hände, nur etliche trugen schwere, große Stöcke.

Auf einmal bemerkte Delitzsch ein Gesicht in dem geöffneten Fenster eines kleinen Schanklokals, das sich gerade gegenüber befand. Es war Weinlich — er hatte offenbar den ganzen Vorfall schon etliche Zeit verfolgt. Er sah sehr angestrengt und aufgeregt aus, und in der Hand trug er etwas, das nach einer Waffe aussah.

„Was wollen Sie?“

Delitzsch's Frage wurde mit einem allgemeinen Hohngelächter aufgenommen — ein Stein hatte ihn an

der Hand getroffen, daß sie blutete. Alle schrien um ihn herum — man begann ihn an seinem eleganten Mantel zu packen, der Cylinder wurde ihm vom Kopfe gerissen, demoliert und weggeschleudert.

„Immer drauf, Jungens," schrie Weinlich, der in die Thür getreten war, „so was Nobles kriegt Ihr so leicht nicht wieder!" Sein Gesicht war ganz blaß und von dem Ausdruck eines wütenden Hasses förmlich verzerrt.

Er hatte sich schon am frühen Morgen des Wahltags wegen in diesen fast ganz socialdemokratischen Vorort begeben — und diese Gelegenheit, seinen erbitterten Feind in seiner hilflosen Lage zu verhöhnen, kam ihm zu erwünscht.

„Herr Weinlich!" rief Delitzsch, so laut er konnte, „Sie sind —"

„Immer drauf! Der muß was gehöriges abhaben!"

Der junge Mann merkte, daß er verloren war. Diese Leute hatten Blut gesehen, und sie betrachteten ihn wie eine sichere Beute, die sie erst noch ein bischen quälen wollten. Er lehnte am Gitter und konnte sich kaum noch aufrecht halten, alle schlugen auf ihn los — das Blut floß über Gesicht und Arm. Er ahnte, was ihm bevorstand. Der Name Lichnowsky fuhr wie eine Todesvision durch sein Gehirn.

Wenn es ihm jetzt gelang, Weinlich so zu reizen, daß dieser rasch dazwischenfuhr, entging er wenigstens allem Weiteren.

„Herr Weinlich!" rief er, so laut er konnte, durch das Gebrüll der betrunkenen Proletarier hindurch, „ich habe an Sie noch einen Gruß von Martha — heute Nacht im Krystallpalast habe ich sie verabschiedet!"

Auf einmal entstand eine unheimliche Stille — Weinlich stand Delitzsch schräg gegenüber — und dann

hörte man einen scharfen, durchdringenden Knall — Delitzsch wankte und fiel ohne einen weiteren Laut, ohne Bewegung zu Boden. Jener hatte ihn mit einem Revolver mitten in die Brust geschossen. Als sich der Rauch vor der Hausthür verzogen hatte, war von Weinlich nichts mehr zu sehen — er war im Innern des Hauses verschwunden.

„Alle Teufel," schrie der Schlosser, welcher den Haufen geführt hatte, „das wird gefährlich — Macht, daß Ihr fortkommt und laßt den Kerl liegen."

Alle stürzten in verschiedenen Richtungen weg — in den benachbarten Häusern öffneten sich Fenster — aber es dauerte eine geraume Zeit, bis man den Leichnam aufhob und zunächst in das Lokal schaffte — schon seit dem frühesten Morgen hatte der Wahllärm alles in Aufregung gehalten.

Der eingetretene Tod war mit Leichtigkeit zu konstatieren — die Kugel saß nahe dem Herzen — trotz der Aufregung, in der Weinlich sich befand, mußte er gut gezielt haben.

Und das ist immer so, wenn der Mann den Mann tötet um des Weibes willen.

XXX.

„Sie haben ihn getötet!"

Der ernste, starke Mann, der das sagte, blickte Helene mit einem drohenden Ausdruck an — mit dem Blicke des Vaters, der seinen Sohn in den Armen einer schönen Frau hat untergehen sehen — mit dem Blicke

des Richters, der zu Gericht sitzt über einen unentwirrbaren Knäuel von Schuld und Sünde.

Es war Rothauser's Vater — er war gekommen auf ein Telegramm von Sievers hin, daß sein Sohn im Sterben liege — und ein paar Stunden nach seiner Ankunft war Fritz Rothauser gestorben. Jener hatte nicht nachgeben wollen, er hatte immer gehofft, das harte Leben würde den unbotmäßigen Sohn beugen und zur Vernunft bringen — eher wollte er ihn nicht wiedersehen. Aber er irrte sich — Fritz Rothauser war untergegangen, aber zu klagen und zu bitten verstand er nicht.

„Sie haben ihn getötet!“ wiederholte er leiser — Helene lächelte, sie wußte was dieser Vater litt — aber was war das gegen ihre eigenen Qualen?

„Nicht ich — sehen Sie da unten — die Stadt, die hat ihn getötet!“

Und am Fenster stehend, wies sie mit der Hand hinaus — auf den großen Platz da unten, auf das Häusermeer, das sich auf allen Seiten vor ihr ausdehnte — von Zeit zu Zeit hob sich ihre Brust krampfhaft, wie erdrückt von einer Last marternder Gedanken.

Man hörte die Stadt brausen und wogen wie unter dem Druck einer geheimen im Inneren wühlenden Bewegung. Der dunstige, rotgelbe Schleier des Abendhimmels lag über den prächtigen Gebäuden, den luxuriösen Anlagen, die sich an der Promenade ausbreiteten; elegante Karossen belebten die breiten Straßen — von fern sah man den Lichterglanz großer Cafés und hörte das monotone Geschrei der Ausrufer, die im Gedränge ihre Waaren anpriesen.

Das sah alles so glänzend und machtvoll aus.

Und doch bebte die schöne Frau zusammen, und von Zeit zu Zeit heftete sie einen starren, angstvollen Blick auf die Menge, die sich da unten drängte, auf den steinernen Wald von Häusern, der lebendig zu sein

und eine furchtbare, gegenwärtige Drohung zu enthalten schien.

Sie hatte die fahlen, schmutzigen, von der Trunkenheit erhitzten Gesichter noch vor Augen, die in dem trüben, dämmernden Wintermorgen über sie herfielen, sie mit Steinen warfen, ihnen Drohworte nachriefen — sie wußte, daß sie Delitzsch getötet hatten, und daß auch sie beinahe in ihre Hände gefallen wäre. Sie zitterte vor Zorn und Angst schon bei dem Gedanken.

Als sie die erste Nachricht von Delitzsch's Tod empfangen hatte, da erfüllte eine wilde, heiße Freude ihr Herz — es war, als ob ein schwerer Druck, der Jahre auf ihr gelastet hatte, gefallen wäre. Aber sie konnte diese Gesichter nicht vergessen — sie verfolgten sie wie eine Vision . . . . . .

Sie sah jetzt, was sie bisher nicht gesehen hatte — da unten, unter der Menge, die von der Arbeit ausgesogenen Fabrikarbeiter, die Proletarier der Straßen, die auf dem Pflaster zu Hause sind und keine andere Heimat haben, die Deklassierten der Gesellschaft, die verkommenen Studenten und Künstler, die verwilderten Bohémiens und dunklen Ehrenmänner aller Branchen — diese ganze Armee des Elends, welche die große Stadt in ihrem Schoße genährt, aufgezogen und groß gemacht hatte — alles das schien in einer Flutwelle von Wut und Haß gegen das prächtige Haus heranzustürmen, das sie bewohnte — gegen diese Räume, wo alles Glanz, Luxus und Pracht war, gegen sie selbst, die vom Leben nur den Genuß, die Freude und die Befriedigung ihrer ausschweifendsten Wünsche kannte. Und all die blassen, nervösen und fiebernden Gesichter schienen ihr zuzurufen: „Ihr habt gesündigt — und ihr sollt jetzt büßen — eure Welt ist alt und verfault, Ihr habt euch selbst verurteilt — denn alles, was von Eurer vielgepriesenen Bildung schließlich übrig geblieben ist, ist ja nur der souveraine Hohn und die erbarmungslose Ironie!"

Und diese Vision schien Leben zu gewinnen — die

Gestalten aus den Tiefen zogen immer drohender herauf über die moderne Welt, die ahnungslos ihren Karneval weiterfeierte — après nous le déluge.

Helene wußte, was ganz Leipzig schon am Abend gewußt hatte, daß die Wahlen fast überall die Sozialdemokraten in ungeahntem Maße verstärkt hatten, daß im ganzen Reiche die Feinde des Bestehenden zuversichtlicher wie je ihr Haupt erhoben. Eine Partei, die es offen aussprach, die Gesellschaft, wie sie sei, sei eine monströse Ungerechtigkeit — diese Partei hatte, wie sich jetzt auf einmal zeigte, eine große Menge des Volkes hinter sich. Dieser große und glänzende Aufbau des Reiches, der so sicher und so geachtet dastand vor ganz Europa, schien in seinen Grundfesten erschüttert.

Am Abend des Wahltages war das Kartell vernichtet — der bisherige Reichstag war gefallen. Und vier Wochen darauf fiel auch der große Kanzler — die alten Zustände gerieten überall ins Wanken.

Eine von jenen urewigen, historischen Konvulsionen schien sich vorzubereiten, von denen die alternde Welt von Zeit zu Zeit geschüttelt wird, und die vielleicht schon das Schlußwort der Vernichtung in sich bergen, mit dem unsere Kultur zu Grabe getragen wird. Jeder Einzelne empfindet das allgemeine Schwanken nach — die tausend Fäden, durch die er mit der Allgemeinheit zusammenhängt, spannen sich fieberhaft zitternd — er ahnt in dem Tod, welcher eine ganze Welt verschlingt, seinen eignen Untergang.

Die schöne Frau, die da oben am Fenster stehend hinab ah in's brausende, wild bewegte Leben der Großstadt, sah noch blasser aus wie die Marmorstatue neben ihr an der Wand. Alles, was sie gethan und gefehlt hatte, stand ihr vor Augen. Alles, was Delitzsch und Rothauser den Inhalt ihres Lebens genannt hatten: die wilden, maßlosen Genüsse, den rücksichtslosen Ehrgeiz, die brutale Nichtachtung fremden Glücks und fremden Empfindens, weil sie fühlten, daß sie selbst dazu verurteilt waren, nie glücklich zu sein — das war eine

Zertrümmerung alles dessen, was die Menschen bisher heilig hielten, es kam ihr vor wie das letzte Wort der überreifen, durch und durch zersetzten Civilisation.

Wo war der Ausweg? Gab es hier keine Hilfe und Rettung mehr?

Und unvertilgbar wohnt dabei in der Seele des Menschen die Sehnsucht nach Glück, nach Poesie — nach dem unschätzbarsten, köstlichsten Gut für menschliches Empfinden, nach Liebe.

Aber davon lebte nichts mehr in dieser Welt.

Helene wußte das — und mit einer Art Aufschrei wandte sie sich plötzlich nach dem Manne neben ihr um und ergriff seine Hand.

„Ich bin nicht schuldig!" wiederholte sie „er hat sich selbst getödet. Und es hätte mit ihm so enden müssen, früher oder später — die Welt ist alt, und wir sind so müde vom Leben — so müde!"

Er zuckte die Achseln. Er gehörte nicht zu den Leuten, die so leicht vergessen und vergeben. Aber er sah sie an — er sah, wie sie die Hände vor das blasse Gesicht schlug, und ein Gefühl des unendlich Thörichten Eitlen, Nutzlosen aller menschlichen Leidenschaften und alles menschlichen Thuns überkam auch ihn.

„Ja, Sie haben recht!" wiederholte er leise mit einem bitteren Lächeln, „man wird müde. Sie glauben an keine Vergeltung — aber ich möchte jetzt nicht mit Ihnen tauschen."

Sie sah ihn an, als ob sie ihn nicht verstanden hätte.

„Glauben! Das Wort berührt uns sehr seltsam!"

Er zuckte die Achseln, aber seine feste, geprüfte Natur begann ein Grauen zu empfinden vor dem unheimlichen Boden, auf dem er stand, vor dieser anscheinend so glänzenden und innerlich zerfressenen Welt. Seine gewohnten Redensarten lagen ihm auf der Zunge, daß Arbeit alles wieder gut mache — aber er bedachte, wie in Wahrheit jeder heute arbeiten muß, und wie diese Leute, die er eigentlich verachtete, auch gearbeitet hatten. Und auf den naheliegenden Gedanken kam er

nicht, daß gerade die ungeheueren Kraftanspannungen der modernen Welt die Rächer in ihrem Schoße großgezogen hatten, daß die Arbeit den Untergang dieser verfallenen Civilisation ja gerade beschleunigte.

Wie gesagt, auf diesen Gedanken konnte er nicht kommen. Er war ja ein Liberaler und glaubte an den Fortschritt — das war der Gott seiner Welt. Und er war fest überzeugt, „Vernunft und Gerechtigkeit" würden schließlich doch siegen. Aber als er ging, überkam ihn doch wie eine düstere, unheimliche Kälte die ganze Empfindung dieser Welt ohne Götter.

Und Helene?

Ihr seid ihr vielleicht schon einmal begegnet — in der glänzenden Oper der Residenz oder auf der elenden Spezialitätenbühne eines Provinznestes — auf der Promenade oder in einem Wiener Café mit seinem fieberhaft flimmernden, elektrischen Licht — und ihr habt sie betroffen angestarrt wie die Erinnerung an ein holdes, für immer entschwundenes Märchen — sie hat noch immer denselben eisig kühlen, verächtlichen Blick, sie, die mißhandelte, schuldbeladene, an allem irre gewordene Poesie — die Poesie einer versinkenden Welt.

M.

Druck von Paul Dünnhaupt in Cöthen.

Messerer